



Christus unsre Hoffnung

Gepredigter Glaube im Kirchenjahr

Reinhard Horst

Cuvillier-Verlag

Reinhard Horst

Christus unsre Hoffnung

**Gepredigter Glaube im
Kirchenjahr**

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen : Cuvillier, 2006

ISBN 10: 3-86727-067-8

ISBN 13: 978-3-86727-067-0

Bildnachweis:

Das Foto der Umschlagseite (vom Autor) zeigt ein Christusmosaik aus der Hagia Sophia in Istanbul.

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2006

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2006

Gedruckt auf säurefreiem Papier

ISBN 10: 3-86727-067-8

ISBN 13: 978-3-86727-067-0

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
1. Advent	3
<i>Jesu Einzug in Jerusalem - Matth. 21, 1-9</i>	
2. Advent	6
<i>Jesu Rede über die Endzeit - Matth. 24, 1-14</i>	
3. Advent	9
<i>Bußpredigt Johannes des Täufers – Lukas 3, 7-20</i>	
4. Advent	12
<i>Botschaft an Maria – Lukas 1, 26-38</i>	
Heiligabend	15
<i>Jesu Geburt – Lukas 2, 1-20</i>	
Weihnachten	18
<i>Gottes wunderbare Liebe – Joh. 3, 16</i>	
Sylvester	21
<i>Alles soll zum Besten dienen - Röm. 8, 28</i>	
Neujahr	24
<i>Gott mehr gehorchen - Apg.5, 29b</i>	
1. Sonntag nach Epiphantias	27
<i>Die Taufe Jesu - Matth. 3, 13-17</i>	
2. Sonntag nach Epiphantias	30
<i>Die Frage nach dem Fasten - Markus 2, 18-22</i>	
3. Sonntag nach Epiphantias	33
<i>Der Hauptmann von Kapernaum - Joh. 4, 46-54</i>	
4. Sonntag nach Epiphantias	36
<i>Der sinkende Petrus - Matth. 14, 22-33</i>	
Letzter Sonntag nach Epiphantias	39
<i>Die Verklärung Jesu - Matth. 17, 1-9</i>	
Septuagesimä	42
<i>Von den Arbeitern im Weinberg - Matth. 20, 1-16</i>	

Sexagesimä	45
<i>Vom viererlei Ackerfeld - Luk. 8, 4-8.11-15</i>	
Estomihi	48
<i>Von der Leidensnachfolge - Markus 8, 31-38</i>	
Invokavit	51
<i>Jesu Versuchung - Matth. 4, 1-11</i>	
Reminiszere	54
<i>Von den bösen Weingärtnern - Markus 12, 1-12</i>	
Okuli	57
<i>Vom Ernst der Nachfolge - Lukas 9, 57-62</i>	
Lätare	60
<i>Jesus, Brot des Lebens - Joh. 6, 47-51</i>	
Judika	63
<i>Vom Herrschen und vom Dienen - Markus 10, 35-45</i>	
Palmarum	66
<i>Die Salbung Jesu in Betanien - Markus 14, 3-9</i>	
Karfreitag	69
<i>Jesu letzte Worte am Kreuz - Lukas 23, 33-49</i>	
Ostern	72
<i>Jesu Auferstehung - Lukas 24, 1-12</i>	
Quasimodogeniti	75
<i>Vom ungläubigen Thomas - Joh. 20, 19-29</i>	
Misericordias Domini	78
<i>Jesus, der gute Hirte - Joh. 10, 11-16.27-30</i>	
Jubilate	81
<i>Der wahre Weinstock - Joh. 15, 1-8</i>	
Kantate	84
<i>Jesus und die Kinder - Matth. 21, 14-17</i>	
Rogate	87
<i>Der bittende Freund - Lukas 11, 5-13</i>	
Himmelfahrt	90
<i>Unterwegs zur Herrlichkeit Gottes - Joh. 17, 20-26</i>	

Exaudi	93
<i>Die Verheißung des Trösters - Joh. 14, 15-19</i>	
Pfingsten	96
<i>Der Geist der Wahrheit - Joh. 16, 13-14</i>	
Trinitatis	99
<i>Von der Wiedergeburt - Joh. 3, 1-12</i>	
1. Sonntag nach Trinitatis	102
<i>Reicher Mann und armer Lazarus - Lukas 16, 19-31</i>	
2. Sonntag nach Trinitatis	105
<i>Das große Abendmahl - Lukas 14, 15-24</i>	
3. Sonntag nach Trinitatis	108
<i>Der verlorene Sohn - Lukas 15, 11-32</i>	
4. Sonntag nach Trinitatis	111
<i>Jesus und die Ehebrecherin - Joh. 8, 2-11</i>	
5. Sonntag nach Trinitatis	114
<i>Nachfolge und Selbstverleugnung - Lukas 14, 25-33</i>	
6. Sonntag nach Trinitatis	117
<i>Der Missionsbefehl Jesu - Matth. 28, 16-20</i>	
7. Sonntag nach Trinitatis	120
<i>Jesus – Brot des Lebens - Joh. 6,30-35</i>	
8. Sonntag nach Trinitatis	123
<i>Die Heilung des Blindgeborenen - Joh. 9, 1-9</i>	
9. Sonntag nach Trinitatis	126
<i>Vom stabilen Fundament - Matth. 7, 24-27</i>	
10. Sonntag nach Trinitatis	129
<i>Jesus weint über Jerusalem - Lukas 19, 41-48</i>	
11. Sonntag nach Trinitatis	132
<i>Pharisäer und Zöllner - Lukas 18, 9-14</i>	
12. Sonntag nach Trinitatis	135
<i>Die Heilung eines Taubstummen - Markus 7, 31-37</i>	
13. Sonntag nach Trinitatis	138
<i>Der barmherzige Samariter - Lukas 10, 25-37</i>	

14. Sonntag nach Trinitatis	141
<i>Die zehn Aussätzigen - Lukas 17, 11-19</i>	
15. Sonntag nach Trinitatis	144
<i>Vom unnötigen Sorgen - Matth. 6, 25-34</i>	
16. Sonntag nach Trinitatis	147
<i>Der Jüngling zu Nain - Lukas 7, 11-17</i>	
Erntedankfest	150
<i>Der reiche Kornbauer - Lukas 12, 15-21</i>	
17. Sonntag nach Trinitatis	153
<i>Heilung des besessenen Knaben - Markus 9, 14-29</i>	
18. Sonntag nach Trinitatis	156
<i>Welches ist das höchste Gebot? - Markus 12, 28-34</i>	
19. Sonntag nach Trinitatis	159
<i>Der Kranke am Teich Betesda - Joh. 5, 1-18</i>	
20. Sonntag nach Trinitatis	162
<i>Von der Ehescheidung - Markus 10, 1-9</i>	
Reformationstag	165
<i>Am Wort bleiben - Joh. 8, 31-36</i>	
21. Sonntag nach Trinitatis	168
<i>Von der Feindesliebe - Matth. 5, 38-48</i>	
Drittletzter Sonntag im Kirchenjahr	171
<i>Die bittende Witwe - Lukas 18, 1-8</i>	
Volkstrauertag	174
<i>Vom Weltgericht - Matth. 25, 31-46</i>	
Buß- und Betttag	177
<i>Der Mensch und seine Früchte - Matth. 12, 33-37</i>	
Ewigkeitssonntag	180
<i>Die zehn Jungfrauen - Matth. 25, 1-13</i>	

Vorwort

....., zu erkennen das Geheimnis Gottes, das Christus ist, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.

Kol. 2, 2b-3

In den biblischen Betrachtungen dieses Buches wird viel von Jesus die Rede sein. Es ist der Jesus, wie ihn die Christenheit im Laufe von zwei Jahrtausenden geglaubt, geliebt und verehrt hat. Es ist der Jesus **Christus**, also nicht nur der rein geschichtliche Jesus von Nazareth, nicht nur der historische Jesus, den die moderne Exegese aus den Evangelien herausdestillieren wollte, sondern der von Gott versprochene Messias, in dem er selbst unter die Menschen getreten ist. Es gehört zur Aufgeklärtheit unserer Zeit, daß sie das Gottesgeheimnis in Christus nicht mehr so recht erkennen kann. Es gehört zur „Nüchternheit“ gegenwärtiger Theologie, daß sie meint, man dürfe dem modernen Menschen den biblischen Christus nicht mehr zumuten.

Ein jüdischer Historiker hielt einmal in einer Theologentrunde einen wissenschaftlichen Vortrag. Ich nahm an dieser Veranstaltung teil. Irgendwann wurde die Frage nach der Messianität Jesu berührt. In der anschließenden Aussprache bemerkte eine Pfarrerin, sie erkläre ihren Frauen in der Frauenstunde die Sache mit der Messianität ganz einfach so: Für uns Christen sei der Messias in Jesus schon gekommen, die Juden dagegen warteten noch immer auf ihn. Die Konferenzteilnehmer schwiegen zu diesem Beitrag. Der Diskussionsleiter gab allerdings zu bedenken, daß man es so einfach ja wohl nicht sagen könne. Die Anwesenheit des jüdischen Gastes machte die Sache für alle peinlich. Nach der Veranstaltung sprach ich den Diskussionsleiter an und gab ihm zu verstehen, daß für mich die Messianität Jesu verbindlich sei. Er zuckte mit den Schultern und sagte, es täte ihm leid, aber er sei Jesuaner.

Dieser Theologe war zweifelsohne ein Anhänger Jesu. Den Jesus der ersten drei Evangelien (der Synoptiker) verehrte er. Mit dem Christus des Apostels Paulus, mit dem Gottessohn des Evangelisten Johannes und der frühchristlichen Kirche hatte er so sein Schwierigkeiten.

Es gab im Laufe meines Pfarrerlebens Begegnungen mit so manchen Kolleginnen und Kollegen, die in ähnlicher Weise den historischen Jesus und den biblischen Christus nicht als eine Einheit begreifen wollten. Ich habe darunter gelitten. Seit den Anfängen meines Studiums mußte ich mich mit der Zerrissenheit des Jesusbildes in der Theologie auseinandersetzen. In der liberalen Theologie von der älteren bis zur neueren Zeit ist Jesus eben nicht der Christus, nicht der Sohn Gottes, nicht das Heil der Welt, sondern eine unter anderen religiösen Persönlichkeiten, vielleicht eine herausragende, ein *primus inter pares* (ein Erster unter Gleichen).

Warum glaube ich an Jesus **Christus**? Weil mich die Worte des Neuen Testaments - seit meiner Jugend betrachtet - zu Jesus, dem Christus, geführt haben. Es war mir nie möglich, Jesus als bloßen Menschen zu betrachten, sozusagen nur als

Bruder Jesus. In allen Evangelien leuchtet durch seine Person das „Göttliche“ hindurch. In der Bergpredigt stellt er sich mit seinem **Ich aber sage euch!** über die Autorität des Propheten Mose. In Matth. 12, 41f. sagt er mit Bezug auf sich selbst: **Siehe, hier ist mehr als Jona. Siehe, hier ist mehr als Salomo.** Mit der Selbstbezeichnung **Menschensohn** bekennt er sich als den zukünftigen Weltenrichter (Dan. 7, 13 ff.). Er heilt nicht nur die Kranken, er vergibt ihnen auch an Gottes Statt die Sünden (Mk. 2,5ff.). Die Dämonen, die er exorziert, zittern vor ihm und offenbaren ihn als den **Heiligen Gottes** (Mk. 1,24). Petrus bekennt ihn bei Caesarea Philippi als den **Christus, den Sohn des lebendigen Gottes** (Matth. 16, 16 ff.). Jesus bezeichnet sich selbst als den **Bräutigam**, der zur Hochzeitsfreude des Reiches Gottes führt (Matth. 9,15/25,1ff.).

Und die Christuserkenntnis erweitert sich nach seiner Kreuzigung und Auferstehung. Von nun an ist seine Existenz von jenseitig überirdischem Glanz umgeben (Apg. 9,3-5!) Bei den Aposteln und Schreibern der neutestamentlichen Briefliteratur gilt er nun als **der Offenbarer, der Versöhner, der Erlöser, das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt, der Herr** (hebr. Maran), zu dem die Gemeinde betet. Er ist **der Mittler, der Hohepriester, der Retter, der König der Wahrheit, der Fürst des Lebens, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene von den Toten, der Herrscher über die Könige auf Erden, der Herr der Herrlichkeit.** All diese Ehrennamen - es gibt noch manche andere - dürfen wir zusammenfassen in dem Würdenamen **Christus.**

Für die frühchristlichen Gläubigen und Schreiber des Neuen Testaments bestand also keine Kluft zwischen dem geschichtlichen Jesus und dem Christus des Glaubens, zwischen dem Jesus vor der Auferstehung und dem nach der Auferstehung. Das doppelte Zeugnis, das zum einen aus dem irdischen Leben des Jesus von Nazareth hervorging, und zum anderen aus der Begegnung mit dem auferstandenen und verherrlichten Christus erwuchs, ist der objektive Grund unseres Glaubens. Ohne dieses doppelte Zeugnis wird kein Mensch ein Christ.

Und so sind die Predigten dieses Buches aus diesem lebendigen Christusglauben heraus geboren und aus der Überzeugung, daß **Christus unsre Hoffnung** ist heute, morgen und in Ewigkeit. Sie befassen sich hauptsächlich mit Texten aus den vier Evangelien und sind entstanden vor und nach der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. In einem vom Verfasser bereits 2003 veröffentlichten Buch finden sich unter dem Titel **Nimm und lies** Predigten über Episteltex te des Neuen Testaments. Beide Bücher zusammen wollen als **Gepredigter Glaube im Kirchenjahr** einladen zum vertrauenden Glaubensgehorsam gegenüber dem Herrn der Kirche und dem, was er für uns getan hat und noch immer tut.

Reinhard Horst
Pfarrer i.R.

Rotenburg an der Fulda
im Oktober 2006

1. Advent

Jesu Einzug in Jerusalem - Matth. 21, 1-9

Vom Advent Jesu handelt unser Text, von seiner Ankunft in Jerusalem. Wenn wir seinen Einzug vergleichen mit der Ankunft großer Staatsoberhäupter unsrer Zeit, merken wir, daß da ein Unterschied besteht. Durch das Fernsehen sind wir über Staatsbesuche gut informiert. Jedesmal ein großer Bahnhof, rote Teppiche, auf denen unsre Politiker den Gästen entgegengehen, das Abspielen der Nationalhymnen, das Abschreiten einer Ehrenkompanie, die Fahrt im gepanzerten Wagen durch die Straßen einer Stadt, viele Polizisten, winkende und Fähnchen schwingende Menschenmassen an den Straßenrändern und schließlich glanzvolle Festessen und Empfänge in alten Schlössern und feudalen Hotels.

Als Jesus kurz vor dem Passahfest in Jerusalem einzog, war er einer unter vielen Festpilgern. Er hatte sich mit seinen Landsleuten aus Galiläa auf den Weg gemacht, um in der Stadt des Tempels wie alle anderen das Fest zu feiern. Jerusalem wimmelte in solchen Zeiten von Menschen. Zigtausende wollten sich die Pilgerreise zum heiligen Ort nicht entgehen lassen. Ein furchtbares Gedränge also.

Einem frommen Brauch folgend zog man zu Fuß in die Stadt ein. Nur einer macht eine Ausnahme. Jesus hat sich von seinen Jüngern einen Esel besorgen lassen. Auf ihm zieht er ein durch das Stadttor. Das ist ein Zeichen! Die, die ihn begleiten, Leute aus Galiläa, verstehen dieses Zeichen. Sie haben ihn predigen hören, haben erlebt, wie er die Kranken heilte und vollmächtig auftrat. Sie erkennen in Jesus den verheißenen Messias. Sie feiern seinen Advent in Jerusalem. Sie jubeln ihm zu. Sie breiten ihre Kleider aus auf dem Weg. Sie hoffen, daß er die Wende bringen wird, daß er sich als König offenbart, die Macht an sich reißt und Israel aus aller Erniedrigung befreit. So rufen sie ihm zu wie einem König aus Davids Geschlecht: **Hosianna dem Sohn Davids! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!**

Aber da ist niemand von den führenden Leuten, der ihn willkommen heißt. Da wartet nicht schon eine Ehrenkompanie auf ihn. Kein Festessen ist für ihn und seine Leute bereitet. Der Erfolg seines Einzugs, die Begeisterung und der Jubel der Menge, sind kurze Zeit danach verflogen. Wie konnte man auch hoffen, daß er die Verhältnisse ändern würde, wo er mit nichts kam als mit einem geliehenen Esel. Der Gegensatz zwischen ihm und einem weltlichen Herrscher war doch für alle sichtbar. Wie konnte man sich in ihm nur so täuschen?

Noch immer befaßt sich das Christenvolk in aller Welt mit diesem Mann, der damals so armselig dahergeritten kam. Noch immer hofft man, daß er die Verhältnisse ändern und damit eine Wende bringen wird. Sind wir vielleicht auch nur getäuschte Narren, die einem Trugbild nachlaufen und die Wirklichkeit nicht ernst nehmen wollen? Kann denn dieser Bettelkönig von damals sich in irgendeiner Weise mit denen vergleichen, die heute das Heft in der Hand haben? Kann er uns etwas Besseres anbieten als sie?

Ja, er kann! Besser ist z.B. dies, daß er eben nicht hoch zu Roß in seine Stadt einzieht. Seine Stärke liegt nicht in seinem imponierenden Gehabe, liegt nicht in der großen Geste eines Imperators, sondern in seiner Schlichtheit. Der Esel war damals das Tier des kleinen Mannes. Jesus will einer von denen sein, die nichts anderes haben als einen Esel. Seht, ich bin einer von euch, will er sagen. Ich will nicht über euch herrschen wie die Fürsten und Könige. Ich will mich von euch nicht unterscheiden, wie sie sich gern von euch unterscheiden. Mir liegt nichts an äußerer Macht- und Prachtentfaltung. Ich will ganz bei euch sein, genau so arm wie ihr, genau so schlicht. Aber gerade so sollt ihr erfahren, daß ich euch mehr zu bieten habe als alle Herrscher dieser Welt.

Die wahre Größe Jesu gewahrt man erst, wenn man die Sprüche der Propheten ernst nimmt, die längst vor seinem Kommen von ihm geredet haben. Diese Männer Gottes haben nicht nur einen großen König für Israel vorausgesagt, ihnen ging es um eine viel größere Botschaft. Ihnen ging es darum, das Kommen Gottes in diese Welt zu prophezeihen. Der unsichtbare, heilige Gott will aus seiner Unnahbarkeit heraustreten und zu seinem Volk kommen, um als einer der ihnen bei ihnen zu wohnen. Das war das Große an den Weissagungen von dem Messias.

Unter anderen hatte auch der Prophet Sacharja angekündigt, daß dieses Kommen Gottes zu seinem Volk in aller Armut und Schlichtheit vor sich gehen würde: **Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig und reitet auf einem Esel.** Indem Jesus sich durch seine Jünger einen Esel besorgen läßt und auf diesem Reittier des kleinen Mannes in Jerusalem einzieht, erfüllt er genau die Verheißung des Propheten und sagt damit seinen Zeitgenossen und allen, die nach ihnen leben werden: Ich bin der, in dem Gott selbst unter euch tritt. Ich bin der, auf den ihr hoffen dürft, euer Helfer, euer Retter, euer Erlöser.

Mit Jesus kommt die göttliche Barmherzigkeit in diese Welt. Sie kommt nicht mit stolzer Gebärde und hochtrabenden Worten, sie kommt so, wie es ihr ansteht, sanftmütig und demütig. Nur so erweist sie sich als Barmherzigkeit. Indem Jesus bei den Armen wohnt, indem er sie tröstet und sie einlädt in Gottes Reich, indem er die Kranken heilt und den Gestrauchelten Gottes Vergebung zuspricht, offenbart er ihnen, daß Gott für sie da ist, daß Gott ein Herz für sie hat, daß er sie zu sich ziehen möchte in väterlicher Güte.

Und so haben wir auch heute noch in dem armen Jesus, der auf einem Esel in Jerusalem einreitet, den großen Gottesboten zu sehen, der gekommen ist, um zu zeigen, wie Gott sich um seine Menschenkinder kümmert. Er gibt sein Leben hinein in unsre unvollkommene Welt, er wird einer von uns, er nimmt teil an den Leiden und Schmerzen der kleinen Leute. Er schließt seine Augen nicht vor dem Häßlichen, er hält seine Nase nicht zu vor den üblen Gerüchen der Elenden. Er verschenkt sein Leben, er lebt die Barmherzigkeit Gottes. Er gibt den Menschen das Zeichen, daß man zu Gott Vertrauen haben kann, zu ihm kommen darf wie ein Kind.

Gehören wir nicht letztlich zu denen, die schon immer auf das Kommen Gottes gewartet haben? Seit wir denken und empfinden können, haben wir uns gesehnt nach jemandem, der uns ganz versteht, uns ganz und gar ernst nimmt, uns mit seiner Freundlichkeit das Leben lebenswert macht. Wir haben diesen Jemand in unsren Mitmenschen gesucht, die Kinder suchten ihn in den Eltern, die Erwachsenen in ihrem Ehepartner, das Volk sucht ihn in seinen politischen Führern. Aber immer wurden wir gewahr, daß diese anderen ihre Probleme haben, so wie wir die unsrigen. An Menschen wird man sooft enttäuscht, weil ja jeder sich um sich selbst dreht und in erster Linie mit sich selbst beschäftigt ist.

Nur Gott kann uns bleibend ganz nah sein und in unser Inneres sehen. Nur er kann unsre Gedanken lesen und unsre Gefühle verstehen. Nur Gott kann alle Traurigkeiten und Sehnsüchte unsres Herzens begreifen und unsre Unzulänglichkeiten gerecht beurteilen. Vielleicht haben wir in manchem Gebet ganz zaghaft zu hoffen gewagt, daß er uns erhört. Vielleicht haben wir aber auch mit ihm gestritten, weil wir ihn in vielen Dingen nicht verstehen können. Nun, schauen wir auf den Boten Gottes, schauen wir auf Jesus, auf den König der kleinen Leute. An ihm können wir ablesen, wie sehr Gott ganz und gar bei uns sein möchte.

Jesus läßt uns hoffen, daß wir den Vertrauten unsres Herzens finden können. Durch Jesus bekommen wir Zugang zu dem Vater im Himmel und lernen, ihn als unsren Vater zu lieben und zu ehren. Wir dürfen mit ihm reden und ihm alles sagen, was uns im Innersten bewegt. Ja, wir können unser Innerstes ihm ausliefern und ihn bitten, unser Gast und unser Herr zu sein. Wir dürfen uns wünschen, daß er bei uns einziehen möchte als der König unsres Lebens, der uns seine Barmherzigkeit soweit mitteilt, daß wir selbst barmherzig werden.

Wenn er seinen Advent, seinen Einzug, bei uns gehalten hat, werden wir merken, daß er die Macht zur Veränderung besitzt. Er schafft uns nicht unbedingt ein vorteilhafteres Leben. Er gibt uns nicht bessere Verhältnisse als den anderen. Aber was er gibt, das ist ein neues Herz, ein Herz, das auf die Liebe Gottes eingestellt ist. Mit solch einem Herzen werden wir befähigt, unsrerseits zu Boten Gottes zu werden und anderen die Barmherzigkeit Gottes mitzuteilen.

Komm, o mein Heiland Jesu Christ,
meins Herzens Tür dir offen ist.
Ach zieh mit deiner Gnade ein;
dein Freundlichkeit auch uns erschein.
Dein Heilger Geist uns führ und leit
den Weg zur ewgen Seligkeit.
Dem Namen dein, o Herr,
sei ewig Preis und Ehr.

Georg Weissel

2. Advent

Jesu Rede über die Endzeit - Matth. 24, 1-14

Da stand er nun, der Tempel in Jerusalem. Die Juden waren stolz auf dieses Heiligtum. Auf einem Geviert von 300 x 500 Metern waren prunkvolle Hallen und Höfe zu sehen. In der Mitte stand der Hauptbau mit dem Heiligen und dem Allerheiligsten, ein Marmorbau mit Goldplatten am Dach. Herodes, der Große, der grausame Tyrann zur Geburtszeit Jesu, hatte das Gotteshaus mit erheblichen Mitteln vergrößern und verschönern lassen. Als Jesus mit seinen Jüngern über die Vorhöfe und durch die Hallen wandelte, wurde noch immer renoviert und gebaut. Es schien so, als sollte dieser Prachtbau durch Jahrhunderte bestehen.

Aber was sagt Jesus seinen staunenden Jüngern? **Es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.** Wie bald ist seine unheilvolle Vorhersage in Erfüllung gegangen! Knapp 40 Jahre später wurde es wahr. Die Römer zerstörten Jerusalem und legten das Heiligtum in Schutt und Asche.

So schnell also können Gotteshäuser vergehen und mit ihnen die Traditionen, zu deren Pflege sie erbaut wurden. Lassen wir uns das einmal als Warnung gesagt sein. Keine Kirche ist für die Ewigkeit gebaut, auch nicht die vielen Gotteshäuser, die nach 1945 wie Pilze aus dem Boden wuchsen. Wenn Gottes Uhren abgelaufen sind, dann verändern sich die Zeiten und die Verhältnisse.

Eine große Unruhe geht durch die Welt, und zwar permanent. Was vor ein, zwei Generationen noch selbstverständlich war, scheint heute schon dem Untergang geweiht. Ob die christlichen Kirchen, die auf Jahrhunderte alte Traditionen zurückblicken können, auch im 21. Jahrhundert noch eine Chance haben werden? Wir wissen es nicht. Nur eins sollte uns deutlich sein: Es kann alles ganz anders kommen, so wie es mit dem Tempel in Jerusalem gegangen ist. Jesus hatte es damals vorausgeschaut. Aber nicht nur das. Sein Blick geht bis in unsre Zeit und über unsre Zeit hinaus. Was sieht er?

Was Jesus voraussieht und seinen Jüngern prophezeit, das kann einen Christen erschrecken und gleichzeitig auch erfreuen. Er sieht nämlich keinesfalls nur das Ende kommen, sondern mit dem Ende auch den Neuanfang. Er weiß nicht nur von den Umtrieben böser Mächte, sondern ebenso von seinem endgültigen Sieg über sie und von seiner Wiederkunft in Herrlichkeit. Behalten wir das im Auge, wenn wir nun von den **Zeichen der Zeit** sprechen, die Jesus seiner Wiederkunft vorausgehen sieht.

Es sind furchtbare Zeichen, Zeichen, die von den Mächtschaften des Bösen künden: Irreführung durch falsche Propheten, Kriege und Kriegsangst, Aufruhr unter den Völkern, Hungersnöte und Erdbeben, Feindschaft gegen die Christen und unter den Christen, Gesetzesverachtung und Lieblosigkeit in großem Stil. Eine Zeit also, die sich in Schmerzen windet wie eine junge Frau bei der Geburt ihres Kindes.

Die Jünger damals wollten wissen, wann Jesus in seiner Herrlichkeit erscheint und seine Herrschaft antritt. Sollten wir Christen nun nach fast 2000 Jahren etwa die Au-

gen verschließen und sagen: **Unser Herr kommt noch lange nicht?** Sollten wir etwa so tun, als hätten die von Jesus gegebenen Hinweise uns absolut nichts zu sagen? Jesus hat seinen Jüngern oft genug einzuschärfen versucht, daß sie wach und nüchtern sein sollten, damit sie etwas sehen und verstehen, damit sie bereit sind, wenn er kommt. Die Zeichen seiner Wiederkunft sollten uns also immer vor Augen sein, damit wir ein Gespür dafür entwickeln, daß er der Kommende ist.

Schaun wir nun in unsre heutige Welt. Wie stellt sie sich dar? Ist da etwa nichts von alledem, was Christus vorhergesagt hat? Da sind Heilslehren zur Befreiung und Erlösung der Menschheit, Nationalsozialismus und Kommunismus und neue Religiosität. Sektierer treten auf, Gurus und Scharlatane und verführen die Menschen, die stets nach etwas Neuem suchen. Nach den großen furchtbaren Weltkriegen hat die Kriegsangst nicht aufgehört. Krisenherde gibt es in aller Welt. Der Terrorismus lehrt die Politiker das Fürchten. Der Geist des Aufruhrs und der Zerstörung geht noch immer um. Von Hungersnöten können wir hören, besonders von solchen in der sogenannten Sahelzone. Fachleute sagen: Wenn die reichen Nationen nicht schnellstens den armen Völkern zu Hilfe kommen, dann wird der Hunger überhand nehmen. Auch von Erdbeben berichten die Medien erstaunlich oft.

Schließlich werden als Zeichen des Endes noch genannt: Christenverfolgung, Abfall von Gott, Gesetzesverachtung und Lieblosigkeit. Das alles geht ja eigentlich Hand in Hand, und der Anfang davon ist längst gemacht. Wir spüren heute mehr und mehr, wie der Zugwind der Ablehnung und der Gottesverneinung ins Haus der Kirche bläst, wie überlieferte Normen und Werte über Bord geworfen werden, wie man schon Kinder zum Bösen verführt und die Lieblosigkeit überhand nimmt. Sexwelle, Pornowelle, Drogenwelle, Okkultismuswelle und Kirchenaustrittswelle, eins folgt auf das andere. Nicht daß es zum ersten Mal so etwas gibt, ist beängstigend, sondern daß es sich um Wellen handelt, die ganze Völker überschwemmen. Das Böse war schon immer in der Welt. Jede Zeit konnte auf Erscheinungen hinweisen, die mit den Zeichen der Endzeit in Beziehung stehen. Was allerdings heute auffällt, ist, daß durch die globale Vernetzung der Menschen das Böse sich weltweit ausbreitet.

Sollen wir nun annehmen, daß an dem allen das baldige Weltende oder die Wiederkunft Christi abzulesen sei? Es gibt viele Christen, die das tun. Sie sagen tatsächlich: Wir stehen in der Endzeit, Jesus wird bald wiederkommen. Manches scheint ihnen recht zu geben. Eins jedoch setzt sie ins Unrecht, nämlich die Ungeduld, daß sie das Ende kaum abwarten können. Am liebsten würden sie noch ein paar Katastrophen mehr in Kauf nehmen, nur um daran umso deutlicher die Bestätigung für ihre Endzeitschau ablesen zu können.

Halten wir uns vor Augen, was Jesus über Jerusalem sagt, bevor er das Ende dieser Stadt ankündigt: **Wie oft, sagt er, habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küken versammelt unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt.** Wird aus diesen Worten unseres Herrn nicht klar, wie sehr er letztlich unter der Ablehnung der Menschen leidet und daß er all das Unheil, das er ankündigt, lieber vermieden gesehen hätte. Wir müssen uns also fragen, ob uns Christen eine sensations-

lüsterne Weltuntergangsstimmung gut zu Gesichte steht. Ich jedenfalls meine, das Böse ist wahrhaftig zu schrecklich, als daß man es sich herbeisehen könnte.

In unsrem Bibeltext weist Jesus alle Ungeduld in die Schranken. Er sagt: **Seht zu und erschreckt nicht. Denn das muß so geschehen; aber es ist noch nicht das Ende da.** Es geht ihm also nicht darum, seinen Jüngern Angst zu machen, sondern ihnen Mut zuzusprechen zur Bewältigung des Kommenden. Verfolgungszeiten gab es ja schon bald, nachdem er gekreuzigt worden war, in der jungen Kirche. Da mußten die Christen ihren Glauben bewähren. Das bloße Warten auf die Wiederkunft ihres Herrn hat ihnen nicht viel genützt. Sie mußten es lernen auszuhalten und treu zu sein. Und darum geht es letztlich auch heute. Was immer uns Angst machen will und auf das Ende hinweist, wir sollen uns an die Ermahnung halten, die in unsrem Bibeltext mitgegeben ist: **Laßt euch nicht irreführen! Laßt euch nicht erschrecken! Haltet aus bis zuletzt!**

Alle Zeichen der Zeit deuten ja nicht nur auf ein schmerzhaftes Ende und ein apokalyptisches Sich-Austoben des Dämonischen, sondern weisen gleichzeitig hin auf den Neuanfang, auf das Kommen und auf den Sieg des Herrn Jesus Christus. Unser Herr will sich durchsetzen in dieser Welt. So sehr also im Endzeitdrama die dunklen Züge überwiegen, das Licht ist gleichzeitig mit drin. Und es weist wie das erste Morgenlicht hin auf das Anbrechen des vollen Tages, an dem es keine Dunkelheit mehr geben wird. Seit der Auferstehung Jesu haben wir dieses verheißungsvolle Morgenlicht in unsrer Welt. Es hat sich bis heute auf erstaunliche Weise immer mehr Bahn gebrochen.

Tatsächlich scheint auch dieses Zeichen bald erfüllt zu sein, **daß das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt gepredigt wird zum Zeugnis für alle Völker.** In merkwürdigem Kontrast steht diese Prophezeiung zu all dem Katastrophalen, das im Bibeltext zuvor genannt worden ist. Wer sorgt dafür, daß das Evangelium in aller Welt gepredigt wird, auch in der sogenannten Endzeit? Sind es nicht die Christen, die sich trotz aller Düsternis nicht schrecken lassen und – getreu dem Auftrag ihres Herrn – noch immer weitersagen, daß diese Welt von Gott geliebt ist? Ja, diese Welt bleibt von Gott geliebt. Daran dürfen wir zuerst glauben. Und daran sollen wir als nächstes glauben, daß die Liebe unsres Gottes für immer den Sieg behalten wird.

Du wirst dein herrlich Werk vollenden,
der du der Welten Heil und Richter bist;
du wirst der Menschheit Jammer wenden,
so dunkel jetzt dein Weg, o Heilger, ist.
Drum hört der Glaub nie auf, zu dir zu flehn;
du tust doch über Bitten und Verstehn.

Karl Heinrich von Bogatzky

3. Advent

Bußpredigt Johannes des Täufers – Lukas 3, 7-20

Zum 3. Advent gehört die Botschaft Johannes des Täufers, des Wegbereiters Christi. Sein Auftreten damals wirkte wie ein Schock. In Aufmachung und Verkündigung war er so ungewöhnlich, daß seine Zuhörer total fasziniert waren. Daß er kein Routinedredner war, sahen sie gleich. Sein Anliegen vertrat er mit unerbittlichem Ernst. Seine Worte trafen wie Hammerschläge.

Ob dieser Bußprediger von einst noch heute eine Chance hätte? Ob er uns noch schocken könnte? Was kann uns überhaupt noch schocken? Wir haben uns angewöhnt, mit dem Schock zu leben. Heute braucht man nicht mehr in die Wüste oder an den Jordan zu gehen, um etwas Außergewöhnliches zu erleben. Heute drückt man einfach auf die Fernbedienung und macht es sich im Fernsehsessel bequem, und das Ungewöhnliche und Außerordentliche erscheint mitten im gemütlichen Wohnzimmer, in einer Atmosphäre also, in der es fast Spaß macht, sich ein wenig zu gruseln. Wir haben uns angewöhnt, mit dem Schock zu leben. Wir haben schon zuviel gesehen und gehört.

Vielleicht sollte Johannes, der Bußprediger, heute auch im Fernsehen auftreten, um eine solche Wirkung zu erzielen wie damals. Vielleicht mitten am Heiligen Abend müßte er der fröhlichen, seligen Christenheit ins Gewissen reden. Im Grunde genommen wartet man ja doch darauf, daß endlich mal einer so von Gott redet, wie man es bisher noch nicht gehört hat. Er dürfte ruhig hart sein, aber man müßte das Gefühl haben, hier redet Gott selbst zu uns. Würden wir dann womöglich hören? Würden wir uns wirklich um 180 Grad wenden lassen und ein neues Leben anfangen?

Machen wir uns nichts vor. Mit der Veränderung unseres Lebens und Denkens hat es so seine Schwierigkeiten. Wenn man erst mal über dreißig ist, sind die Wege schon ziemlich ausgefahren, auf denen man sich bewegt. Man hat herausgefunden, wie man es machen muß, um möglichst unangefochten durchs Leben zu kommen. Man hat es geschafft, eine einigermaßen eindrucksvolle Fassade aufzubauen, hinter die die anderen so leicht nicht blicken können. Man hat sich angepaßt. Man gibt sich weltoffen, schaffensfreudig, selbstbewußt und vielleicht ein bißchen christlich. Denn ohne Religion kann der Mensch nicht leben. Das hat sich herumgesprochen. Aber es darf nicht zuviel sein. Ein Christ darf nicht aus der Rolle fallen und sich nicht zu sehr von seinen Mitmenschen unterscheiden. Mit einem schelmischen Augenzwinkern gestehen wir uns gegenseitig zu, daß man doch in erster Linie Mensch ist und Mensch bleiben muß.

Ihr Schlangenbrut! so rief Johannes damals denen entgegen, die zu ihm gekommen waren. Unterscheiden wir uns wohl von ihnen? Haben wir nicht auch ein wenig Schlangencharakter? Wir schlängeln uns unauffällig durchs Leben. Wir ecken so schnell nicht an. Der Umgebung angepaßt, bleiben wir immer auf dem Boden der Tatsachen. **Ihr Schlangenbrut!** rief damals Johannes. **Wer hat denn euch gewiß gemacht, daß ihr dem künftigen Zorn entrinnen werdet?** Zorngericht? Gibt es das

womöglich auch heute noch, Zorngericht Gottes? Das ist ein Wort, welches uns nachdenklich stimmen muß. Man kann sich zwar nicht vorstellen, daß der liebe Gott zornig werden könnte. Wie menschlich wäre er dann! Aber irgendwie, rein gefühlsmäßig ist uns bewußt, daß der Boden unter unsren Füßen jederzeit heiß werden kann.

Wenn das ganze Elend der Dritten Welt, das auf dem Bildschirm zu sehen ist, einmal wirklich in unser Wohnzimmer käme! Hunger, Krankheiten, Gewalttaten! Gott kann auch ganz anders. Meint nicht, die Weihnachtsseligkeit, auf die ihr wartet, müsse jedes Jahr selbstverständlich wiederkommen. Der Zauber kann verschwinden. Meint nicht, die schrecklichen Zeiten des 20. Jahrhunderts können sich nicht wiederholen, weil es angeblich in der Geschichte keine Wiederholungen gibt. Wer seid ihr denn, daß ihr meint, Gott müsse an euch ein besonderes Wohlgefallen haben?

Wenn es das wirklich auch für uns gäbe, das Zorngericht Gottes, was müßten wir dann tun? Womit läßt sich ein Zorngericht abwenden? Eins ist klar, mit dem einfachen Umdenken oder Andersdenken ist es nicht getan. Konsequenzen muß es haben.

Rechtschaffene Früchte der Buße, sagt Johannes. Es muß etwas passieren, woran man erkennen kann, ihr seid nicht mehr die Angepaßten von ehemals. Und das, was passieren muß, das dürft ihr nicht auf später vertagen. Das soll heute schon seinen Anfang nehmen, solange das Wort Gottes in euch noch eine Wirkung hat.

Johannes blieb damals nicht im Unverbindlichen. Er forderte seine Zuhörer zum Bekenntnis auf. Nicht, daß er sie nur nach vorne zu sich ins Wasser gerufen hätte, um sie zum Zeichen der Buße zu taufen. Soviel gehört da letztlich nicht dazu, nach vorne zu gehen, wenn alle übrigen Zuschauer es gut mit einem meinen. Nein, Johannes war viel konsequenter: **Wer zwei Hemden hat, der gebe dem, der keines hat; und wer zu essen hat, tue ebenso**. Diese Aufforderung sollte unmittelbar und sofort befolgt werden, dort, wo Johannes predigte. Mit dem Hemd war im Orient der Überrock gemeint, den man nachts auszog, um sich damit zuzudecken. Es gab da wahrscheinlich eine ganze Menge Leute unter den Zuhörern, die hatten für die Übernachtung nicht vorgesorgt, hatten auch nicht genügend Reiseproviant mitgenommen. Ihnen sollte geholfen werden. Johannes duldet kein langes Besinnen. Er gebot, was der Augenblick erforderte. Jedem, der ihn fragte, gab er die Anweisung, das Nächstliegende zu tun.

Frage: Was ist für uns das Nächstliegende? Gefragt sind Früchte, die der Umkehr entsprechen, Taten, die auf eine Herzenerneuerung hinweisen. Wie wäre es mit folgenden Anregungen: Wer Weihnachten sonst für 500 Euro Geschenke einkaufte, der kaufe nun für 250 Euro und gebe die andere Hälfte für die Armen dieser Welt. Sicherlich wird das nicht jeder fertig bringen. Aber wäre das nicht einmal ein Zeichen, an dem man ablesen könnte, daß einer mit Gott ernst macht? Und weiter: Wer Weihnachten so gern die süßen Kinderstimmen aus Rundfunk und Fernsehen hört, der ziehe daraus Konsequenzen und widme seine freie Zeit wirklich den Kindern und Enkelkindern. Wer Weihnachten bisher in die Kirche ging, weil das einfach dazugehörte, der frage sich außerdem, ob es nicht irgendeinen Verwandten oder Bekannten gibt, der sich über einen Besuch freuen würde, weil er schon lange drauf hat warten müssen.

Johannes fordert das Nächstliegende auch von uns. Oder sagen wir besser: Gott ist es, der es von uns fordert. Johannes war nur sein Sprachrohr. Zweifellos ein gewaltiges Sprachrohr, das kann man heute noch aus den wenigen Worten des Textes ermitteln. In Scharen zogen die Menschen zu ihm hinaus, um sich von ihm taufen zu lassen. Daß Gott durch Johannes redete, das spürten sie. Und so lag es nahe, daß sie sich Gedanken darüber machten, ob er nicht der versprochene Messias sein könnte. Bist du es, fragten sie ihn. Nein, sagte er, ich bin es nicht. Er, der Messias kommt erst noch. Er ist der Größere. Ich bin zu klein, als daß ich mich mit ihm vergleichen könnte.

Wir fragen heute: Läßt sich Johannes wirklich nicht mit Jesus vergleichen? Sagt er letztlich nicht dasselbe wie Jesus? Er ruft zur Buße, Jesus ruft auch zur Buße. Er fordert unmittelbare Nächstenliebe, Jesus tut es ebenso. Wo liegt da der Unterschied? Man muß hier wohl auf das Ende beider hinweisen. Johannes stirbt im Gefängnis. Er stirbt als ein Verzweifelter. Jesus stirbt am Kreuz. Er stirbt als der Erlöser. Von hinterher wird sichtbar, daß **Johannes nicht gut genug war, ihm die Schuhriemen zu lösen**. Er hat sich schließlich über den geärgert, den er als Messias ankündigte.

Wie steht es mit uns Christen von heute? Sehen wir in Christus noch den Größeren, den ganz Großen, den Erlöser der Welt? Mir scheint, daß man heute dabei ist, alles Große von Christus abzumontieren. Man will nicht mehr sehen, daß Gott es war, der in Christus redete und handelte. Man will nicht mehr akzeptieren, daß uns in ihm wirklich verbindliche Autorität begegnet. Wir alle stehen vor Jesus mit der Frage: Wer bist du? Bist du wirklich der Stärkere, der Gottessohn, der Retter, oder bist du nur ein Mensch wie wir und dazu noch einer, der scheiterte?

Halten wir fest: Gott muß uns die Augen öffnen, wenn wir das Verborgene erkennen wollen. Gott wird uns die Augen öffnen, wenn wir bereit sind, unser Denken und Leben auf ihn auszurichten und Früchte zu bringen, die der Umkehr gemäß sind.

Ach mache du mich Armen zu dieser heiligen Zeit
aus Güte und Erbarmen, Herr Jesu, selbst bereit.
Zieh in mein Herz hinein vom Stall und von der Krippen,
so werden Herz und Lippen dir allzeit dankbar sein.

Lüneburg 1657

4. Advent

Botschaft an Maria – Lukas 1, 26-38

In der Weihnachtszeit wird unser Blick vor allem auf das Kind in der Krippe gelenkt. Aber keiner wird bestreiten können, daß zu der Krippe auch die Mutter Maria gehört. Deshalb ist es gut, daß seit alter Zeit am 4. Advent besonders der Mutter unseres Herrn gedacht wird.

Unter dem Thema „Mariä Verkündigung“ haben die Maler vergangener Jahrhunderte uns viele Bilder hinterlassen, die die Erzählung des Lukas illustrieren sollen. Wir Protestanten haben in der Regel zu allen Mariendarstellungen ein etwas gebrochenes Verhältnis, weil wir in ihnen katholisierende Züge der Marienverehrung wahrnehmen. Zum anderen sind wir dem Thema Jungfrauengeburt gegenüber nicht so aufgeschlossen, weil es in unsrer vernunftorientierten Zeit an diesem Punkt erhebliche Einwände gibt. Biologisch gesehen ist eine Jungfrauengeburt schlecht vorstellbar. Zu glauben, daß Gott gerade hier eine Ausnahme gemacht haben sollte, ist vielen wissenschaftlich denkenden Menschen nicht einsichtig. Und dann weisen viele Theologen im Sinne dieser Kritik darauf hin, daß die Jungfrauengeburt nur bei Matthäus und Lukas erwähnt wird und sonst nirgends im ganzen Neuen Testament. Auch für den Apostel Paulus hat dieses Thema überhaupt keine Rolle gespielt.

Neutestamentliche Theologen stufen daher die Ankündigung der Geburt Christi durch den Engel Gabriel als legendäre Ausschmückung ein. Wer so denkt, wird die Geschichte leicht unterbewerten und dem nicht gerecht, was sie eigentlich aussagen möchte. Die lichtvollen Züge des Bibeltextes gehen auf diese Weise verloren. Martin Luther hat immerhin noch sehr ehrerbietig von Maria gesprochen. Er nennt sie die höchste Frau auf Erden. Für ihn ist sie nach Christus das edelste Kleinod der ganzen Christenheit. So wird es gut sein, ehe man voreilig irgendeiner modernen Kritik nachgibt, die lukanische Erzählung für sich sprechen zu lassen. Dabei kommt es auf ein gutes Hineinhören an.

Wer war Maria eigentlich? Wahrscheinlich ein noch recht junges jüdisches Mädchen aus einfacher Familie, wohnhaft in dem bedeutungslosen Nest Nazareth, im Süden des galiläischen Berglandes. Wer die Verhältnisse im Orient ein wenig kennt, der wird wissen, daß die Frau dort eine untergeordnete Rolle spielt. Gerade junge Mädchen werden wenig beachtet. So war es vor 2000 Jahren schon. Kam ein Mädchen ins heiratsfähige Alter, so wurde es von den Eltern mit einem Manne verbunden, der ihnen genehm und der womöglich auch gut situiert war. Man feierte die Verlobung. Der Vertrag war damit perfekt. Die Ehe begann allerdings erst richtig, wenn der Mann für seine Frau einen Platz zum Wohnen gefunden hatte. Dann holte er sie zu sich, und dieses Ereignis feierte man als Hochzeit.

Maria wird im Bibeltext als Verlobte des Joseph vorgestellt. Wie muß sie erschrocken sein, als sie plötzlich mit den Worten des Engels begrüßt wurde: **Sei gegrüßt, du Begnadete! Der Herr ist mit dir!** Ein Fremder durfte ein junges Mädchen nicht grüßen.

Zudem war dieser Fremde aus einer anderen Welt. Ob Maria den Engel gesehen hat, wird im Text nicht gesagt. Vielleicht hat sie ihn nur gehört. Wenn die Bibel von Engeln redet, dann immer nur andeutungsweise. Sie sind Boten Gottes. Sie vermitteln zwischen der göttlichen und der irdischen Welt. Wenn sie sichtbar erscheinen, spiegelt ihr Aussehen die überirdische Herrlichkeit wider. Meist werden sie als lichtvolle Gestalten geschildert. Der Erzengel Gabriel gilt im Judentum als einer der höchsten Boten Gottes. Von ihm nun hört das Mädchen Maria die wunderbare Botschaft: **Du hast Gnade bei Gott gefunden. Du wirst einen Sohn gebären und sollst ihm den Namen Jesus geben. Sohn des Höchsten wird er genannt werden. Gott wird ihm den Thron Davids geben, und er wird König sein in Ewigkeit.**

Maria stammte aus priesterlichem Geschlecht. So wird sie wohl die Verheißungen des Alten Testaments gekannt haben. Sie mußte sofort begreifen, daß sie auserwählt war, die Mutter des Messias zu werden. Urplötzlich hätte bei der Botschaft des Engels in ihr ein Gefühl des Stolzes aufsteigen können. Aber wir sehen lediglich, daß sie zuerst verwirrt und dann sehr demütig ist. Welche Gegensätze stoßen hier aufeinander! Der große unfaßbare Gott neigt sich so tief herab, daß er ein schlichtes Mädchen begnadet, die Mutter seines Sohnes zu werden. Größer kann Gottes Erbarmen zu uns kleinen Menschen gar nicht mehr ausgedrückt werden.

Für Maria stellt sich nun zunächst die Frage: **Wie soll das zugehen, daß ich die Mutter des Messias werde, da ich doch von keinem Manne weiß?** Sie war wohl mit Joseph verlobt. Die Ehe mit ihm war ein rechtsverbindliches Versprechen und damit so gut wie sicher. Aber sie konnte noch nicht zu ihm ins Haus ziehen.

Die fragende Maria wird wegen ihres leichten Anflugs von Zweifel und Verwirrtheit nicht getadelt. Der Engel gibt ihr eine verhüllte, aber doch auch hilfreiche Antwort: **Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten.** Das erinnert uns stark an Aussagen des Alten Testamentes, wo von den großen Helden und Befreiern Israels berichtet wird. Auch über sie kommt der Geist Gottes und befähigt sie zu außerordentlichen Leistungen. Das heißt, wo der Geist Gottes am Werk ist, da setzen sich die wunderbaren Taten des Schöpfers fort, da kommt etwas Neues hinzu zu dem, was bereits vorhanden ist. Der Geist Gottes, der Maria überschatten wird, schafft somit genau das, was eben nur Gott schaffen kann: einen neuen Adam, einen neuen Menschen, der ganz und gar Mensch Gottes ist, der durch keinen Sündenfall verdorben ist. Durch das Wirken des Allmächtigen entsteht der Eine, in dem das Menschliche und das Göttliche auf das Engste miteinander verbunden sind.

Wohlgemerkt, hier wird nicht eine Hochzeit zwischen Gott und der Jungfrau Maria angekündigt. Hier wird Maria nicht an die Seite des ewigen, unfaßbaren Gottes emporgehoben. Nein, sie bleibt ganz da, wo sie ist. Sie bleibt in ihrer Niedrigkeit. Das, was an ihr geschieht, ist so geheimnisvoll, daß sie selbst es nicht begreifen kann. Es bleibt ihr nichts anderes übrig als zu glauben, daß die Botschaft des Engels zuverlässig ist.

Als Zeichen, daß Gott sie begnadet hat, werden ihr weder himmlische Gefühle zuteil, noch Einblicke in die jenseitige Welt. Nur ein Zeichen wird ihr gegeben: Elisabeth, ihre Verwandte, die kinderlos alt geworden war, soll auch ein Kind bekommen. Daß Gott die Unfruchtbarkeit dieser Frau zuletzt doch noch beseitigt, wird als eben solch ein Wunder angesehen wie das Werden des Gottessohnes im Leib der Maria. Maria und wir alle sollen uns wohl sagen lassen: **Bei Gott ist kein Ding unmöglich.**

Bei aller modernen Kritik an dieser lukanischen Erzählung von der Jungfrauengeburt bleibt die Frage für uns offen: Wie wollen wir die Herrlichkeit auf dem Angesicht Jesu Christi erklären, wie wollen wir es verstehen, daß durch Jesus soviel Licht von Gott in die Welt gekommen ist? Seine Einmaligkeit unter denen, die der Welt einen Impuls zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit, zur Liebe und zu allem Guten gegeben haben, steht für gläubige Christen außer Frage. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der muß zugeben, in keinem Menschen hat Gott deutlicher sich selbst offenbart als in Jesus von Nazareth. War aber Gott in Christus, dann muß Christus in einmaliger Weise Gottes Wesen verkörpert haben. Genau diesen Tatbestand umschreibt die lukanische Geschichte von der göttlichen Herkunft des Jesuskinde.

Nach dem Bericht unseres Bibeltextes hat Maria schließlich nicht an dem Wunder gezweifelt. Sie war bereit für Gottes Gnadenhandeln: **Siehe, ich bin des Herrn Magd. Mir geschehe, wie du gesagt hast.** Gerade diese Schlichtheit und Einfalt des Glaubens, mit der Maria hier redet, spricht für ihre wahre Größe, eine Größe, die ihr auch kein Protestant absprechen kann.

Maria ist in ihrer Demut, Hingabebereitschaft und Echtheit ein Zeichen für uns, das wieder ganz neu beachtet werden will. Sie ist auf alle Fälle mit ihrem Wesen ein Widerspruch zu jenen heutigen Frauen, die sich selbst als Göttin verstehen oder sich als Diva von einer triebgesteuerten Männerwelt anbeten lassen. Demut und Hingabebereitschaft leuchten als wesentliche Tugenden des christlichen Glaubens im Evangelium zuerst bei Maria auf. Insofern trägt sie den Charakter eines Vorbildes. Sie ist die erste „Christin“ in der Weltgeschichte überhaupt. Sie rangiert mindestens an gleicher Stelle wie die Apostelfürsten Petrus, Paulus und Johannes. Insofern ist nicht alle Marienverehrung falsch, die wir in der katholische Kirche finden.

Maria zeigt sich in der einzig richtigen Haltung, die dem allmächtigen Gott gegenüber angebracht ist. Sie beugt sich vor ihm in Ehrfurcht und Demut und gläubiger Erwartung. Laßt uns so ebenfalls unsrem Gott gegenüber treten. **Denn wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden.**

Ein Herz, das Demut liebet, bei Gott am höchsten steht;
ein Herz, das Hochmut übet, mit Angst zugrunde geht;
ein Herz, das richtig ist und folget Gottes Leiten,
das kann sich recht bereiten, zu dem kommt Jesus Christ.

Valentin Thilo

Heiligabend

Jesu Geburt – Lukas 2, 1-20

Die Weihnachtserzählung des Lukas ist uns seit unsren Kindheitstagen wohl vertraut. Sie steht im Mittelpunkt jedes Heiligabend-Gottesdienstes. Als Kinder haben wir sie vielleicht sogar auswendig gelernt. Als Kinder hatten wir auch einen unmittelbaren Zugang zu dieser Geschichte, zu Maria und Joseph und dem Kind in der Krippe, zu den Hirten auf Bethlehems Feld und sogar zu den Engeln, die vom Himmel her die Frohe Botschaft verkündigen.

Seit unsren Kindheitstagen haben wir Erwachsenen uns allerdings verändert, und das nicht immer zu unserem Besten. Wir haben vieles erlebt, das hat uns hart oder bitter gemacht, haben vieles gesehen, das hat uns an Gott und seinen Engeln zweifeln lassen. In uns selbst ist manches zerbrochen von dem, was einst unsre kindliche Seele bewegte. Wir können uns vielleicht nicht mehr so freuen wie früher, nicht mehr so ungestüm und von Herzen lieben. Vielfach bestimmt uns der kalte, rechnende Verstand. Manch einer braucht in diesen Festtagen eine gehörige Portion Alkohol, um seinen Erwachsenen-Verstand zum Schweigen zu bringen und sich in das Land weihnachtlicher Träume zu versetzen.

Ob es uns gelingen wird, wenigstens zu Weihnachten ganz fröhlich zu sein, so wie wir als Kinder fröhlich waren? Ob wir es schaffen werden, mit unseren Herzen zu fühlen und echt zu empfinden? Ob wir es erfassen, daß es auf die Liebe ankommt, in unsrer Ehe und Familie und auch gegenüber unsren altgewordenen Eltern, daß es auf die Liebe ankommt auch in unsrem sonstigen Alltagsleben? Wir alle brauchen Liebe in einer Welt, in der das Herz vielfach von der rechnenden Vernunft verdrängt worden ist. Unsre Maschinenherzen müssen zurückverwandelt werden in lebendige Herzen, in Herzen, die menschlich sind und menschlich empfinden.

In der Weihnachtsgeschichte gibt es ganz bestimmte Züge, die unser Herz anrühren können. Bevor wir sie entdecken, erleben wir zunächst ein Stück Weltwirklichkeit des römischen Reiches und stellen fest, da ist manche Ähnlichkeit mit unsrer heutigen Welt. Macht und Geld sind die bestimmenden Faktoren damaliger und heutiger Zeit. Der Friede im gewaltigen römischen Reich kann nur dadurch erhalten bleiben, daß der Kaiser Augustus mit eiserner Faust regiert. Das Gebot der Schätzung, das er erläßt, beschert den Untertanen keine Weihnachtsgratifikation. Es ist eine Maßnahme zur besseren Steuererhebung, eine Zwangsmaßnahme, die keine Rücksicht kennt. Menschen müssen sich auf den Weg machen, zu Fuß, ob sie alt sind oder krank oder schwanger. Der Kaiser hat es befohlen. Es ist wie heute eine kalte Welt, eine Welt, die die Träumerei aus Kindheitstagen wegbläst, eine Welt, die hart und stumpf macht und uns frieren läßt.

Aber dann sehen wir das Geschehen in Bethlehems Stall: Zwei Eltern beugen sich über ihr Kind und freuen sich. In ihrer Freude haben sie den Kaiser Augustus und die Primitivität ihrer Notunterkunft vergessen. Das Kind in der Krippe rührt auch unser

Herz an, weil es uns ein bißchen Himmelreich, ein bißchen Paradies auf Erden schenkt. Denn wo immer Eltern sich über ihr neugeborenes Kind beugen, da erscheint die Welt vorübergehend heil und in Ordnung. Ungerechtigkeit und Kälte sind vergessen. Stattdessen das Gefühl von Unschuld, Liebe und Geborgenheit.

Nicht wahr, so können wir Weihnachten verstehen: Maria, Joseph und das Jesuskind als Zeichen einer heilen Welt, als Symbol menschlicher Wärme und Nähe. Da müßte einer schon ein Herz aus Stein haben, wenn er sich von diesem Bild der Eltern mit ihrem Kind nicht angezogen fühlte.

Ist das aber nun alles, was Weihnachten uns geben kann? Haben wir Weihnachten mit dieser Deutung recht gedeutet? Manch einer wird damit gewiß schon zufrieden sein. Mehr sieht er nicht, mehr kann er nicht aufnehmen, mehr will er nicht hören. Aber das Wesentliche, das, worauf es zu Weihnachten ankommt, das hätte er damit von sich gewiesen, hätte damit ein einmaliges Angebot ausgeschlagen. An Heiligabend ist die Gelegenheit, mehr zu hören.

Maria, Joseph und das Jesuskind in der Krippe sind nicht nur Zeichen einer heilen Welt. Sie bedeuten vielmehr ein einmaliges Ereignis, das die Welt verändert hat. Wir wissen, mit der Geburt Christi beginnt unsre christliche Zeitrechnung, und das hat seinen tiefen Sinn. Um das zu verstehen, müssen wir die Erzählung des Lukas ganz ernst nehmen, auch die Erscheinung der Engel. Wir müssen genau auf das hören, was von dem Engel gesagt wird: **Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.**

Was verbirgt sich hinter dieser Himmelsbotschaft vom Heiland der Welt? Im griechischen Urtext steht für Heiland das Wort **so τ är**. Zu deutsch: der Retter. Das ist also die Himmelsbotschaft: **Jesus, der Retter, ist geboren.** Der Retter, das ist der, der es fertigbringt, uns aus dieser kalten und harten Welt zu befreien. Er hilft weiter als der Kaiser Augustus mit seinen Legionen und mit seiner Steuererhebung. Der Retter, das ist der, der nicht von dieser lieblosen Welt stammt, auch wenn er in ihr geboren wird. Der Retter, das ist der hilfreiche Gesandte, der von Gott kommt.

Was tut er zu unserer Rettung? Er sagt uns, daß es bei Gott auf ein gutes Herz ankommt. Er zeigt uns, was Liebe bei Gott bedeutet und daß die göttliche Liebe das Größte und Schönste ist, was es gibt. Er sagt es uns nicht nur, er lebt es uns selbst vor. Mit seiner Liebe, mit seinem Erbarmen setzt er Männer in Erstaunen, die auf Macht und Gewalt vertrauen. Menschen, die von Gott nichts mehr wissen wollen, holt er zurück in Gottes Nähe. Solche, die einzig an das Geld glauben, erschüttert er in ihrer Selbstherrlichkeit. Seine Liebe heilt seelische Wunden, schenkt neue Lebensfreude, zerbricht alte Feindschaften, setzt sich über die Schranken von Vorurteilen hinweg.

Warum kann Jesus so sehr lieben, wie kein Mensch es kann? Weil er in engster Gemeinschaft mit Gott lebt, weil er Gottes Sohn ist. Mit seiner Freundlichkeit vertritt er die Freundlichkeit Gottes in dieser Welt. Mit seiner Großherzigkeit ist er ein Zeichen für das große Herz Gottes. Gott steht ganz hinter dem Retter, der in Bethlehems Stall

für uns geboren wurde. Gott ist es, der uns retten will. Mit seinem Sohn kommt ein Stück Himmelreich auf diese Erde und wir dürfen entdecken: Bei Gott kommt es auf das Herz an, da steht die Herzensliebe an erster Stelle.

Wir Menschen sind als Gottes Geschöpfe auf sein Reich angelegt. Mit unsrem ganzen Leben gehen wir Tag für Tag auf Gottes ewige Welt zu. Der Himmel soll unser aller Zukunft sein. Mit dem Himmel ist hier nicht das blaue Firmament über uns gemeint, auch nicht das unergründliche Weltall. Himmel bedeutet nach dem Neuen Testament den unsichtbaren Herrschaftsbereich Gottes, in welchem die vollkommene Liebe herrscht. Wenn wir modernen Menschen doch diese göttliche Wirklichkeit wieder ernstnehmen könnten! Wenn wir unsrer Sehnsucht doch erlauben könnten, sich in jene überweltlichen Bereiche hinein auszustrecken! Wir dürften dann wissen, daß es mehr gibt als nur das Menschlich-Allzumenschliche. Unsre rechnende Vernunft würde nicht für immer das Feld behalten, sondern es würde in reinsten Form wieder das bestimmend werden, was wir in unseren Kindheitstagen schon erlebten und was wir insgeheim immer für uns erwarten: **Liebe**.

Jesus, der Retter, ist es, der uns die Augen für Gottes ewige Welt aufschließt. Er ist es, der uns an die Hand nimmt und uns schon jetzt in die Geheimnisse des Himmelreiches einweiht. Er zieht uns weg von dem, was uns in unguter Weise an das Irdische kettet, und verbindet uns mit der vollkommenen Güte Gottes. Söhne Gottes sollt ihr werden, sagt er uns, Kinder des Lichtes. Frieden mit Gott sollt ihr haben und Frieden auf Erden sollt ihr verwirklichen.

Wer sich durch Jesus retten läßt, bei dem zeigt das Himmelreich jetzt schon seine Wirkung. Bei dem zieht sich die Weihnachtsfreude rund durch das ganze Jahr. Bei dem entwickelt sich das Herz zu einem mitfühlenden Herzen. Und er läßt sich von keinem Kaiser Augustus mehr beeindrucken, wo auch immer der das Sagen haben mag. Er läßt sich auch nicht mehr einschüchtern von den sonstigen widrigen Umständen des Lebens. Er hat ein mutiges, warmes Herz, das stark genug ist, alle Kälte zu vertreiben. Er hat den Retter bei sich, der diese Welt überwunden hat.

Ach, daß wir doch dieses Angebot annehmen könnten, das mit dem Krippenkind in die Welt gekommen ist und die Freudenbotschaft von Weihnachten recht verstehen könnten! Unser Leben bekäme dadurch einen tieferen Sinn und unser Herz einen reineren Klang.

Ich sehe dich mit Freuden an
und kann mich nicht satt sehen;
und weil ich nun nichts weiter kann,
bleib ich anbetend stehen.
O daß mein Sinn ein Abgrund wär
und meine Seel ein weites Meer,
daß ich dich möchte fassen!

Paul Gerhardt

Weihnachten

Gottes wunderbare Liebe – Joh. 3, 16

Weihnachten ist nicht nur ein beliebtes Ereignis in der Heimatkirche, Weihnachten, das ist ein Weltereignis. Alle Welt feiert Weihnachten. In Australien, auf der anderen Seite der Weltkugel, wird es ebenso gefeiert wie in Afrika und Amerika, Europa und Asien. Es ist erstaunlich, wieviel Einfallsreichtum es rund um den Globus gibt, um dieses Fest so schön wie möglich zu gestalten.

Zu Weihnachten gehört bei uns der einfallsreich geschmückte Tannenbaum. Jede Familie hat ihr eigenes Ritual, wo und wann der Baum besorgt werden muß und wie man ihn weihnachtsmäßig herrichtet. Natürlich spielt auch das Essen in diesen Tagen eine wichtige Rolle. Nach Möglichkeit soll das Beste vom Besten auf den Tisch. Jedes Land hat wohl seine eigenen Bräuche, um der Weihnachtsfreude Ausdruck zu geben.

Wir freuen uns also von Herzen auf das, was **w i r** unter Weihnachten verstehen. Ob wir uns auch freuen können über das, was **G o t t** unter Weihnachten verstanden hat? Ob die weihnachtsseligen Menschen rund um den Globus noch etwas wahrnehmen von dem, was der wahre Grund zur Weihnachtsfreude ist?

Es besteht die Gefahr, das Christfest ohne einen Gedanken an Christus zu begehen. Aber gedenken wir nicht in Wirklichkeit seiner Geburt? Feiern wir nicht dies, daß Jesus Christus von Gott her in unsre Menschenwelt gekommen ist? **Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab.** Das Kind in der Krippe ist ein Zeichen der Liebe Gottes zu allen Menschen dieser Erde. Er, der uns geschaffen hat, will nicht, daß wir ohne ihn leben. Er will mit uns Gemeinschaft haben durch seinen Sohn. Er will, daß durch Jesus seine Liebe bei uns ankommt. Das sollen wir zu Weihnachten vor allem anderen beherzigen. Das sollen wir, das dürfen wir glauben.

Nun wissen wir alle, daß die Botschaft von der Liebe Gottes wie ein Kerzenlicht ist, das man auspusten kann. Und wir haben vielleicht auch Angst, daß diejenigen, die dieses Licht auslöschen wollen, in der Mehrzahl sind gegenüber denen, die es gern leuchten sehen möchten. Es gibt so unendlich vieles in dieser Welt, was der Liebe Gottes, die uns in Jesus begegnet, entgegensteht.

Viele Christen haben es schwer, den Glauben an die Liebe Gottes durchzuhalten angesichts der schrecklichen Erfahrungen von Leid und Not, Brutalität und Unmenschlichkeit. Was sich in den Kriegs- und Krisengebieten unsrer Erde abspielt, das spottet aller Weihnachtsfreude und ist mit der Liebe Gottes kaum auf einen Nenner zu bringen. Kinder verhungern, Frauen werden vergewaltigt, Gefangene werden gefoltert und Verwundete und Kranke bekommen keine richtige medizinische Versorgung. Wie kann der Gott der Liebe das alles zulassen? Es ist nicht leicht, darauf eine überzeugende Antwort zu geben.

Wenn wir den letzten Ursachen für alles Unheil und Unrecht dieser Welt auf die Spur zu kommen versuchen, werden wir entdecken können, daß Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit eng miteinander verbunden sind. Wo Menschen für sich persönlich Gott

abgeschafft haben, da ist der Weg nicht mehr weit zu jener Einstellung, die alles für erlaubt hält, auch das, was Schaden stiftet. Die Bibel spricht hier von Sünde und sagt: **Die Sünde ist der Leute Verderben.** Da also, wo Menschen sich aus der Verantwortung vor Gott lösen, da folgt auf die Distanz zu Gott gewöhnlich die Distanz gegenüber der Mitmenschlichkeit. Hier liegt die letzte Ursache für soviel Elend in dieser Welt.

Gottes Liebe kann nur da vor Anker gehen, wo Menschen bereit sind, sich ihr zu öffnen und sie im Glauben anzunehmen. Die besten Worte der Eltern gehen ins Leere, wenn die Kinder nicht bereit sind, auf sie zu hören. Auch Gottes Wort ist in den Wind geredet, wenn wir nicht willig sind, es in uns aufzunehmen. So liegt der Grund der Lieblosigkeit nicht daran, daß Gott zu wenig Liebe für uns übrig hat. Er liegt ganz einfach daran, daß es im Menschenherzen zuviel Widerstand dagegen gibt.

Jeder Mensch, der Christ sein will, ja, jeder Mensch, der die Botschaft von der Liebe Gottes in Jesus Christus auch nur einmal aufmerksam wahrgenommen hat, ist vor die Entscheidung gestellt, die Wahrheit wahr sein zu lassen oder sie zu übergehen. An diesem Glauben oder Nicht-Glauben hängt unser ewiges Leben oder unser Verlorengehen für immer.

Und nun möchte ich noch ein wenig mehr auf das Wunder der Liebe Gottes eingehen. Gott reagiert auf den Widerstand unseres Herzens nicht in der Weise, daß er uns gleich aufgibt. Er sendet nicht seine Gerichtengel, um die Welt mit Gewalt auf seinen Kurs zu bringen. Nein, er sendet seinen einzigen Sohn. Das ist Gottes besondere Art, uns zurechtzubringen.

Dieser Sohn bleibt nicht in vornehmer göttlicher Distanz den sündigen Menschen gegenüber, er tut vielmehr etwas, was jeder einfache Erdenbürger verstehen kann. Er geht zu denen, die besonders unter der Verlorenheit und Lieblosigkeit dieser Welt leiden. Er geht zu den Sündern, die keine Chance mehr sehen. Er bietet ihnen in seinem Kreuzestod die Vergebung Gottes an. Er geht zu den Kranken und Schwachen, zu den Blinden, Lahmen und Aussätzigen. Er setzt sich an einen Tisch mit den Ausgestoßenen und Verachteten, mit den Zöllnern und Dirnen. Ihnen allen zeigt er das Herz Gottes, ein Herz voll Gnade, Güte, Langmut und Geduld. Und schon die Geschichte von den Hirten auf Bethlehems Feld will uns verdeutlichen, daß diese armen Gestalten genauso zur Krippe kommen dürfen wie hernach die Weisen aus dem Morgenland mit ihren prächtigen Geschenken.

Es ist die sanfte, die zarte, die gewaltlose Art der Liebe, mit der der Sohn Gottes in die gefallene Welt hineingekommen ist. Wie gesagt, man kann diese Art der Gottesliebe auspusten wie eine Weihnachtskerze. Und manche tun das ja auch nach Weihnachten. „Jetzt ist Schluß mit der Gefühlsduselei“, sagen sie und werden wieder hart und kalt, so wie sie es schon vorher waren.

Martin Luther hat das Wunder der Gottesliebe einmal so beschrieben: „Gott regiert die Welt von unten, nicht von oben. Seine Liebe zwingt nicht.“ Ja, sie zwingt niemanden von uns, aber sie geht uns nach. Sie wirbt, sie lockt, sie ruft in Geduld. Sie tut niemandem weh. Eher läßt sie sich selbst verletzen, wie wir es am Leiden und Sterben

Jesu sehen können. So armselig, so verletzbar die Liebe Gottes auch sein mag, gerade in ihrer Unscheinbarkeit offenbart Gott seine Größe und Herrlichkeit. Er hat es nicht nötig, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, seine Liebe bleibt sich selber treu. Wir, die wir glauben können, dürfen beschämt sein, daß Gottes Großherzigkeit so groß ist und uns ganz persönlich gilt.

Nun soll noch ein kostbarer Aspekt des schönsten Verses der Bibel deutlich gemacht werden: Gottes Liebe zielt ab auf Ewigkeit! Das heißt, sie kommt aus der Ewigkeit, und sie bringt uns in die Ewigkeit. **Alle, die an den Sohn Gottes glauben, sollen nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.**

Ob wir mit dieser Botschaft bisher schon froh geworden sind? Es hängt ja doch alles davon ab, daß wir schließlich den Sinn unsres Daseins erfüllen und das von unserem Schöpfer bestimmte Ziel erreichen. Er will uns zu sich auf seine Ebene bringen. Am Ende soll nicht der Tod das Letzte sein und eine nachfolgende ewige Finsternis, sondern das Leben in Gottes lichtvollem Reich. Allerdings wird man sich dort nur wohlfühlen können, wenn man schon bei Lebzeiten gelernt hat, was Gottes Nähe bedeutet. Sehen Sie, das ist Jesu Mission: Er will uns an die Hand nehmen und uns zeigen, wie wir nach Gottes Willen mit diesem Leben umgehen und fertigwerden, wie wir fertigwerden mit dem Leid, mit der Schuld, mit dem Bösen und mit dem Tod. Jesus will uns auf den Weg des Gottvertrauens führen und auch auf den Weg des Gehorsams gegenüber Gott. Er will uns lehren, was Glaube, Liebe und Hoffnung ist, und wie es darum geht, die christlichen Tugenden zu leben.

An ihn glauben, das heißt nicht, über ihn Bescheid wissen und ihn dann einen guten Mann sein lassen. An ihn glauben, das heißt: Zu ihm Ja sagen, auf seiner Spur nachfolgen und sich von ihm ans Ziel führen lassen. An ihn glauben, das heißt, ganz und gar dem Mann von Golgatha vertrauen, der auch für unsere Sünden gestorben ist. Aus diesem Glauben folgt, daß wir nicht verloren gehen sollen. Gottes Gericht kann uns nichts mehr anhaben. Ewiges Leben ist uns verheißen. Leben bei Gott und mit Gott, Leben in ewiger Gemeinschaft mit dem Herrn der Herrlichkeit, Jesus Christus. Mehr kann man sich eigentlich gar nicht vorstellen. Er selbst, der zu Weihnachten zu uns gekommen ist, wartet auf jeden, der an ihn glaubt, und will uns ewige Freude schenken.

Sehet, was hat Gott gegeben:
seinen Sohn zum ewgen Leben.
Dieser kann und will uns heben
aus dem Leid ins Himmels Freud.

Paul Gerhardt

Sylvester

Alles soll zum Besten dienen - Röm. 8, 28

Am letzten Abend des vergehenden Jahres möchte man sich als Christ gern durch Gottes Wort trösten und ermutigen lassen. Auch gibt das auslaufende Jahr sicherlich Anlaß genug, Gott, dem Herrn, zu danken für so manche Bewahrung, für schöne Stunden, für alles Glück, das wir empfinden durften. Frieden und Freiheit waren uns auch in diesem Jahr wieder vergönnt, ebenso die materiellen Bedingungen für ein erträgliches Leben.

Aber nun gibt es neben den guten Seiten unsrer vergangenen Tage für den einzelnen vielleicht manches, was sein Leben erschwert hat, Probleme, die mit dem Beruf zu tun haben, Probleme der Gesundheit, Probleme mit der Familie, den Nachbarn oder ganz allgemein mit den Widrigkeiten des Älterwerdens. Wir freuen uns, daß wir es dennoch mit Gottes Hilfe bis heute geschafft haben.

Im Blick auf das vor uns liegende neue Jahr könnte sich allerdings bei dem einen oder anderen Angst vor der Zukunft aufbauen, ob es sich um die Zukunft der Welt handelt oder um die ganz persönliche Zukunft. Die Ungewißheit der Zukunft macht ein ungu-tes Gefühl. Man tappt sozusagen im Dunkeln. Man hat keine letzten Sicherheiten. Woher kommt die Zuversicht, mutig, entschlossen, ja, fröhlich in die neue Zeit zu gehen? Kommt sie nicht aus dem Vertrauen auf den Herrn, der die Zukunft in seinen Händen hält? Kommt sie nicht aus dem Zutrauen zu Gott, daß er für uns einen gangbaren Weg hat und daß er es letzten Endes mit uns gut meint?

An diesem Sylvesterabend soll uns ein Wort des Apostels Paulus Mut schenken: **Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluß berufen sind.** Ein guter Freund hat mir dieses Wort einmal zugesprochen, als ich wegen gesundheitlicher Probleme sehr verzagt war und nicht wußte, wie es weitergehen soll. Einen solchen Zuspruch, der einem selbst geholfen hat, gibt man gern weiter.

Das mutmachende Pauluswort beginnt mit einem Bekenntnis. **Wir wissen**, sagt der Apostel. Es handelt sich hier also um eine ganz feste Überzeugung, natürlich nicht in dem Sinn, daß wir mathematisch genau etwas wissen könnten. Es geht um die Gewißheit des Herzens. Gott gibt uns im Glauben keine Sicherheit, wie wir sie beim Zusammenrechnen von Zahlen haben, aber er macht unser Herz so gewiß, daß unsre Überzeugung einem Wissen gleichkommt. In dieser Gewißheit heißt es also: **Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.** Ob wir dieses Wort in der Kirche oder außerhalb der Kirche schon gehört haben? Sollte es uns jemals begegnet sein, haben wir uns vielleicht darüber gefreut, daß es in der Bibel solch starke Trost- worte gibt. Besonders an einem Sylvesterabend paßt dieser Zuspruch, und wir nehmen ihn dankbar an.

Dennoch stutzen wir wohl ein wenig, daß es hier heißt: **alle Dinge.** Sollen uns wirklich **alle** Dinge zum Besten dienen, also auch das, was uns das Leben erschwert, auch

das, was uns quält? All die Versuchungen und Anfechtungen, die ich innerlich und äußerlich erfahre, sind sie auch gemeint? Es wäre kaum zu fassen, wenn es so wäre. Sollte Gott vielleicht mein ganzes Leben so angelegt haben, daß es trotz seiner Umwege und Holzwege schließlich und endlich doch zu einem wirklich guten Ende führt? Sollte er alle Krankheitsnöte, Altersgebrechen, die beruflichen und sonstigen Komplikationen dazu benutzen, um für meine innere Entwicklung daraus das Beste zu machen? Kaum zu fassen, wenn es so wäre! Der Apostel Paulus will uns seine Gewißheit weitergeben, daß es so ist.

Und weil es so ist, können wir dann auch dankbar sein für die Schwierigkeiten des zu Ende gehenden Jahres. Wir können dankbar sein für alles, was uns Mühe und Arbeit gemacht hat, was uns womöglich auch Tränen gekostet hat. Gott hat sich bei all diesen Dingen etwas gedacht. Nicht dies, daß er uns etwa strafen und zurechtbiegen wollte, so daß wir hinterher fragen müßten: Womit habe ich das eigentlich verdient? Nein, er hat sich vielleicht dabei gedacht: Wie kann ich meinem irdischen Freund helfen, daß er es lernt, die unguuten Dinge zu lassen und sich dem Guten zuzuwenden? Wie kann ich meinem Erdenkind die Chance geben, noch viel mehr sich allein auf mich, seinen Herrn, zu verlassen? Gewiß, das sind Mutmaßungen. Gottes Gedanken sind allemal höher als solche Überlegungen. Aber sie sind eben so hoch, daß sie es dahin lenken: Alle Dinge müssen uns zum Besten dienen. Vertrauen wir darauf, daß Gottes Weisheit dazu imstande ist.

Bei solchem Vertrauen wird es möglich, in einer ganz großen inneren Ruhe und Gelassenheit zu leben, so wie wir sie auch bei Jesus wahrnehmen, als er mitten in einem gefährlichen Seesturm auf dem See Genezareth im Heck eines Bootes liegt und schläft.

Aber jetzt kommt vielleicht ein gewichtiger Einwand: Wir stellen fest, daß diese Gelassenheit und positive Gewißheit an eine Bedingung geknüpft ist. Da steht zu Anfang unsres Bibelwortes: **Denen, die Gott lieben**, und am Ende: **Denen, die nach seinem Ratschluß berufen sind**. Die Liebe zu Gott ist also die Voraussetzung dafür, daß schließlich alle Dinge zum Besten dienen müssen. Nehmen wir zuerst einmal das. Das kann man noch verstehen. Das hat seine Logik. Das stellt uns allerdings vor die Frage: Gehören wir zu denen, die Gott lieben?

Da muß nun jeder ganz ehrlich werden vor Gott und in sein Innerstes schauen. Liebe ich Gott wirklich? Unsre Liebe kann sich Gott gegenüber gewiß in liebevollen Gefühlen ausdrücken. Warum eigentlich nicht? Jesus hat uns schließlich geboten: **Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen**. Und vielleicht erinnern wir uns an Stunden, in denen wir mit unserem Herzen nahe bei Gott waren, ihm gedankt haben, ihm womöglich unsre Herzensliebe erklärt haben. Das kann passieren, wenn man mit ganzer Offenheit betet. Erinnern wir uns, wie es im vergangenen Jahr war. Wie oft haben wir das Gespräch mit Gott gesucht, flüchtig oder ausführlich?

Nun steht in dem Liebesgebot Jesu auch, daß wir **Gott mit allen Kräften lieben sollen**. Das will sagen, daß sich unsre Liebe zu Gott auch im alltäglichen Tun aus-

drücken soll. Also ganz praktisch so leben und handeln, daß wir dem Willen Gottes entsprechen und uns für das Gute einsetzen. Diese Art Gottesliebe scheint meist schwieriger zu sein als die gefühlsmäßige Herzenszuneigung. Aber keiner wird bestreiten können, daß beide Arten von Gottesliebe zusammen gehören und sich gegenseitig bedingen.

Denen also, die in dieser zweifachen Weise Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Ich möchte dieses Wort als Trost sagen und nicht als heimliche Drohung. Ich denke, Gott kennt unser Herz. Er kennt auch die aller kleinsten Ansätze einer Liebe zu ihm. Und er erkennt sie an. Deshalb glaube ich auch, daß jeder, der eine geheime Sehnsucht nach Gott in sich spürt, zu denen gehört, die nach Gottes Rat-schluß berufen sind.

Die Liebe zu Gott schließt auch die Liebe zu Jesus Christus mit ein. Denn von einem gütigen Gott können wir überhaupt nur reden aufgrund dessen, was Jesus uns offenbart hat. Jesus ist der Weg zum Vaterherzen Gottes. Deshalb haben wir ja auch gerade Weihnachten gefeiert, weil uns die Liebe Gottes in Jesus Christus begegnet ist. Seine Liebe zu uns geht unsrer Liebe zu ihm immer voraus.

Liebt Gott uns aber mehr, als wir ihn wieder lieben können, dann brauchen wir uns über das Berufensein oder eventuelle Nichtberufensein keine grüblerischen Gedanken zu machen. Wir sind von Gott angenommen und von ihm wertgeachtet. Das ist die Basis dafür, daß wir glauben können. Seien wir darum einfach gewiß: **Auch uns müssen alle Dinge zum Besten dienen.**

Nehmen wir diesen Zuspruch am letzten Tag des Jahres wieder ganz neu in uns auf, dann bleibt keine Bitterkeit über das, was uns in letzten Zeiten schwer geworden ist. Es hat ja doch seinen tiefen Sinn gehabt. Und im Blick auf das kommende Jahr erfüllt uns die Zuversicht: Auch das, was vor uns liegt, muß einen tiefen Sinn haben. Alles soll uns zum Besten dienen. Alles muß an Gott vorüber, was uns begegnen wird. Gott wird einem jeden zumessen, was er tragen kann und was seiner inneren Entwicklung dient.

Der du die Zeit in Händen hast,
Herr, nimm auch dieses Jahres Last
und wandle sie in Segen.
Nun von dir selbst in Jesus Christ
die Mitte fest gewiesen ist,
führ uns dem Ziel entgegen.

Jochen Klepper

Neujahr

Gott mehr gehorchen - Apg.5, 29b

Ein neues Jahr hat begonnen. Es liegt vor uns wie eine verheißungsvolle Landschaft, noch unbekannt und doch uns einladend, den vor uns liegenden Weg zu wagen. Und nun hören wir aufmerksam das Bibelwort, das uns wie eine Losung begleiten soll. Diesmal nicht ein Wort des Trostes und des freundlichen Zuspruchs Gottes, sondern mehr eine Mahnung, ja, vielleicht sogar ein forderndes Gesetz, dem man unbedingt Folge leisten muß. Wir Christen sollten uns diese Losung besonders zu Herzen nehmen, denn sie holt uns aus aller Unverbindlichkeit, aus aller Nachlässigkeit der Gedanken und Gefühle heraus und gibt uns einen klaren Kurs vor: **Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!**

Wir müssen uns gleich eingestehen, daß das Wort Gehorsam heute nicht so sehr geschätzt wird. Es ist nicht gerade ein Modewort. Gehorchenmüssen, das kennen wir noch von ganz früher. Die Älteren können sich noch gut erinnern, wie sie den Gehorsam in der Schule und womöglich auch im Elternhaus regelrecht eingebläut bekommen haben. Als etwa achtjähriger Schüler habe ich es einmal gewagt, am hellichten Tag in unsrem damaligen Klassenraum das Licht anzuknipsen, was der Lehrer verboten hatte. Ergebnis dieser Untat: Ich bekam eine Tracht Prügel mit dem berühmten „gelben Onkel aus Amerika“, einen Rohrstock. Wer nicht hören kann, muß fühlen! So habe ich es noch im Ohr.

Ist Gott etwa wie ein strenger Oberlehrer aus alten Zeiten, daß man ihm unbedingt Folge leisten muß, ob es einsehbar ist oder nicht? Natürlich dürfen wir Gott so nicht sehen. Gott hat überhaupt nichts zu tun mit den Karikaturvorstellungen, die wir Menschen oft von ihm haben. **Er ist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte**, heißt es schon in den Psalmen. Und doch gilt natürlich der Satz: **Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.**

Wenn wir in das fünfte Kapitel der Apostelgeschichte gehen und nachlesen, in welcher Situation die Jahreslosung zum ersten Mal ausgesprochen wurde, dann müssen wir voll tiefem Respekt erkennen, daß dieses Wort aus einer ungeheuer mutigen Haltung heraus gesagt worden ist. Die Apostel Jesu, allen voran Petrus, hatten Pfingsten noch nicht allzulange hinter sich. Sie waren erfüllt vom Heiligen Geist und predigten vom gekreuzigten und auferstandenen Erlöser. Sie predigten nicht irgendwo unter freiem Himmel, sondern in der berühmten Halle Salomos, mitten im Zentralheiligtum des jüdischen Tempels. Da gab es damals Tempelpolizei, Ordnungen und Vorschriften, die unbedingt befolgt werden mußten. Und über den gesamten Tempelbezirk wachte der Hohepriester mit seinen verantwortlichen Gremien.

Diese Autoritäten waren es, die dafür gesorgt hatten, daß Jesus den heidnischen Römern zur Kreuzigung ausgeliefert worden war. Diese Leute hatten damit öffentlich bekundet, daß sie die Lehre Jesu für verdammungswürdig hielten. Man kann sich wohl vorstellen, was in ihrem Herzen vor sich ging, als die reitenten Jünger Jesu an

heiliger Stätte all das weiterverbreiteten, was die geistliche Führung geächtet wissen wollte.

Zunächst sperrt man die Apostel ein. Durch göttliche Fügung kommen sie wieder heraus aus dem Gefängnis. Und kaum daß sie draußen sind, stehen sie schon wieder in der Halle Salomos und predigen die frohe Botschaft von Jesus. Ratlosigkeit im Hohen Rat. Schließlich zitiert man die Jesusleute vor das höchste Gericht, bedroht sie hart und will ihnen forthin ein Redeverbot erteilen. Genau in diese Situation hinein fällt das mutige Bekenntnis des Petrus und seiner Mitstreiter: **Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.**

Wenn wir die Bedeutung dieses Wortes für uns richtig erfassen wollen, dann dürfen wir auf keinen Fall die Situation der Apostel vor dem Hohen Rat übersehen. Es macht einen besseren, einen tieferen Sinn, wenn ich verstehe, es geht hier um ein Wort der kühnen Selbstverteidigung der Christen, die zu einem letzten Glaubenszeugnis herausgefordert werden. Martin Luther stand 1521 auf dem Reichstag zu Worms in einer ähnlichen Situation.

Nun fragen wir natürlich: Was hat denn das alles mit unserem heutigen persönlichen Leben zu Anfang eines neuen Jahres zu tun? Wir werden, Gott sei Dank, nicht vor irgendein höheres Gericht zitiert werden. Wir werden auch nicht dauernd herausgefordert werden, ein letztes Glaubenszeugnis zu geben. Was die kirchlichen Verhältnisse anbetrifft, so geht es in unserem Lande friedlich zu. Noch immer richtet sich unsere Demokratie nach einer Verfassung, die nach dem Kriege aus dem Geist christlichen Glaubens geboren wurde.

Was steht also unserem persönlichen Christusglauben entgegen? Was könnte den Mut zu einem Glaubenszeugnis in der vor uns liegenden Zeit herausfordern? Wo tut sich ein menschliches Denken vor uns auf, dem wir aus unserem Glauben heraus zu widersprechen hätten, weil man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen?

Indem diese Fragen gestellt werden, erweist sich Folgendes als möglich: Bei aller Friedlichkeit, in der wir leben, besteht doch die Gefahr, daß unsre gesellschaftlichen Verhältnisse sich zum Unguten hin verändern können. Es gibt deutliche Anzeichen dafür, daß unter der Decke sich ein mehr und mehr unchristliches Denken breit macht. Etwas deutlicher gesagt: Der christliche Glaube ist in unserem Volk nicht mehr der tragende Grund für die Lebenskonzepte der Menschen. Das beweisen alle Umfragen, die in letzter Zeit zum Thema Glauben gemacht worden sind. Das beweisen auch die äußerst kritischen Äußerungen, die sich die Kirchen in den Medien gefallen lassen müssen. Das unterstreichen z.B. auch folgende Schlagzeilen in der Presse: „Abschied von der Volkskirche?“, „Volkskirche als auslaufendes Modell“ oder „Volkskirche ohne Volk“. Unter solchen und ähnlichen Titeln berichtete man über die „größte Kirchenaustrittswelle der Nachkriegszeit“.

Weitere Schlagworte der Presse seien aufgezählt: „Institutionsverdrossenheit“, „Christentumsmüdigkeit“, „Glaubensschwund“, „Gottesfinsternis“. Besonders die Jugend hat kaum noch einen inneren Zugang zur christlichen Botschaft. Und was dieser Verslossenheit gegenüber dem Christusglauben folgt, das sind all die längst be-

kannten Irrungen und Wirrungen unserer Zeit: Neigung zu Gewalt und Gnadenlosigkeit in der äußersten rechten und linken Szene, Auflösung bewährter sittlicher Moralvorstellungen, Abgleiten in Alkohol- und Drogenrausch, Verachtung der ehelichen Bindungen, Verweigerung von Nachkommenschaft, religiöser Pluralismus, esoterische Wahnvorstellungen bis hin zum Okkultismus usw.

Es bedrückt einen schon, wenn man diese Dinge aufzählt und beim Namen nennt. Aber wir können die Augen nicht einfach zumachen und so tun, als sei alles im Lot. Auch wenn der Ungeist unserer Zeit noch nicht alle Bürger unseres Volkes erfaßt hat, so gilt es doch, jetzt aufzuwachen und zu erkennen, was die eigentlichen Werte christlicher Überzeugung sind. Wir Christen sollten noch viel bewußter zusammenhalten und unseren Glauben in der Gemeinschaft leben. Wir sollten ganz neu begreifen, in unseren verschwommenen Verhältnissen braucht es den Mut, Farbe zu bekennen, Grenzen zu ziehen, Nein zu sagen, wo ein Nein geboten ist und Ja zu sagen auch da, wo es nicht opportun ist.

Wir sind aufgerufen, zur christlichen Wahrheit zu stehen und in der Liebe glaubwürdig zu sein. Wir müssen eben Gott mehr gehorchen als den herrschenden Trends und Modemeinungen, ihm mehr gehorchen als unserem eigenen widerspruchsvollen Herzen. Ich empfinde es selbst so, daß wir in einer Zeit leben, in der der Feind mobil macht, um auch die letzten Christen herauszufordern.

Gott kann das vor uns liegende Jahr zu einem gesegneten und erfolgreichen Jahr werden lassen, zu einem Jahr des Glücks, des Friedens und des Wohlbefindens. Aber immer sind wir unterschwellig doch gefragt, ob wir Gott mehr gehorchen wollen als den Menschen.

Es ist so wichtig, daß wir Gott den Herrn sein lassen in unserem alltäglichen Leben. Menschen sind ständig vom Irrtum und von der Sünde bedroht. Was heute noch als letzter Modeschrei vertreten wird – oft mit dem Anspruch des Absoluten, ist morgen schon wieder überholt und erledigt. Gott bleibt, der er ist. Und es bleibt dies, daß wir jederzeit schlechthin abhängig von ihm sind. Er begleitet uns als unser Vater durch das neue Jahr. Und wir wollen ihm und seinem Sohn Jesus Christus vertrauen und noch mehr gehorsam werden.

Jesus soll die Losung sein,
da ein neues Jahr erschienen;
Jesu Name soll allein
denen heut zum Zeichen dienen,
die in seinem Bunde stehn
und auf seinen Wegen gehen.

Benjamin Schmolck

1. Sonntag nach Epiphania

Die Taufe Jesu - Matth. 3, 13-17

An der Geschichte des Bibeltextes setzt uns einiges ins Staunen. Nicht nur dies, daß da ein erwachsener Mann getauft wird. Nicht nur dies, daß die Taufe außerhalb von Kirchenmauern in einem relativ schmutzigen Fluß vonstatten geht. Nein, vor allem dies setzt uns ins Staunen, daß da einer getauft wird, in dessen Namen bis zum heutigen Tage Millionen Menschen das Sakrament der Taufe empfangen haben. Es ist ein Täufling wie kein anderer. Es ist der Erlöser selbst. Wir verstehen die erstaunte Frage des Täufers Johannes: **Ich bedarf dessen, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir?**

Johannes sieht offenbar mit prophetischem Blick, wen er da vor sich hat. Er weiß oder ahnt das, was wir als Christen glaubend bekennen, daß dieser Mann aus Galiläa der Messias ist, der Sohn des lebendigen Gottes. Aber hier aufgrund dieser Taufgeschichte heißt es nun erst einmal zu begreifen, daß Jesus von Nazareth wirklich ein ganzer Mensch war. Ein Mensch und kein Wunderwesen! Ein Mensch und kein Alleskönner! Ein Mensch und kein Alleswisser! Ein Mensch, von einer Frau zur Welt gebracht und damit den Bedingungen und Gesetzmäßigkeiten menschlichen Lebens unterworfen. Wie ist das eigentlich mit einem Kind, wenn es das Licht der Welt erblickt? Kann es dann schon sprechen, oder muß es nicht erst sprechen lernen? Kann es schon die Bibel lesen, oder muß es nicht erst mühsam lesen lernen? Weiß es schon in vollem Umfang um seine Herkunft und Abstammung, oder muß es nicht erst erwachsen werden, um zu erfassen, was Kind es ist? So hat auch Jesus – ein Mensch wie wir – stufenweise das Leben entdecken gelernt und stufenweise seine göttliche Herkunft begreifen gelernt. Da war nicht schon im Stall von Bethlehem der fertige Christus auf dem Schoß der Maria, so wie es in späteren Jahrhunderten manche Maler falsch dargestellt haben. Nein, er brauchte seine Zeit, um zu wachsen und zu reifen. Die Zeit mußte erst erfüllt sein, ehe er in der Öffentlichkeit mit seinem Wirken beginnen konnte.

Wir kennen vermutlich die Geschichte von der Hochzeit zu Kana. Da hatte die Mutter Maria gemeint, den öffentlichen Auftritt Jesu beschleunigen zu müssen. So sind eben ungeduldige Mütter, die an die hohe Begabung ihrer Söhne glauben. Aber Jesus fährt ihr in die Parade und belehrt sie mit den Worten: **Frau, was geht's dich an, was ich tue, meine Stunde ist noch nicht gekommen.** Hier wird deutlich, Jesus handelt in der Unterordnung unter einen höheren Zeitplan.

Damals, als er von Galiläa an den Jordan zu Johannes gegangen war, hatte er auch in der Unterordnung unter den göttlichen Zeitplan gehandelt. Ob Jesus wohl schon vor der Taufe alles gewußt hat, was ihm am Karfreitag und nach Ostern begegnen würde? Ob er wohl schon vor der Geistverleihung am Jordanofer die Vollmacht besaß, aus der er später handelte? Ich glaube nicht. Jesus ist gehorsam Schritt für Schritt den Weg Gottes gegangen. Und er mußte Gehorsam und Geduld lernen, damit er in allem seinen Brüdern und Schwestern in dieser Welt gleich würde.

Von daher bekommen wir nun auch einen Zugang zu der erstaunlichen Tatsache, daß er in den Jordan steigt und sich wie ein reuiger Sünder taufen läßt. Er antwortet dem Johannes auf dessen erstauntes Fragen: **Laß es jetzt geschehen! Denn so gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.** Heißt das nun, daß Jesus ein Sünder war wie wir und daß er der Taufe zur Vergebung der Sünden bedurft hätte? Nein, so dürfen wir es nicht sehen. Aber die Taufe ist für ihn ein Wendepunkt in seinem Leben. Auch für ihn gab es ein Vorher und Nachher. Vor der Taufe ist er noch unterwegs zu seinem Auftritt in der Öffentlichkeit. Bis dahin war er ein Lernender, eingebunden in die Verhältnisse seiner heimatlichen Umgebung. Mit der Taufe geht dieses Stadium zu Ende. In Übereinstimmung mit dem Willen Gottes will er nun alle Gerechtigkeit erfüllen. Und wie wir später sehen können, hat seine Taufe geradezu eine prophetische Bedeutung. Im Untertauchen und Wiederauftauchen im Jordanwasser ist bereits sein Sterben und sein Auferstehen abgebildet. So soll sich alle Gerechtigkeit Gottes erfüllen.

Verstehen wir wohl, daß Jesus mit seiner Taufe ganz und gar bei uns Menschen ist? Nicht als ein der Sünde Verfallener, aber doch als einer, der mit den Sündern in dasselbe Taufwasser steigt. Während sich bei den anderen Täuflingen mit dem Untertauchen und Wiederauftauchen das innerseelische Ereignis der Neuwerdung vor Gott verbindet, ist für Jesus derselbe äußere Vorgang die innere Bereitschaftserklärung, ganz und radikal den Weg des Vaters im Himmel zu gehen.

Und an diesem Punkt unterscheidet sich dieser Taufwillige auch sehr von aller Vorankündigung des Johannes. Jesus wird nicht mit der Axt in der Hand auftreten, der den faulen Bäumen ihr kaputtes Dasein von den Wurzeln schlägt. Er wird nicht zu seinen Lebzeiten das Gericht halten und die Spreu von dem Weizen scheiden. Nein, er wird auftreten als der sanftmütige und demütige Herr, als der Fürsprecher der Armen und Gequälten, als der Retter der verlorenen Sünder, als der Gottessohn, der auf alle Macht und Herrlichkeit verzichtet und Knechtsgestalt annimmt. So ist er bereits im Buch des Jesaja vorgestellt worden.

Daß dann über diesem einfachen Menschen plötzlich der Himmel aufgeht und aus seiner Taufe mit Wasser eine Taufe mit dem Feuer des Heiligen Geistes wird, das darf uns jetzt nicht mehr wundern. Das paßt ganz und gar hinein in das einmalige Geschehen der Menschwerdung Gottes. Jesus entstammt der Himmelswelt Gottes. Dennoch bedarf er der Ausgießung des Heiligen Geistes. Dieser Geist erscheint in der Gestalt einer Taube. Sie symbolisiert das Wesen des Geistes. Jesus wird als Mann des Friedens und der Liebe seinen Auftrag erfüllen. Er wird sich unterscheiden von der Raubvogelnatur aller irdischen Herrscher. Sein Weg wird ein Weg der Gewaltlosigkeit und des Erbarmens sein. **Er wird die Müden erquicken, die Hungrigen speisen. Den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.**

Schließlich noch die Stimme aus dem Himmel. **Dies ist mein lieber Sohn,** heißt es zuerst. Dem Bibelkenner wird hier ein Psalmwort einfallen, das ganz ähnlich klingt. In Psalm 2, der vom endzeitlichen König handelt, steht bereits: **Kundtun will**

ich den Ratschluß des Herrn. Er hat zu mir gesagt: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt. Die Himmelsstimme am Jordan nimmt dieses Psalmwort auf, und sie fügt noch etwas hinzu: Dies ist mein **lieber** Sohn. Das klingt vertraut und freundlich, es klingt nicht nach strengem Regiment. Und es paßt dazu, wenn die Stimme fortfährt: **an dem ich Wohlgefallen habe.** Auch mit diesem Ausspruch wird auf eine Weissagung aus dem Alten Bund hingewiesen, nämlich auf das Wort im 42. Kapitel des Jesaja: **Siehe, das ist mein Knecht und mein Auserwählter, an dem meine Seele Wohlgefallen hat.** So lauten die ersten Worte eines Knecht-Gottes-Liedes, das auf den künftigen Erlöser hinweist.

In der Himmelsstimme, die Jesus am Jordan hört, wird die Weissagung vom Endzeitkönig mit der Weissagung vom leidenden Gottesknecht verknüpft. Wir haben in Jesus also beides zu sehen: den Erlöser, der unsre Sünde am Kreuz überwunden hat, und den Herrn aller Herren, der am Ende kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten. In beiderlei Gestalt, als der hernach Gekreuzigte und der zukünftig Verherrlichte ist er Gottes geliebter Sohn, auf dem das ganze Wohlgefallen des Vaters ruht.

Es wird darauf ankommen, daß wir in unserem Bewußtsein immer wieder den Christusweg voll Dank und Anbetung nachvollziehen: Er kommt aus seines Vaters Schoß, wird niedrig und gering. Er geht den Weg des Gehorsams, von der Taufe am Jordan bis nach Golgatha. Er tut alles zu unsrer Erlösung. Aber er bleibt nicht in der Niedrigkeit seines irdischen Lebens, sondern **Gott hat ihn erhöht und ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist.** Nun sollen ihn alle anbeten und bekennen: Er ist der Herr, er ist der Sohn des allmächtigen Vaters. Er ist der Erstgeborene der Schöpfung und der, der zuletzt in Herrlichkeit erscheinen wird, um alles neu zu machen. Ihm sei die Ehre, jetzt und in Ewigkeit!

Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude;
A und O, Anfang und Ende steht da.
Gottheit und Menschheit vereinen sich beide,
Schöpfer, wie kommst du uns Menschen so nah!
Himmel und Erde, erzählet's den Heiden:
Jesus ist kommen, Grund ewiger Freuden.

Johann L.K.Allendorf

2. Sonntag nach Epiphantias

Die Frage nach dem Fasten - Markus 2, 18-22

In der evangelischen Kirche ist das Fasten aus der Mode gekommen. Die Katholiken dagegen haben ihre bestimmte Fastenzeit, besonders ab Aschermittwoch, wenn der Karneval vorbei ist. Warum fasten wir Protestanten nicht? Ein bißchen mehr Enthaltbarkeit in dieser oder jener Richtung könnte bestimmt nicht schaden, wäre sogar ganz nützlich und sinnvoll. Das Wohlstandsdenken hat sich nämlich so sehr breitgemacht, daß kaum noch jemand auf irgendetwas verzichten möchte. In vieler Hinsicht tut man des Guten zuviel. Die Ärzte können ein Lied davon singen. Sie diagnostizieren nicht nur viele Leiden als typische Wohlstandskrankheiten, sondern bei gar manchem Patienten könnten sie sich einfach damit begnügen, daß sie ihm einschärfen, maßvoller zu leben und weniger zu genießen.

Bekannt ist ja der Mäßigungsgrundsatz f.d.H. Vornehm ausgedrückt heißt das: Iß nur die Hälfte! Fasten, das bedeutet, eine gewisse Zeit gar nichts zu essen. Ein religiöses Fasten werden viele so schnell nicht akzeptieren wollen. Fasten dagegen aus medizinischen Gründen und unter medizinischer Aufsicht, das wird allgemein für gut gehalten. Es hat sich eben herumgesprochen, daß eine Fastenkur Wunder wirken kann. Der Körper wird dadurch entschlackt und gereinigt. Überflüssige Reserven werden abgebaut. Man bewegt sich nach solch einer Kur nicht nur leichter auf seinen Füßen, nein, das Erstaunliche ist, daß auch der Geist wieder beweglicher arbeitet. Man könnte geradezu den Slogan propagieren: Fasten erleichtert, Fasten macht frei!

Nimmt man zu solcher Heilwirkung nun noch den Effekt hinzu, daß man als enhaltamer Mensch auch sparsamer lebt und dadurch für Bedürftige umso mehr übrigen haben kann, so stellt sich die Frage: Warum fasten wir evangelischen Christen eigentlich nicht? Ein bißchen mehr Enthaltbarkeit könnte uns wahrlich nicht schaden.

Nun zu der kritischen Frage, die damals Jesus gestellt wurde: **Warum fasten die Jünger des Johannes und die Jünger der Pharisäer, und deine Jünger fasten nicht?** Jesus antwortet: **Wie können die Hochzeitsgäste fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?**

Ein rätselhaftes Wort, ein Gleichniswort. Es setzt in Erstaunen. Es gibt zu denken. Es ist, als nähme Jesus uns an die Hand und führte uns an die reich gedeckte Tafel einer Hochzeitsfeier. Die Speisen sind gerade aufgetragen. Die leckersten Sachen laden ein zu köstlichem Genuß. Den Hochzeitsgästen läuft schon das Wasser im Munde zusammen. Da erhebt sich der Brautvater und gibt bekannt: „Aus Anlaß des Festes soll heute gefastet werden. Niemand unterstehe sich, die Speisen anzurühren.“ Wie absurd! Jeder, der solch eine Geschichte hört, versteht sofort: So etwas gibt es gar nicht, an vollen Tischen sitzen und dann fasten.

Anscheinend will Jesus damit sagen: Lebensfreude und Enthaltbarkeit passen nicht zusammen. Wir hören es also mit Erleichterung: Jesus stellt die Freude über das Fasten. Vielleicht möchten wir jetzt zustimmen: Jawohl, darauf kommt es an, daß wir uns

freuen können. Man findet sogar im Schlager die Bestätigung: „Ein bißchen Freude braucht der Mensch zum Leben.“ Und denkt man gar an den bissigen Satz, den der Philosoph Nietzsche von den Christen gesagt hat, daß sie erlöster aussehen müßten, wenn man ihnen ihr Christsein glauben sollte, dann wissen wir es nun ganz genau: Man kann sich als Christ gar nicht genug freuen.

Diese Freude meint hier sicherlich mehr als billiges Vergnügen. Das billige Vergnügen sucht der Mensch meist dann, wenn ihm die echte Freude abhanden gekommen ist. Echte Freude, ja, das ist etwas Wunderbares. Das kommt ganz tief von innen aus dem Herzen. Das macht ein heiteres und freundliches Gesicht auch im Alltag.

Wie schön, daß Jesus seine Jünger fröhlich sehen möchte, daß er die sauren Gesichter der Pharisäer ablehnt. Wenn schon verzichtet oder gefastet werden muß, dann bitte mit fröhlichem Gesicht. Wenn schon hingegeben oder gar geopfert werden soll, dann bitte mit heiterer Miene. **Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb**, sagt die Bibel. Also, ein Christ, der sich nicht freuen kann, hat vielleicht vom Christsein noch gar nicht viel verstanden. Schon das Wort **Evangelium** sagt ja, daß es hier um eine frohmachende Botschaft geht.

Es ist wahr: Wir Christen verleugnen unseren Herrn, wenn wir unfroh, mürrisch, hoffnungslos oder verbittert durch die Welt gehen. Und doch machen wir hier alles falsch, falls wir die Freude zum christlichen Gesetz erheben wollen und uns gegenseitig ein fröhliches Gesicht abverlangen.

Wir müssen deshalb Jesu Gleichnis vom Hochzeitsmahl noch einmal genauer untersuchen und fragen: Wer oder was bewirkt denn bei der Hochzeitsfeier die Freude der Geladenen? Was ist der tiefere Grund für die Freude der Jünger Jesu? Die klärende Antwort finden wir in der Gegenfrage Jesu: **Wie können die Hochzeitsgäste fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?**

Also, es sind nicht die Gaumenfreuden der Hochzeitstafel, die hier im Blickfeld stehen, sondern es geht hauptsächlich um die Anwesenheit des Bräutigams. Weil er da ist, deshalb können die Hochzeitsgäste fröhlich sein. Hier gilt es gut hinzuhören. Das Wort **Bräutigam** weist nicht nur hin auf Freude und Festlichkeit, sondern vor allem auf Liebe, Ehe und eheliche Gemeinschaft. Im Bild vom Bräutigam wird hier die irdische Liebe zum Gleichnis für die göttliche Liebe. Hinter dem Bild vom Bräutigam verbirgt sich letztlich ein Selbstbekenntnis Jesu zu seiner Messianität.

Schöner und stärker kann man die Liebe Gottes zu uns Menschen doch gar nicht ausdrücken, als daß man von der Hochzeit spricht. Da braucht man die Freude nicht mühsam herbeizulocken. Schon gar nicht braucht man sie gesetzlich herbeizufordern. Sie ist einfach da. Wo Hochzeit gefeiert wird, da geht es um ein Fest der Liebe. Wo aber Liebe ist, da kommt die Freude ganz von selbst. So sagt also Jesus mit seinem Gleichniswort: Jetzt ist Heilszeit, jetzt ist die große Stunde Gottes gekommen. Der Bräutigam, der Messias ist da. In Jesus ist der liebende Gott bei uns Menschen erschienen.

Diese Botschaft übertrifft alles bisher Dagewesene. Ein Neues bricht an. Nun braucht man nicht mehr zu fasten wie die Pharisäer oder die Jünger des Täufers Johannes, die mit ihren strengen Forderungen das Kommen des Messias beschleunigen wollten. Der Messias ist ja da. In Jesus ist er da. Das Nicht-Fasten der Jünger Jesu darf nun geradezu als ein Signal verstanden werden. Sie dürfen sich freuen über die Erfüllung der alten Verheißungen. Sie haben verstanden, daß mit Jesus der große Liebhaber Gottes zu ihnen gekommen ist. Nun gibt es einen neuen Bund zwischen Gott und den Menschen. Und dieser Bund sprengt den Rahmen des alten Bundes. Niemand soll forthin das Alte mit dem Neuen vermengen. So wenig **neuer Wein in alte Schläuche** paßt, so wenig man einen **neuen Flicker auf einem alten Kleid** befestigen kann, so wenig kann das Kommen des Messias, das Kommen Jesu, mit den Bräuchen der mosaischen Gesetzesreligion in Einklang gebracht werden.

Hier kann man heraushören, wie ungeheuer kühn und hoheitsvoll die Worte Jesu sind. Das religiöse Fasten hat damit seine vormalige Bedeutung verloren. Es gibt kein Fasten mehr, um das Kommen des Erlösers zu beschleunigen.

Gleichwohl, auch Christen haben den Brauch des Fastens. Jesus lehnt das Fasten nicht gänzlich ab. Es wird von ihm nur anders begründet. Damals sagt er: **Es wird die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten, an jenem Tage.** Hier haben wir ganz deutlich einen Hinweis auf den Karfreitag und damit auf die Passionszeit der Kirche. Von Anfang an ist die Leidenszeit Jesu, die in der Kirche sechs Wochen vor Ostern begangen wird, auch eine Fastenzeit.

Fasten also aus Solidarität mit dem leidenden Christus! Ein ganz neuer, letztlich ein wunderbarer Gedanke. Es geht hier um Identität, um ein Gleichzeitwerden mit Jesus. Er hat es sich so unendlich viel kosten lassen, die Liebe Gottes in unsrer lieblosen Welt zu verankern. Er war gehorsam bis zum Tode am Kreuz. Weil wir aus der Hingabe des Gottessohnes selbst Kraft zum Überwinden erhalten, darum sind wir imstande, ihm ein Stück ähnlich zu werden. Solidarität mit dem leidenden Christus muß nicht zum Verzicht auf bestimmte Speisen führen, aber vielleicht zum Verzicht eines selbstmächtigen Ausschöpfens aller möglichen Freuden.

Die Freude ist uns gewährt, ja, wir sind eingeladen zur Freude, zur Freude an Gott, zur Freude an Jesus Christus, ja, auch zur Freude an seiner Schöpfung. Immer aber sollten wir auch bedenken, was unser Herr es sich hat kosten lassen, sein Leben zu unsrer Erlösung hinzugeben.

In dem Herren freuet euch,
freuet euch allewege.
Der am Kreuz den Sieg errang,
der ins Reich der Himmel drang,
ist nah auf eurem Stege.

Kurt Müller-Osten

3. Sonntag nach Epiphantias

Der Hauptmann von Kapernaum - Joh. 4, 46-54

Zwei Menschen begegnen sich in unserem Bibeltext. Nur diese zwei sind wichtig. Der eine, ein königlicher Beamter, vermutlich ein Offizier im Dienste des Königs Herodes Antipas, jedenfalls ein Mann von hohem Rang, ein Mann mit vornehmem Haus und Dienerschaft, ein Mann gewiß von Einfluß und Macht. Er ist ein gebrochener Mann. Die Macht des Todes hat ihn bezwungen, denn sein geliebter Sohn liegt im Sterben. Alles würde er geben, wenn er sein Kind geheilt bekäme. In seine Verzweiflung dringt die Kunde von dem wundersamen Rabbi Jesus aus Nazareth. Er rafft sich auf. Alle Hoffnung konzentriert sich auf den berühmten Gottesmann. So schnell er kann, eilt er zu ihm, auf einem Wege von fast 30 Kilometern, aus dem tiefen Tal des Sees Genezareth hinauf in das Gebirge zu dem kleinen Ort Kana. Und dann steht er vor dem Gesuchten, in königlicher Kleidung und doch in der Haltung eines Bettlers. Auf der anderen Seite Jesus. Er ist dem größten König eigen. Aber man sieht es ihm nicht an, einzig vielleicht an seinen klaren Augen, an seiner ruhigen, majestätischen Gebärde, an der Strahlkraft seines Wesens. Sein Äußeres ist armselig. Er trägt das staubige Gewand eines Wanderpredigers. Die Leute um ihn, seine Jünger, machen auch einen schlichten Eindruck.

Wir hören den Hilferuf: **Herr, komm herab, ehe mein Kind stirbt!** Und wir hören die Antwort, die uns erschreckt: **Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht.** Ist das eine Ablehnung oder eine halbe Zusage? Der hoffende Vater läßt sich nicht beirren, er bleibt in der demütigen Haltung des Bittstellers.

Und dann passiert es. Jesus spricht das wirkungsmächtige Wort: **Geh hin, dein Sohn lebt!** Es ist ein Befehl, ein Befehl an den königlichen Beamten und ein Befehl an die Krankheitsmächte. Ohne Beweis, nur auf das Wort dieses Befehls hin, vertraut der Offizier dem noch fremden Herrn, und das Wunder ist geschehen. Die Kunde von der Heilung, die ihm am nächsten Tag schon vor der Heimkehr begegnet, ist wie ein nachträgliches Siegel unter den vorher vollzogenen Glaubensgehorsam. Später heißt es, daß dieser Gehorsam über die Zeit der Not hinausgeht und sich vertieft. Es heißt: **Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.**

Es ist ein eindrucksvoller Glaube, der uns in dieser Geschichte vor Augen gestellt wird. Offensichtlich hat der Evangelist diese Geschichte so gestaltet, um damit anschaulich zu machen, was Glaube ist. Eigentlich hätten wir das schon immer gern gewußt. Eine verbindliche Erklärung dieses zentralen christlichen, auch zentral evangelischen Begriffs täte uns sicher ganz gut.

Aber nun haben wir gleich unsere Einwände. Wie kann das ein richtiger Glaube sein, wenn der königliche Beamte noch gar nichts Genaueres von Jesus weiß und ihn nur als eine Art letzte Notstation benutzt? Wie kann das ein Glaube sein, wenn es dem Mann einzig und allein um die Rettung seines Sohnes geht und nicht um eine tiefere Beziehung zu dem von Gott gesandten Retter? Zusätzlich fragen wir nach der Art der Hei-

lung und stellen realistisch fest, das solche Wunder heute kaum passieren. Und wenn sie dennoch berichtet werden, ob aus Lourdes oder aus Fatima oder aus pfingstlerischen Kreisen, so haben wir unsre verstandesmäßigen Vorbehalte.

Ich denke, man sollte hier eins begreifen, daß nämlich die neutestamentlichen Evangelisten weniger einen Glauben an den irdischen Jesus verkündigen. Sie machen nicht Reklame für den Wunderheiler aus Nazareth. Wen sie verkündigen wollen, das ist der auferstandene Christus, sitzend zur Rechten Gottes, dem Gott alle Macht gegeben hat im Himmel und auf Erden. Die Evangelisten schrieben ihre Evangelien, nachdem Jesus gekreuzigt und auferstanden war. Von hinterher begriffen die Jünger überhaupt erst die ganze Vollmacht ihres Herrn, die sie vorher schon in seinem irdischen Tun und Reden wahrgenommen hatten. Und so wird ihnen nun alles Geschehen aus den Erdentagen ihres Herrn zu einem Geschehen mit tieferer Bedeutung, ein Geschehen, das Gleichnis sein kann für alle späteren christlichen Generationen. Der Glaube des Hauptmann von Kapernaum wird also zum Typus des Glaubens an den Herrn der Kirche. So unbedingt, so konsequent, wie der Hauptmann an Jesus geglaubt hat, so sollen auch wir an unseren Herrn glauben.

Mancher Leser mag jetzt vielleicht denken, wie kann das wohl bei mir geschehen, daß mein Glaube so stark, so bedingungslos wird. Deshalb möchte ich aus dem Bibeltext noch mehr herausholen als nur den einen Punkt des unbedingten Glaubens. Mir drängt sich die Vorstellung auf, daß hier von Schritten oder Stufen des Glaubens die Rede ist.

Am Anfang steht da die Not, sogar die Todesnot. Ein Vater bangt um das Leben seines geliebten Kindes. Alle Titel, alle Ehren, alle Macht und aller Reichtum können ihm nicht helfen. Er stößt an seine Grenzen. Das erst macht ihn bereit, auf die Kunde vom Kommen Jesu zu hören. Und so ähnlich begibt es sich doch auch im heutigen Leben. Da muß ein aufgeklärter, wohlhabender, selbstsicherer Mensch erst an seine Grenzen geführt werden, ehe er begreift, alle bisherigen Sicherheiten können ihm zerbrechen. Es gibt in dieser Welt nur deshalb Leben, weil es von höherer Hand geschenkt ist. Und so macht er sich auf, heraus aus seiner Not, wie immer sie auch aussehen mag, und tut den ersten Schritt hin zu jenem Gott, an dessen Segen alles gelegen ist.

Dieser Gott und ebenso der, der ihn uns verkündigt hat, Jesus Christus, sind zunächst etwas ganz Fernes und Fremdes. Der Weg zur Kirche, der Weg zu einem Seelsorger erscheint dementsprechend mühsam und anstrengend wie ein Weg ins Gebirge, vielleicht auch manchmal wie ein Weg aus einer königlichen Residenz in das kleine Nest Kana. Aber dann hat man es gewagt, weil wirklich große Not ist. Man wird konfrontiert mit dem Wort Gottes. Mag sein, es erscheint einem wie in einem staubigen Gewand, mag sein, man hätte sich gern etwas Eindrucksvolleres gewünscht. Aber die Not lehrt eben doch beten oder gar betteln. Eine letzte Chance, wie es scheint.

Hier nun, an diesem Punkt, entscheidet sich alles. Hier entscheidet es sich, ob das Wunder geschehen kann und ich meinem Gott begegne oder ob mein Herz verzweifelt, kalt und dunkel bleibt. Das Licht der Ewigkeit bricht da herein, wo ein Mensch

es wagt, dem Wort Jesu Christi zu vertrauen und zu gehorchen. Ohne den Sprung des Vertrauens in die unauslotbare Tiefe Gottes werden wir nicht herauskommen aus unserer persönlichen Not. Wir müssen diesen Sprung wagen, mutig und entschlossen wie der Hauptmann von Kapernaum. Er glaubte aufs Wort, auf das Wort Jesu hin, ohne Beweise, ohne Bedenkzeit, ohne sich das berühmte Hintertürchen offen zu lassen.

Und dann geht es weiter. Es kommt der nächste Schritt, der Weg nach Hause, der Weg zurück in den Alltag, der Weg auch in den Umkreis der nächsten Angehörigen. Wer das Wagnis des Glaubens eingegangen ist, der erlebt Überraschungen. Da passiert etwas, vielleicht etwas Wunderbares. Der Offizier aus Kapernaum hörte die Botschaft von der Rettung seines Sohnes, bevor er sich selbst hatte überzeugen können. So schnell handelt Gott.

Hier müssen wir uns nun das Weitere vorstellen. Im Text steht es nicht. Wir sollten es uns vorstellen, wie das Glück den Vater überfällt, wie sein Herz zu beben beginnt, wie er mit Tränen der Freude seinen gesundgewordenen Sohn ans Herz drückt und wie er von da an sein ganzes Leben und Denken umstellt. Auch die Familie wird hineingenommen in den neuen Glauben. Und nun ist es nicht mehr bloß der Glaube an ein Wunder. Der königliche Mann bleibt nicht bloß stehen bei der Gabe, die ihm zuteil geworden ist, nein, er findet nun ganz hin zu dem Geber dieser Gabe. Wenn es im Bibeltext heißt: **Er glaubte mit seinem ganzen Hause**, dann bezieht sich dieser Glaube auf den Gott Israels und auf Jesus, den Botschafter Gottes.

Wie kann Ähnliches in unserer heutigen Zeit wahr werden? Wunder geschehen doch nicht so selbstverständlich, wie sie im Neuen Testament erzählt werden. Ich denke, das größte Wunder ist dies, daß ein Mensch durch Jesus die Begegnung mit Gott erlebt, daß er getroffen wird von dem Lichtstrahl der Ewigkeit, so, daß aus seiner Finsternis Licht wird, aus seiner Angst neuer Lebensmut, so, daß die Freude bei ihm wieder aufstrahlt und sein Herz bereit wird, seinen Mitmenschen Liebe und Verständnis entgegen zu bringen. Und dann kann er auch seinen Mitmenschen die Frohe Botschaft von der Liebe Gottes in Jesus Christus weitersagen.

Es ist in keinem andern Heil,
kein Name sonst gegeben,
in dem uns Gnade wird zuteil
und Fried und ewges Leben,
als nur der Name Jesus Christ,
der selig macht und Retter ist:
Ihm sei Lob, Preis und Ehre.

Johann A. Freylinghausen

4. Sonntag nach Epiphantias

Der sinkende Petrus - Matth. 14, 22-33

Wenn man heute als Israeltourist an den See Genezareth kommt, möchte man es kaum für möglich halten, daß sich auf diesem See und um diesen See herum all jene Geschichten abgespielt haben, die uns in den Evangelien von Jesus und seinen Jüngern berichtet werden. Dieser See hat nichts Ungewöhnliches oder Übernatürliches an sich. Er ist ein See wie jeder andere, doppelt so groß wie der Chiemsee in Bayern, genau 170 Quadratkilometer umfassend.

Man muß schon sehr viel Phantasie aufbringen, um sich dort einen richtigen Sturm mit gefährlichen Wellen vorstellen zu können. Und doch, es gibt solche Stürme. Da der Gegensatz zwischen dem steilen Gebirge am Westufer und dem 200 Meter unter dem Meeresspiegel gelegenen See beträchtlich ist, entstehen immer wieder einmal starke Fallwinde, die im Nu die Oberfläche des Gewässers zu einem für Fischer lebensgefährlichen Gewoge aufpeitschen können.

Ist es nicht typisch menschlich, daß wir manches, was wir noch nicht selbst erlebt haben, nicht für möglich halten wollen? Daß sich ein mittelgroßer See, von dem es sehr schöne Ansichtskarten gibt, bei Sturm in eine tobende Chaosmacht verwandeln kann, können wir kaum fassen. Daß eventuell in unser behütetes Wohlstandsdasein urplötzlich zerstörerische Mächte einbrechen, daß Hunger, Krieg und Terror unsre fast heile Welt zertrümmern können, das möchten wir ebenso wenig für möglich halten. Wir bauen auf das Sichtbare, Verfügbare, Vorstellbare. Alles andere verweisen wir gern in das Reich der Mythen, Märchen oder Legenden. Auch dies, daß Jesus seinen Jüngern auf dem Wasser wandelnd erschienen sein soll, ist gegen unsre Logik. Aber wie werden wir damit fertig, wenn uns im Fernsehen vor Augen geführt wird, wie Menschen in Trance barfuß über glühende Kohlen gehen, ohne sich zu verbrennen? Es ist immer noch manches möglich, was unsre Schulweisheit sich nicht träumen läßt.

Die Bibel sagt: **Bei Gott ist kein Ding unmöglich.** Glauben wir das? Wie groß ist überhaupt der Gott, an den wir glauben? Was kann er nach unsrer Meinung, was kann er nicht? Wie beten wir zu ihm? Trauen wir ihm im Gebet etwas zu oder nicht? Halten wir das Gebet womöglich für eine Art autosuggestive Methode, die uns in Notfällen ruhig stellen soll? Dann wäre das ja nicht viel anders als bei einem Kind, das in einem dunklen Wald zu pfeifen anfängt, um sich nicht fürchten zu müssen.

Sehen wir nun auf Jesus, wie ihn uns der Evangelientext vor Augen stellt. Er schickt seine Jünger bereits über den See und geht, nachdem er auch das zuhörende Volk entlassen hat, in die stille Einsamkeit eines Berges, um sich im Gebet mit Gott, dem Vater zu verbinden. Wie lange mag er so wohl zugebracht haben? War sein Gebet etwa auch so eine Art positive Selbstbeeinflussung? Ich denke, daß Jesus ganz anders gebetet hat, als wir es kennen. Sein Beten war ein Eintauchen in die Lichtherrlichkeit des Himmels, ein vertrauensvoller Dialog mit dem Schöpfer aller Dinge. Für Jesus hatte dieses Gespräch mit Gott nichts Kleingemustertes, nichts Frömmlerisches an

sich. Gott war für ihn der unendlich heilige und liebende Vater, von dem er sich alle Vollmacht erbitten konnte.

Und so sollten auch wir im Vertrauen zu Gott beten. Er kann wirken, was er will. Er vermag auf dem Instrument seiner Schöpfung, das er selbst hervorgebracht hat, meisterhaft zu spielen und all das in Gang zu setzen, was er sich vorgenommen hat. So kann er Gesundheit schenken, wenn ihn jemand um Gesundheit bittet. Er kann aus Unwetter und Seenot befreien, wenn jemand zu ihm um Hilfe schreit. Er kann von Sünde, Tod und Teufel erretten, weil er der Herr ist über alles.

Und nun sitzen da die Jünger in ihrem Boot und erleben, wie ihnen der Wind ins Gesicht bläst. Und aus dem Wind wird ein gefährlicher Sturm. Und die Wellen steigen höher und höher und schlagen hinein in das kleine Schiff, so daß die Betroffenen meinen, ihr letztes Stündlein sei gekommen. Aber plötzlich wird etwas anderes für sie in gleicher Weise furchterregend, die Erscheinung Jesu auf dem Wasser. Sie glauben an die Erscheinung eines Gespenstes. Die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits scheint in diesem tobenden Unwetter zu verschwimmen. Auf dem Gipfel ihrer wahn-sinnigen Angst hören sie jedoch die klare Stimme ihres Herrn: **Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!**

Hätten wir aus der ganzen Bibel nur dieses kurze Trostwort verstanden, ließen wir es uns zusprechen als das väterlich-gütige Wort unsres Erlösers, wir wären schon unendlich reich, und es müßte sich im Nu alles Sturmgebraus legen, so wie damals der Wind auf dem See Genezareth verstummt ist.

Die Christenheit hat durch alle Jahrhunderte sich dieses Trostwort zusprechen lassen. Sie hat begreifen müssen, daß sie wie die Jünger von einst manchem Sturm und Unwetter ausgesetzt ist. Immer wieder finden sich Bilder in Mosaik, in Öl, auf Fresken, die die bedrohte Gemeinde im **navicula**, im kleinen Schiffchen, darstellen, wie in einer Nußschale auf tobendem Element. Dahinter stehen schwere Erfahrungen von Christenverfolgungen, Anfeindungen aus der heidnischen Umwelt, Gefängnisstrafen und brutale Quälereien um des Glaubens willen. Es ist vor allem die Erfahrung, daß jeder Christ sein Kreuz zu tragen hat.

Sooft in der christlichen Kunst dieses Thema vom angefochtenen **navicula** auftaucht, immer ist damit auch die Botschaft verbunden, **daß die Pforten der Hölle die Gemeinde nicht überwinden werden.** Immer steht über allem Toben feindlicher Mächte der tröstliche Zuspruch Jesu: **Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!** Und dieses Wort darf sich nun jeder einzelne von uns zusprechen lassen, wann immer sein Lebensschiffchen in unruhiges Gewässer gerät, in Krankheiten, Schmerzen, Einsamkeit und Schwachheit.

Der auferstandene Herr, der Kreuz und Tod überwunden hat, ist immer bei uns, auch wenn wir ihn nicht sehen. Er geht mit uns durch die Stürme unsres Lebens, er betet für uns, daß unser Glaube nicht aufhört. Er gebietet für uns dem Wind und den Wellen. Aus dem festen Vertrauen auf den Herrn, der über das Boot seiner Kirche wacht,

erwachsen uns Mut und Zuversicht. Da möchte einer vielleicht so mutig werden wie Petrus, daß er auf's wogende Wasser tritt.

Die Geschichte vom sinkenden Petrus wird uns sicherlich nicht erzählt, um uns vor irgendwelchen Glaubensabenteuern zu warnen. Sie wird uns vielmehr überliefert, um uns auf die entscheidende Blickrichtung hinzuweisen. Petrus hatte ja doch alles richtig gemacht. Er war nicht einfach eigenmächtig aus dem Boot auf das Wasser getreten, nein, er hatte regelrecht um den Ruf Jesu gebeten: **Herr, bist du es, so befehl mir, zu dir zu kommen auf dem Wasser.**

Und dann hatte Jesus ihn zu sich gerufen, und Petrus war diesem Ruf gefolgt und auf das Unbegehbare getreten. Was wir heute daraus lernen dürfen, ist ganz schlicht dies: Nur wer von Jesus gerufen wird, darf das Glaubensabenteuer wagen, ob es nun ein Dienst in der Mission ist oder eine lebensgefährliche Operation oder sonst etwas, das zwischen diesen beiden Extremsituationen liegt. Und nur, wer seinen Blick unverwandt auf seinen Herrn Jesus Christus richtet, der hat trotz aller Gefahr festen Boden unter den Füßen. Das Aufblicken zu Jesus trägt uns über den Abgrund, ob wir darunter einen schweren Tag verstehen oder gar das ganze Leben.

Petrus war in seiner Blickrichtung nicht eindeutig geblieben. Als er den starken Wind sah, erschrak er und begann zu sinken. Das heißt: Das, worauf ich schaue, das, wovon ich mich bestimmen lasse, das zieht mich in sich hinein. Weicht mein Blick von Jesus ab, wird sich sofort manches andre Eindrucksvolle vor mir aufbauen, es sei bedrohlich oder verführerisch. Die Blickrichtung entscheidet.

Den Petrus hat das wogende Wasser in sich hineingezogen. Aber dennoch war er nicht verloren, weil er schreien konnte: **Herr, hilf mir!** Und der Herr hat ihn aus dem Abgrund gezogen, nicht ohne ein mahnendes Wort hinzuzufügen: **Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?**

Es ist eine ungeheuer anschauliche, aussagekräftige Geschichte, die uns in der Bibel vom sinkenden Petrus erzählt wird. Sie enthält soviel Wahres und Tröstliches für unsere Lebensfahrt. Vor allem weist sie uns auf den auferstandenen Sohn Gottes hin, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden und der uns zugesprochen hat: **Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Fürchtet euch nicht!**

Mit unsrer Macht ist nichts getan,
wir sind gar bald verloren;
es streit' für uns der rechte Mann,
den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
der Herr Zebaoth,
und ist kein anderer Gott,
das Feld muß er behalten.

Martin Luther

Letzter Sonntag nach Epiphania

Die Verklärung Jesu - Matth. 17, 1-9

Gibt es so etwas wie außersinnliche Wahrnehmung? Ist es gar möglich, einen Schimmer durch den Vorhang wahrzunehmen, der uns von der übersinnlichen Welt trennt? Was hat es auf sich mit Visionen und Gesichtern, mit Telepathie und wunderbaren Erscheinungen? Wir sind da schon ein wenig neugierig. Könnte uns jemand glaubhaft von der jenseitigen Welt berichten, wir würden ihm jedes Wort gespannt von seinen Lippen ablesen.

Die Bibel enthält so manche Berichte von übersinnlichen Erscheinungen. Schon im Alten Testament finden sich einige. Mose sieht bei seiner Berufung einen Dornbusch, der in Flammen steht, aber nicht verbrennt. Das Volk Israel wird durch die Wüste geleitet von einer Wolkensäule, die nachts wie Feuerschein leuchtet. Der Prophet Elisa erlebt die Himmelfahrt seines Lehrmeisters Elia. Und Elisa läßt eines Tages seinen Diener schauen, wie sich die Engel Gottes schützend um eine vom Feind bedrohte Stadt gelegt haben.

Im Neuen Testament wird berichtet von Engelterscheinungen in der Weihnachts- und in der Ostergeschichte. Und in unserem Bibeltext nun nehmen wir Anteil an einer Erscheinung, die Jesus in einer verklärten Gestalt zeigt. Drei der Jünger waren Zeugen dieses Erlebnisses und haben es der Nachwelt überliefert.

Somit braucht man also nur in die Bibel zu schauen, um die Sehnsucht nach dem Übersinnlichen zu stillen. Aber hier liegt nun die Schwierigkeit für die Menschen von heute. Die Bibel erscheint vielen Zeitgenossen als nicht kompetent und zuverlässig genug. Für zuverlässiger und auch eindrucksvoller halten sie die diversen Berichte in Fernsehen und Illustrierten von paranormalen Fähigkeiten, von Psi-Phänomenen, von okkulten oder spiritistischen Praktiken. Der verkopfte Mensch, neugierig wie eh und je, will es ganz genau wissen. Und er meint, wenn es nicht von der Kirche, sondern von den Medien unsrer Tage kommt, dann sei die Sache doch glaubhafter, auf alle Fälle faszinierender und überzeugender.

Wie ich meine, gibt es kaum eine eindrucksvollere übersinnliche Erscheinung als jene, die die Evangelisten in der Mitte ihrer Berichte erzählen. Jesus wird vor den Augen seiner Jünger verklärt. Höchstens die Ostergeschichten können jenes Erlebnis übertreffen, das Petrus, Johannes und Jakobus auf dem Berg der Verklärung gehabt haben.

Es ist nicht nur ein Schimmer, den die Drei wie durch einen Vorhang von der Herrlichkeit Gottes erhaschen. Nein, der Vorhang, der den Lichtglanz der jenseitigen Welt verhüllt, geht bis zur Hälfte auf, und sie sehen ihren Herrn in einer überirdischen Gestalt: **Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht.** Schon bei früheren Erlebnissen mit Jesus mußten die Jünger über ihren Meister staunen. Wenn er die Kranken heilte, die Besessenen befreite, wenn er Wind

und Wellen gebot und die hungrige Menge speiste, immer fragten sie sich: **Wer ist dieser, daß er das alles kann?**

Auf dem Berg der Verklärung bekommen die drei Abgeordneten der Jüngerschar unerwartet eine Antwort auf ihre Frage: Der, dem sie nachfolgen, handelt nicht aus eigener Vollmacht. Hinter seinem Handeln verbirgt sich die Macht Gottes. Er ist geradezu von Gottes Macht und Herrlichkeit umgeben. Der Himmel, die ewige Welt, umhüllt ihn wie ein kostbares Gewand. Auch wenn er mit beiden Beinen die Landschaft von Galiläa durchwandert, er ist gleichzeitig beheimatet in der Welt des göttlichen Reiches. Eigentlich ist das Licht, das sein Angesicht wie die Sonne leuchten läßt, immer in ihm und um ihn. Nur können es die Menschen um ihn herum mit ihren natürlichen Augen nicht wahrnehmen.

Auf dem Berg der Verklärung jedoch wird den drei Jüngern für einen Augenblick eine übernatürliche Sichtweise geschenkt. Die Augen der Seele werden ihnen geöffnet, und sie nehmen die ganz andere Wirklichkeit wahr, die sonst erst geschaut werden kann, wenn der Mensch aus dieser Zeit in die Ewigkeit abgerufen wird.

Was haben Mose und Elia mit Jesus besprochen? Mathhäus weiß es nicht, er schweigt sich darüber aus. Bei Lukas heißt es in derselben Geschichte: **Sie redeten mit ihm von seinem Ende, das er in Jerusalem erfüllen sollte.** Ist es nicht merkwürdig, daß in diesem erhabenen Augenblick, wo das Ewige hereinleuchtet in die Zeit, Jesus über seinen Tod am Kreuz belehrt wird? Hier offenbart sich noch mehr als die Herrlichkeit des Himmels. Hier offenbart sich die Herrlichkeit unserer Erlösung.

Die Erscheinung ist zu groß für den Horizont der Jünger. Sie empfinden wohl die Süßigkeit des Himmels, begreifen aber nichts von dem Ernst der Sendung Jesu, die ihn schließlich ans Kreuz führt. Zunächst kommen sie sich vor wie die Träumenden. Und sie wollen um jeden Preis die Schönheit ihres Erlebens festhalten. **Herr, hier ist gut sein! Willst du, so wollen wir hier drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine und Elia eine.**

Offenbar hat Petrus gemeint, man könne dem, was sich hier ereignet, Dauer verleihen. Ist die Heilszeit vielleicht endgültig angebrochen? Hat sich nun die Vollendung aller Dinge eingestellt? Nun, wenn dem so ist, dann muß man sich gebührend einrichten. Petrus weiß letztlich nicht, was er redet. Die Ernüchterung wird ihn kurz danach erfassen. Das graue Elend des Alltags wird beim Abstieg vom Berge wieder über ihn kommen. Jesus wird sein Leiden ankündigen, genau das, was ihm die himmlische Erscheinung offenbart hat, und die Jünger werden wieder mit ihrem Unverständnis reagieren, das sie erst nach Ostern oder Pfingsten überwinden lernen.

So ist der Mensch! So sind wir Christen! So, wie die Jünger auf dem Berg der Verklärung. Und so, wie die Jünger nach dem Berg der Verklärung. Wir fassen es nicht, was hinter dem Vorhang des Jenseitigen liegt. Aller Himmelsglanz würde uns letztlich zu Boden werfen, uns verschrecken, uns demütigen, uns unsre ganze Unzulänglichkeit offenbaren. Dennoch, wir sind neugierig. Wir möchten's so gern mal erleben, möchten einen kurzen Augenblick wenigstens einen Schimmer durch den Vorhang erha-

schen. Wir möchten alle beseligenden Stunden festhalten. Wir bringen ein Stück Himmelsglanz in unsre Häuser. Wir richten uns das Leben so schön wie möglich ein und vergessen darüber, daß wir ganz ähnlich wie unser Herr durch das Leid zur Herrlichkeit gehen müssen. Sogar die Heiden haben es schon gewußt: **per aspera ad astra!** Durch Schwierigkeiten geht es zu den Sternen, haben sie gesagt. Beglückende Stunden sind ein Geschenk, ein Vorgeschmack des Himmlischen. Aber man kann sie nicht erzwingen oder auf die Dauer festhalten.

Für uns Heutige wird es wohl kaum eine solche Erscheinung geben, wie sie die drei Jünger gehabt haben. Sie konnten es schließlich bezeugen: **Wir sahen seine Herrlichkeit.** Bei allem Unverständnis, das sie zunächst hatten, haben sie das jedenfalls geglaubt: Jesus ist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. In Jesu Person ist das Reich Gottes trotz aller Unsichtbarkeit tatsächlich ganz nahe zu den Menschen gekommen.

In der Geschichte von der Verklärung Jesu gipfelt schließlich alles in der himmlischen Stimme, die sagt: **Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören!** Mit diesem Gotteswort werden wir Christen auf einen guten Weg gewiesen, auf den Weg, der zum Himmel führt, zum Herzen des himmlischen Vaters. Dieser Weg wird uns eröffnet im Hören auf die Worte Jesu. Mir erscheint das so eindrucksvoll, daß die Jünger, die sich an ihrem verklärten Herrn gar nicht satt genug **sehen** konnten, von Gott gesagt bekommen, daß es auf das **Hören** ankommt. Also nicht sehen, sondern hören, da liegt es. **Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren!** Durch das **Wort** seines Sohnes will sich der unsichtbare Gott uns offenbaren. Nichts mehr und nichts weniger!

Also, so faszinierend das Sichtbare auch sein mag, so prickelnd es ist, gewisse Psi-Erfahrungen zu machen, wir sollten dennoch nicht dem Außerordentlichen oder gar Irrationalen verfallen. Das wird uns Gott nicht näher bringen. Dem Allmächtigen hat es gefallen, sich in schlichter Weise zu offenbaren, nämlich im Wort seines Sohnes. Dieses Wort finden wir im Neuen Testament und überall da, wo es bezeugt und gepredigt wird. Seit Jahrhunderten wird es verkündigt in den Kirchen der ganzen Welt. Im Hören auf dieses Wort will Gott uns sein Himmelreich aufschließen und uns zu sich rufen. Sein Wort will uns trösten und stärken, wenn wir aus unseren schönen Erfahrungen wieder eintauchen müssen in den schwierigen Alltag. Es will uns sogar über die Schwelle des Todes geleiten. Und dann, dann dürfen wir schauen, was wir jetzt geglaubt haben.

Herr, dein Wort, die edle Gabe, diesen Schatz erhalte mir;
denn ich zieh es aller Habe und dem größten Reichtum für.

Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten,
worauf soll der Glaube ruhn?

Mir ist's nicht um tausend Welten,
aber um dein Wort zu tun.

Nikolaus L. von Zinzendorf

Septuagesimä

Von den Arbeitern im Weinberg - Matth. 20, 1-16

Seit Jahren geht in unserem Land das Gespenst der Arbeitslosigkeit um. Welch eine Not, nicht nur finanziell, sondern auch psychisch! Man sitzt zu Hause und weiß nicht, was man tun soll. Die Decke fällt einem auf den Kopf. Wieviele Bewerbungsschreiben hat man schon verschickt, und nie kam eine positive Antwort. Auch wenn Arbeit meist als eine Last empfunden wird, Arbeitslosigkeit lastet für gewöhnlich noch schwerer auf jemandem, der arbeiten will.

Nicht viel anders haben es die Menschen früherer Zeiten empfunden. Oft genug kam es vor, daß das Arbeitskräfte-Angebot größer war als die zur Verfügung stehende Arbeit. Langfristige Arbeitsverträge waren selten. Der einfache Mann arbeitete als Tagelöhner und mußte sich auf einem Arbeitsmarkt wie billige Ware anbieten. Besonders die Zeit der Ernte versprach eine Möglichkeit des Verdienstes. Folglich haben sich gerade dann die Leute auf dem Arbeitsmarkt gedrängt.

Jesus hatte diese Verhältnisse vor Augen. Er sah in dem, was da ganz menschlich-irdisch vonstatten ging, ein Bild für die Verhältnisse im Reich Gottes. Und so erzählt er es seinen Zuhörern. Gespannt hören sie auf seine Worte: Ein Weinbergbesitzer wirbt Arbeitskräfte an, früh um 6 Uhr die ersten. Man einigt sich auf einen Silbergroschen. Um 9 Uhr, um 12 Uhr und um 15 Uhr kommen weitere hinzu. Ja, auch noch um 17 Uhr werden welche angeheuert. Und dann auf einmal eine sehr merkwürdige Wendung der Geschichte. Alle Arbeiter erhalten den gleich Lohn ausgezahlt.

Man bedenke: Die zuerst Geworbenen haben 12 Stunden geschuftet, die Zuletzt-Gekommenen nur eine Stunde. Die Ersten haben unter den unbarmherzigen Strahlen der orientalischen Sonne ihre Trauben eingebracht, Korb für Korb. Der Tag mit seiner Hitze hat sie völlig erschöpft. Die Letzten dagegen kommen, als sich die Abendkühle bereits über die Landschaft herabsenkt. Sei haben es leicht. Nur ein paar Körbe voll Weintrauben, die eine oder andere noch vernascht, und dann ist Feierabend. Und ausgerechnet sie kommen bei der Lohnauszahlung zuerst dran und erhalten genau soviel wie alle anderen. Da geht ein Murren durch die Reihen, und aus dem Murren wird offener Protest. **Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, wird der Weinbergbesitzer angeklagt, doch du hast sie uns gleichgestellt, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben.**

Hier wehrt sich der Gerechtigkeitssinn der kleinen Leute. Und noch heute, wenn uns dieses Gleichnis Jesu erzählt wird, wundern wir uns darüber, daß Jesus solche sonderbaren Lohnverhältnisse zu einem Bild für die Spielregeln im Reich Gottes werden läßt. Wir hören noch den Anfang der Erzählung Jesu: **Das Himmelreich gleicht einem Hausherrn, der.....** Können wir uns das wirklich vorstellen, daß Gott so willkürlich, so autoritär handelt wie dieser reiche Mann in der Erzählung? Nein, wir wünschen uns alle einen gerechten Gott. Er muß unseren Vorstellungen von Gerechtigkeit entsprechen.

Aber nun die Frage: Wie erleben wir denn unser Leben? Geht da immer alles auf? Können wir das göttliche Handeln an uns und anderen immer verstehen? Oder erscheint uns bisweilen nicht manche Führung des Allmächtigen sehr sonderbar? Warum, fragen die Menschen seit alten Zeiten, warum, Gott, machst du das so? Und in diesem Warum? spiegelt sich das Murren derer wieder, die sich in Jesu Gleichnis ungerecht behandelt fühlen.

Die Härte des göttlichen Wesens steigert sich noch, wenn in der Erzählung der Besitzer sagt: **Habe ich nicht Macht zu tun, was ich will, mit dem, was mein ist?** Das heißt doch: Der souveräne Gott ist uns keine Rechenschaft schuldig. Er läßt sich von uns in seine Pläne nicht hereinreden. Den murrenden Menschen gibt er zu verstehen, daß er der erhabene Gott ist. **Seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und unsere Wege sind nicht seine Wege.** Wir müssen uns von ihm in Frage stellen lassen: **Ja, Mensch, wer bist du, daß du mit deinem Gott rechten willst?** Vor einem solch erhabenen Gott, wie Jesus ihn hier vorstellt, werden wir ganz klein. Vielleicht beginnen wir, uns vor ihm zu fürchten.

Aber das kann nun nicht die ganze Wahrheit über Gott sein, die uns im Evangelium offenbart wird. Es gibt hier eine viel freundlichere und tröstlichere Auskunft. Und auf die kommt es entscheidend an.

Gehen wir noch einmal zurück zu dem Streitgespräch bei der Lohnauszahlung. Denen, die ihn der Ungerechtigkeit zeihen, sagt der Weinbergbesitzer: **Mein Freund, ich tue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir um einen Silbergroschen einig geworden?** Tatsächlich, so war das ja am Anfang abgemacht worden, als Tageslohn ein Silbergroschen. Das war damals soviel Geld, wie ein Arbeiter brauchte, um sich und seine Familie einen Tag lang zu ernähren. Immerhin, das war schon etwas. Und die Arbeiter vom Tagesanfang werden es zu schätzen gewußt haben, daß sie für diesen Lohn arbeiten durften.

Wenn die zuletzt gekommenen Arbeiter und die von der Tagesmitte schließlich genau soviel wie die ersten bekommen, dann steckt dahinter kein Rechenfehler des Zahlmeisters, auch keine Ungerechtigkeit des Arbeitgebers. Es ist vielmehr das Mitgefühl des großzügigen Herrn, das hier sichtbar wird. Er weiß, wie wichtig das tägliche Brot für jeden ist. Soll er darum nicht jedem das für die Familie Notwendige geben? Hinter der Willkür des reichen Mannes beginnt auf einmal seine Güte, seine Menschenfreundlichkeit aufzuleuchten. Wäre das nun nicht Grund genug, sich mit denen zu freuen, die zuletzt kamen und doch so großzügig behandelt wurden? Wir verstehen die Frage, die den Murrenden gestellt wird: **Blickst du böse, weil ich so gütig bin?**

Ja, es ist die Güte unseres Gottes, auf die die ganze Geschichte hinauswill. Jesus demonstriert mit seinem Gleichnis nicht für einen eigenwilligen, sondern vielmehr für einen gutwilligen Gott. **Gott kann aus Letzten Erste werden lassen.** Das ist eine großartige Botschaft. Das ist frohmachende Botschaft, Evangelium! Die Zöllner, die Sünder und die Heiden dürfen auch einen Platz im Reich Gottes haben. Die Kirchenfremden, die Randsiedler der Gesellschaft, die Zukurz-Gekommenen, die Sünder von

heute, sie alle sind von Gott geliebt und in sein Himmelreich eingeladen. Denn Gott ist gütig.

Wir können diese Botschaft der Bibel gar nicht ernst genug nehmen. Sie wird im Neuen Testament an so vielen Stellen betont. Gott kann aus Letzten Erste werden lassen. Diejenigen, die damals böse blickten, die sich mit der Einladung der Zöllner und Sünder in das Reich Gottes nicht einverstanden erklärten, haben schließlich in ihrem Gerechtigkeitswahn dafür gesorgt, daß der Kündler der Güte Gottes ans Kreuz geliefert wurde. Soweit kann es also kommen, wenn Menschen von ihrem Leistungsdenken her die Großzügigkeit Gottes nicht gelten lassen wollen.

Auch heute ist es eine bleibende Versuchung, das Leistungsdenken in die Kirche einzutragen. Wie gar mancher brave Christ hat sich seinen Reim gemacht auf die unchristlichen Menschen der Gegenwart. Es gibt ja doch so viele Außenstehende, so viele, die mit der Kirche nichts am Hut haben, so viele Weltmenschen, so viele, die mit ihren Bemühungen im Gutsein in die roten Zahlen gekommen sind. Sind sie alle schon längst auf dem Weg in die Verdammnis? Hat Gott sie bereits abgeschrieben? Haben sie ihre Chance endgültig verpaßt? Seien wir nicht so sicher in unserem Urteilen und Richten. Gott kann aus Letzten Erste werden lassen. Er kann sie auch noch am Abend in sein Reich einladen und ihnen danach den unverdienten Lohn geben, den Lohn der Gnade.

Christen, die ihren Herrn verstanden haben, dürften eigentlich nie jemanden als einen hoffnungslosen Fall ansehen. Wer weiß, vielleicht wird aus dem Verlorenen ja noch ein Geretteter. Vor einiger Zeit hörte ich, wie ein überzeugter Christ erzählte, daß sein Vater elf Tage vor seinem Tode noch zum Glauben an Jesus gefunden habe. Natürlich kann und soll man nicht die Entscheidung für das Reich Gottes bis an die Lebensgrenze hinausschieben. Es gibt ein Verlorensein in Gottes Ewigkeit. Aber man kann nie wissen, ob ein Mensch, der beharrlich sich geweigert hat, an Gott und Jesus zu glauben, nicht schließlich doch noch zur Einsicht kommt und umkehrt. Insofern sollten wir uns auf die Seite derer stellen, die – um im Bild zu reden – sich zu den Einladern Gottes machen lassen und zur Weinbergernte einladen, in einer Weise, die der Güte Gottes entspricht. Wir sollten in jedem, der uns begegnet, einen Menschen sehen, der von Gott unendlich geliebt ist.

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert;
das zähl ich zu dem Wunderbaren,
mein stolzes Herz hat's nie begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut
und rühme die Barmherzigkeit.

Philipp F. Hiller

Sexagesimä

Vom viererlei Ackerfeld - Luk. 8, 4-8.11-15

Eindrucksvoll ist dieses Gleichnis, das Jesus einer großen Menschenmenge erzählt. Die Jünger haben es nicht mehr vergessen können, und so kam es ins Neue Testament. Aber merkwürdig, wie sich hier die Hauptperson der Erzählung verhält. Sehr ungeschickt streut der Sämann sein kostbares Saatgut auf den Boden. Kein Landwirt unserer Zeit würde mit dem Saatgut so verschwenderisch umgehen und den einen Teil auf den Weg, den anderen auf den Felsen und den dritten Teil unter die Dornen fallen lassen.

Um es gleich zu klären: Jesus hat das Gleichnis in Palästina erzählt. Die landwirtschaftlichen Methoden dort waren damals anders als bei uns. Da wurde nämlich schon vor dem Pflügen gesät. Stellen wir uns also vor: Der Sämann der Geschichte schreitet über das noch ungepflügte Stoppelfeld. Mit Absicht läßt er seine Körner auf den Weg fallen, den die Dorfbewohner auf dem Ackerboden getreten haben. Der Trampelpfad soll ja untergepflügt werden. Absichtlich sät er unter die Dornen, die verdorrt auf dem Brachfeld stehen. Auch sie sollen umgepflügt werden. Und daß etliche Saatkörner auf den Felsboden fallen, ist nichts Außergewöhnliches, wenn man bedenkt, wie steinig der Boden Palästinas ist.

Wie aufmerksam hat doch Jesus die Lebensverhältnisse seiner Zeit beobachtet. Und nun wird das vierfältige Ackerfeld ihm zum Gleichnis für die Aussaat seines Wortes unter die Menschen. Sollen wir es so verstehen, daß er mit wehmütigem Herzen den geringen Erfolg seiner Verkündigung umschreiben will? Man könnte es fast meinen, wenn man von den leeren Kirchenbänken heute zurückfolgern will auf das Zuhörerverhalten von einst.

Aber Jesus hat es so gerade nicht gemeint. Es geht ihm vor allem darum, sichtbar zu machen, daß der Sämann trotz seines scheinbar erfolglosen Aussäens schließlich doch einen wunderbaren Erfolg verzeichnen darf. Es heißt im Text: **Einiges fiel auf gutes Land; und es ging auf und trug hundertfach Frucht.** Also soll keiner, der das Wort Gottes verkündigt, verzagt und traurig sein, denn trotz manchen Mißerfolgs kommt es schließlich doch zu einer guten Ernte im Reich Gottes.

Was nun uns betrifft, so sollen wir diese gute Ernte im Reich Gottes nicht aufhalten. Wo immer das Wort Gottes uns erreicht, sollen wir es **hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und Frucht in Geduld bringen.** Das gute Hören soll bei uns zur guten Tat werden. Wir wissen natürlich, daß das nicht immer selbstverständlich ist. Wir gehören nicht immer zum guten Land. Wir müssen vielmehr zugeben, daß die Bodenqualität unsres Herzens zu verschiedenen Zeiten sehr unterschiedlich sein kann. Also prüfen wir uns selbst anhand der von Jesus vorgegebenen Hinweise. Zählen wir vielleicht zu denen, bei denen **einiges auf den Weg fiel.** Das Merkmal der Feldwege ist, daß sie festgetreten sind. Feldwege können heute sogar asphaltiert sein. Verhärtete Herzen haben heute Hochkonjunktur und wirken leicht ansteckend. Da hält

man sich vielleicht darauf etwas zugute, daß man knallhart reagieren kann. Viele Männer rühmen sich ihres harten Charakters. Die Gefühle überlassen sie den Frauen und den Kindern. Die dürfen auch ruhig in die Kirche gehen. Selbst aber haben die harten Burschen keine Antenne für das Wort Gottes. Überhaupt, Gottes Wort scheint nicht in die heutige Zeit zu passen. Der Lebenskampf ist hart und rauh. Den muß man vor allem bestehen. Und das verträgt sich nicht mit den rührenden Liebesforderungen des christlichen Glaubens.

Kommt man bei solch verhärteter Einstellung schließlich doch einmal mit der kirchlichen Botschaft zusammen, eventuell bei einem Heiligabend-Gottesdienst oder anlässlich einer Trauerfeier, dann fällt das Zuhören echt schwer. Kein Wunder. Jesus sagt, der Satan hat ein Interesse daran, daß die harten Menschenherzen im entscheidenden Augenblick hart bleiben. Der Satan nimmt das Wort Gottes weg, er macht es ärgerlich oder anstößig. Das Zuhören führt zu nichts.

Man kann auch zu jenen gehören, vorübergehend oder dauernd, bei denen **auf den Felsen gesät** wurde. Im palästinensischen Ackerfeld war der Felsen oft von einer leichten Bodenkrupe bedeckt und daher nicht sichtbar. Also gibt es mit der Saat zunächst einen kleinen Erfolg. Aber dann endet alles kläglich. Die mit diesem Bodentyp gemeinten Menschen nehmen das Wort Gottes zunächst ganz bereitwillig oder gar begeistert auf. Sie sind innerlich angesprochen, haben sich womöglich bekehrt. Aber eines Tages ist es damit dann wieder vorbei. Das Strohfeuer der Begeisterung ist heruntergebrannt. Das kurzzeitige Betroffensein hält den Anfechtungen des Glaubens nicht stand. Es fehlt die Festigkeit des Herzens dabeizubleiben, dranzubleiben.

Das Wort Gottes will ja nicht nur begeistern. Es ist nicht in erster Linie ein Ohrenschmaus. Die Bibel nennt es an einer Stelle sogar **einen Hammer, der Felsen zerschmettert**. Wer das Wort Gottes hört, bei dem muß womöglich etwas kaputtgehen. Das alte Ich muß sterben, jenes Ich jedenfalls, das sich selbst so gern absolut setzt und Gott auf keinen Fall den ersten Platz einräumen möchte. Wem es nicht um die Bereitschaft geht, Christus in seinem Leben bestimmen zu lassen, wer nur ein bißchen religiös sein möchte, bei dem muß ja alles wieder verschwinden, was zuvor im Guten gesät war. Sobald die Versuchung über ihn kommt oder eine schlimme Not ihn verunsichert, hat er keine Kraft zum Glauben, wird schwach und gibt auf.

Und nun zu denen, **bei denen unter die Dornen gesät wurde**. Auch zu ihnen könnten wir vielleicht gehören. Die Dornenmenschen sind solche, bei denen noch etwas anderes aufgeht als das Wort Gottes. Jesus spricht **von den Sorgen, vom Reichtum und den Freuden des Lebens**. Er meint die Wohlstandsmenschen, die Satten, die die schönen Angebote des Lebens in reichem Maße genießen können. Ihr Herz schwingt um eine andere Achse als um die Gottzugehörigkeit. Fragen wir uns selbst: Welche Gedankenmächte bestimmen uns? Ist es die Vermehrung des Geldes oder die Bewahrung des Besitzstandes? Man kann sich Sorgen machen, auch wenn es einem ganz gut geht. Man kann sich umtreiben lassen von der Sucht nach Abwechslung,

nach immer neuem Vergnügen. Man kann das Essen zum Ersatzgott machen oder das Trinken oder die Lebenslust, oder den Sex. Typisch ist die Werbung, die uns ständig beeinflusst, den Lebensgenuß noch mehr zu kultivieren.

Das Wort Gottes mahnt uns, Gott an erster Stelle stehen zu lassen, **ihn über alle Dinge zu fürchten, zu lieben und ihm allein zu vertrauen**. Wundern wir uns noch, daß uns die Liebe zu Gott schwer wird, wenn da soviel anderes in unserem Herzen rumort und sich wie Dornengestrüpp ausbreitet?

Und doch, das ist die wirklich frohmachende Botschaft: Es gibt auch gutes Land, ohne Trampelpfade, ohne Felsgestein und ohne Dornen. Bei dem **guten Land** - und zu dem sollten wir unbedingt gehören wollen - da geht es um Menschen, die nicht nur hören, sondern die auch gehorchen, die nicht nur aufnehmen, sondern auch behalten **in einem feinen, guten Herzen**. Das Wort behalten heißt, es in den innersten Kern des Ichs hineinwirken lassen, so daß es da zu Veränderungen kommen kann, Veränderungen zum Guten. Mit dem Wort Gottes, das bei uns Frucht bringen will, möchte Gott ja selbst bei uns ankommen. Er möchte uns begegnen als der gütige Vater, der uns unendlich liebt und ganz für sich gewinnen will. Er möchte uns hineinverwandeln in sein Licht, in seine Liebe. Er möchte uns das Himmelreich aufschließen, so daß wir ein Ziel vor uns haben. Er möchte uns zu seinem Ebenbild gestalten, auf das hin wir angelegt worden sind. So gibt es bei uns **hundertfach Frucht**.

Vielleicht sollten wir uns klarmachen, daß die Frucht etwas zu tun hat mit der Keimkraft, die in dem Samen des Wortes Gottes enthalten ist. Jesu Worte, die Worte des Neuen Testaments, haben die Kraft, in uns das Gute zu wecken, uns zu Gott hinzu-ziehen. Insofern ist es wichtig, sich diesen Worten immer wieder auszusetzen, sie zu hören, sie zu lesen, sie zu bedenken.

Halten wir fest: Wir dürfen uns in ein gutes Ackerfeld verwandeln. Christus will uns dabei helfen. Er will die Härte unsres Herzens mit seiner Vergebung auflockern, er will das Felsige beiseite räumen mit seiner großen Geduld, er will das Dornengestrüpp in unserem Herzen überwinden, indem er uns die Liebe Gottes wertvoll macht. Sein Wort soll bei uns keinen Mißerfolg haben. Wenn am Ende der Sämann eine gute Ernte einbringt, dann wollen wir dabei sein.

Mache mich zum guten Lande,
wenn dein Samkorn auf mich fällt.
Gib mir Licht in dem Verstande
und was mir wird vorgestellt,
präge du im Herzen ein,
laß es mir zur Frucht gedeihn

Benjamin Schmolck

Estomihi

Von der Leidensnachfolge - Markus 8, 31-38

Da hatte Petrus unter dem Einfluß des Geistes Gottes noch eben in Jesus den Messias erkannt. Vor allen anderen Jüngern hatte er zu Jesus gesagt: **Du bist der Christus!** Und kurz darauf wird er für seinen Herrn zum Versucher, so daß Jesus ihn bedrohen muß: **Geh weg von mir, Satan! denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.** Für uns ist ein solcher Umschwung in der Seele eines Jüngers kaum zu begreifen. Ja, wir haben es sogar schwer zu verstehen, warum die gut gemeinten Worte des Petrus überhaupt eine solch böse Wurzel haben sollen.

Liegt es nicht nahe, daß Petrus seinen Herrn schonen will? Erstmalig hat Jesus davon gesprochen, daß er demnächst **viel leiden**, ja, daß er **verworfen und getötet** werden wird. Wie begreiflich, wenn Petrus das nicht wahrhaben, nicht zulassen will. Er liebt seinen Meister. Er verehrt in ihm den gottgesandten Messias. Soll der Bringer des Gottesreiches sterben, soll ihm, der sein Volk erlösen will, ein so schreckliches Los beschieden sein? Soll er in Schimpf und Schande enden und die Jünger mit ihm? Das kann nicht sein, das darf nicht sein.

Menschlich gesehen will Petrus für seinen Herrn das Beste. Aber Jesus kann diese menschliche Sicht nicht zulassen. Er erkennt blitzartig, daß ihm im Freundeswort eine massive Versuchung begegnet. Er entdeckt, daß sich im Wort des wohlmeinenden Petrus sein größter Feind verbirgt. Darum bedroht er den Jünger: **Geh weg von mir, Satan! denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.**

Es ist aufregend, wie in dieser kurzen Erzählung ein Menschenbild gezeigt wird, das voller Widersprüche ist. Das eine Mal offenbart Gottes Geist dem Petrus, daß Jesus der Messias ist. Das andere Mal benutzt der satanische Geist den Petrus, um Jesus in eine schwere Versuchung zu führen. Wer sind wir Menschen? Göttliches und Satanisches mischen sich in uns und wirken durch uns, und wir wissen es noch nicht einmal.

Wenn wir zu ehrlicher Selbsterkenntnis fähig und willens sind, dann müssen wir zugeben: So gespalten wie der Petrus können auch wir sein. Ja, das macht uns bisweilen traurig, daß wir hin und herschwanken zwischen gut und böse, zwischen gläubig und ungläubig, zwischen der Geneigtheit zum Gottesgehorsam und der Geneigtheit zur Sünde. Wir entdecken in uns eine merkwürdige Ambivalenz: Mal leben wir im Geist, und dann hat uns wieder das ganz massive fleischliche Wesen gepackt.

Kann sein, daß manch einer sich aus dieser Ambivalenz nichts macht. Kann sein, daß wir die letzten Hintergründe des Geisterkampfes um unsre Seele nicht wahrnehmen oder wahrhaben wollen. Nur, das macht uns eben doch zu schaffen, daß wir trotz aller guten Erkenntnisse und Vorsätze immer wieder ins ganz Banale absacken, uns in Schuld verstricken und hinterher sehr unglücklich sind.

Mit der Leidensankündigung Jesu und seinen Worten danach kommt Licht und Hilfe für unser schwankendes Wesen. Indem Jesus in seine Leidenskrise geführt wird, führt er auch uns in eine entscheidende Krise. Das Wesen dieser Krise besteht darin, daß

sie Klärung bringt, daß sich in ihr etwas entscheiden muß, daß sie Wahres vom Falschen trennt.

Das, was falsch ist, nennt Jesus: **sein Leben erhalten wollen**, ja, womöglich **die ganze Welt gewinnen wollen**, das heißt, das eigene Ich in den Mittelpunkt stellen. Wir kommen hier natürlich sofort mit unseren Fragen: Was soll falsch daran sein, daß der Mensch sein Ich berücksichtigt? Hat Gott seinen Geschöpfen nicht darum die starken Triebkräfte eingepflanzt, damit sie den harten Lebenskampf bestehen können? Und muß nicht jeder Mensch für ein gewisses Maß an Selbstverwirklichung sorgen?

Bei Jesus geht es um mehr als um die Pflege des Selbst. Hinter dem irdischen, körperlichen Leben sieht er das ewige Leben. Für ihn ist die Jetztzeit ein notwendiges Durchgangsstadium zur Ewigkeit. Um die Ewigkeit und damit das wahre Leben zu gewinnen, darf sich der Mensch nicht an diese Welt verlieren und in dieses Leben verkrallen. Er muß es lernen, rechtzeitig loszulassen. Selbsterhaltung und Selbstverwirklichung können nicht der Sinn des Daseins sein. Jesus will, daß wir über unseren Tellerrand hinausschauen und uns innerlich für Gott öffnen. Und in der Offenheit für Gott bekommen wir dann auch die Gabe, uns für unsre Mitmenschen zu öffnen.

Vom Dasein für andere, von der Liebe zu Gott ist der Weg nicht weit zu dem Gedanken der Selbstverleugnung. Jesus sagt: **Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach**. Man kann dies auch anders sagen: Wer bereit ist, mit Jesus zu lieben, der muß auch bereit sein, mit Jesus zu leiden. Und warum das? Weil Liebe immer etwas zu tun hat mit einem Mitfühlen und Mitleiden. Wenn ich dem anderen meine Liebe schenke, dann geht mir doch auch sein Leid zu Herzen. Ich kann dann nicht nur an mich selbst denken und für mein eigenes Wohlbefinden sorgen. Nein, wenn ich einen Mitmenschen von Herzen liebe, dann geht sein Leid mir geradezu unter die Haut.

Als der barmherzige Samariter den zerschlagenen Mitmenschen am Wegesrand sah, **da jammerte es ihn**. Liebe und Mitleiden gehören nach Gottes Willen zusammen. Und darum konnte Jesus, unser Erlöser, dem Petrus nicht einfach rechtgeben, als der ihn vor dem Leid bewahren wollte. Jesus mußte ins Leid hinein aus seiner großen Liebe zu uns Menschen. Er wollte es mitfühlen und mitleiden, was es heißt, ein verachteter und verworfener Mensch zu sein.

Indem Jesus das ganze Menschenleid und auch die ganze Menschenschuld auf sich nimmt und das Furchtbarste am Kreuz aushält, beweist er seine radikale Liebe zu uns Menschen. Er leidet mit uns, ohne zu hassen. Aber solches Mitleiden ist nur möglich im absoluten Verzicht auf sein eigenes Wohlbefinden, auf sein eigenes Glück. Radikale Liebe verschenkt sich selbst, bis kaum noch etwas übrig bleibt. So lebt Jesus vor, was Selbstverleugnung bedeutet.

Und nun möchte Jesus, daß seine Jüngerinnen und Jünger ihm nachfolgen und, wie er, **das Kreuz auf sich nehmen**. Hier erschrecken wir und möchten ausweichen. Kreuz? Das bedeutet doch Sterben. Ist Jesusnachfolge eine Einladung zum Sterben?

Nun, ich glaube nicht, daß unser Herr uns allen ein Martyrium zumuten möchte. Obwohl wir nicht vergessen sollten, daß ein Petrus, der ursprünglich dem Leid ausweichen wollte, später tatsächlich wie sein Herr ans Kreuz genagelt wurde. Unter Kaiser Nero wurde er in Rom mit dem Kopf nach unten gekreuzigt. Und viele andere Jesusnachfolger sind ebenfalls für ihren Herrn gestorben.

Aber es ist wohl nicht anzunehmen, daß Jesus mit der Kreuzesnachfolge das Martyrium für jeden gemeint hat. Wenn wir auf die Worte der Apostel hören, dann gibt es hier eine Erhellung für das dunkle Wort. Sterben soll in uns vor allem das, was uns von Gott trennen möchte. Sterben soll unsre Gottlosigkeit, unsre Eigenmächtigkeit, die Eigensucht und Verhärtung des Herzens, die Gleichgültigkeit und der Trotz, das Geltungsstreben und die Verliebtheit in uns selbst. Sterben soll der sogenannte alte Adam, jener Mensch also, der immer wieder dabei ist, von Gott wegzulaufen.

Darum sind auch ursprünglich die Christen bei der Taufe im Wasser ganz und gar untergetaucht, weil sie mit dieser Symbolhandlung das Sterben des alten Menschen verwirklichen wollten. Kreuzesnachfolge bedeutet also, den Weg Jesu als den selbstlosen Erlösungsweg verstehen und nachvollziehen, soweit es uns möglich ist. Es ist der Weg der Hingabe und nicht der Weg des Für-sich behalten-Wollens.

Zuletzt sollte nicht unterschlagen werden, daß Jesus nicht nur seinen Tod, sondern auch seine Auferstehung vorhergesagt hat. Da liegt alles drin, daß auf Jesu Leidensweg seine Verherrlichung am Ostermorgen folgt. Und das gilt nun ebenso für seine Jüngerinnen und Jünger. Die Auferstehung ist das Ziel, auf das wir alle zugehen. Darum sagt Jesus auch: **Wer sein Leben verliert um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der wird's erhalten.**

Am Ende des Kreuzesweges, am Ende der Christusnachfolge, am Ende alles Leidens und Mitleidens leuchtet das Licht der Ewigkeit.

Lasset uns mit Jesus ziehen, seinem Vorbild folgen nach,
in der Welt der Welt entfliehen auf der Bahn, die er uns brach,
immerfort zum Himmel reisen, irdisch noch schon himmlisch sein,
glauben recht und leben rein
in der Lieb den Glauben weisen.
Treuer Jesu, bleib bei mir,
gehe vor, ich folge dir.

Sigmund von Birken

Invokavit

Jesu Versuchung - Matth. 4, 1-11

Die Versuchungsgeschichte Jesu hat eine Parallele: Am Anfang der Bibel wird erzählt, wie das erste Menschheitspaar vom Satan versucht wird. Es ging um Gehorsam oder Ungehorsam, Abhängigkeit von Gott oder völlige Unabhängigkeit. Satan, in der Gestalt der Schlange, verspricht Adam und Eva: **Ihr werdet sein wie Gott!** Und dann geschieht das Schreckliche. Die ersten Menschen geben der lockenden Versuchung nach und stürzen in die Bodenlosigkeit der Sünde. Diese Sündenfallgeschichte ist typisch für uns Menschen, die wir in der Stunde der Versuchung leicht schwach werden und tun, was gegen den Willen Gottes ist.

Warum hat Gott uns nicht standhafter geschaffen? Warum ist die ganze Weltgeschichte eine einzige Sündenfallgeschichte? Kriege, Verbrechen, Grausamkeiten, sexuelle Verirrungen und Untreue, Lüge, Verrat, Verleumdung und alle Spielarten der Lieblosigkeit. Warum das alles? Sünde darf doch nach Gottes Willen nicht sein. Sünde ist Feindschaft gegen Gott. Und doch läßt Gott die Sünde zu. Er läßt das Böse in dieser Welt zu. Er läßt es so massiv zu, daß man manchmal darüber verzweifeln möchte, ja, fragen möchte: Wo bist du, Gott?

Natürlich kann man die Zulassung des Bösen durch Gott nicht so erklären, daß man das Böse letztlich auf ihn selbst zurückführt. Nein, Gott selbst ist eindeutig heilig, gerecht und gut. Er ist Licht, und in ihm ist keine Finsternis. Daß das Böse in dieser Welt wirkt, geht nicht auf Gott zurück. Es hat einen anderen Ursprung. Die Bibel spricht von dem Geistwesen, das längst vor den Menschen der Sünde verfallen ist und schließlich zum Versucher der Erdenbürger geworden ist. Der Versucher handelt in allem gegen Gott, aber er tut es unter der Zulassung und Kontrolle Gottes. Der Satan tritt an die Menschen heran und prüft sie auf ihre Echtheit und Glaubwürdigkeit. Und wer sich bemüht, besonders gläubig und gottwohlgefällig zu leben, der wird erst recht auf die Probe gestellt, jeden Tag neu, bis hin zu jenem letzten Tag, an dem wir von dieser Erde gehen.

Und nun zur Versuchungsgeschichte Jesu. Der Versucher macht auch vor dem Sohn Gottes nicht halt. Auch er muß im Sieb des Satans gerüttelt und geschüttelt werden. Der Feind tritt mit unheimlicher Energie und List an Jesus heran. Fast hat der Erzbösewicht hier etwas Sympathisches an sich. Er versteht sich auf dasselbe fromme Vokabular wie Jesus. Er kann die Bibel sozusagen auswendig. Und er erweckt den Eindruck, als wolle er sich des hungerleidenden Jesus in Freundlichkeit annehmen. Eine nette Empfehlung könnte man es nennen, wenn er zu Jesus sagt: **Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden.** Ein Gottessohn, der Hunger leiden muß, wo gibt es denn so etwas? Sollte er, dem die Macht Gottes zur Verfügung steht, sich soweit erniedrigen, daß er sich vom ordinären Hunger quälen läßt?

Das Gefährliche am Versucher ist immer diese Scheinheiligkeit, mit der er den Anschein erweckt, als stünde er ganz auf der Seite des bedürftigen Menschen. Sollte der

Mensch in der Not sich nicht selbst helfen dürfen? Sollte er die Macht, die ihm zur Verfügung steht, nicht für persönliche Zwecke einsetzen dürfen? Sollte er sich überhaupt irgendetwas versagen, das ihm Spaß macht und zur Erhöhung seines Lebensgefühls beiträgt?

Jesus hatte sich in der Wüste auf seinen Auftrag vorbereitet. Er hatte gefastet - eine alte, fromme Sitte, um die Kräfte des Geistes zu schulen. In diesem Fasten wollte er ganz der Güte Gottes vertrauen lernen, der den Menschen durch sein Wort und nicht bloß vom Brot leben läßt. Ein Ja zu dem „freundlichen“ Angebot des Teufels hätte ein Nein gegenüber Gott bedeutet, dem Jesus sich weihen wollte. Jesus zeigt sich dem Versucher gegenüber gewachsen dadurch, daß er ihn hinweist auf die Kraftquelle, aus der er sein Leben lebt: Nicht Brot, sondern Gott!

Jesus wollte also ganz und gar seinem himmlischen Vater vertrauen. Gut, sagt sich der Satan, dann wollen wir testen, wie weit dieses Vertrauen geht. **Bist du Gottes Sohn, so wirf dich hinab von der Zinne des Tempels.** Steht nicht geschrieben, daß Gott die Seinen auf Händen tragen wird?

Welcher fromme Christ ist nicht schon in der Versuchung gewesen, seinen Gott auf die Probe zu stellen? Man fühlt sich als Schoßkind Gottes und handelt unvernünftig drauf los in der Meinung, der liebe Gott dürfe einen nicht fallen lassen. Und dann fällt man doch. Eine besonders fromme Versuchung ist die, wenn der Christ alle Vernunft und Vorsicht außer acht läßt, bloß um sich selbst und anderen zu beweisen, was der kühne Glaube alles vermag.

Nein, sagt Jesus auch zu dieser Versuchung. Sein Vertrauen zu Gott, dem Vater, ist wohl unbegrenzt, aber der Gehorsam läßt es nicht zu, den Allmächtigen mit unvernünftigen Wagnissen zum Eingreifen zu nötigen. Durch die konsequente Beachtung des göttlichen Willens überwindet Jesus auch in dieser Versuchung den Feind.

So kommt denn schließlich die schwerste Versuchung, die es für einen Menschen gibt, die Versuchung zur absoluten Selbstherrlichkeit. Im Blick auf alle Reiche der Welt sagt der Teufel zu Jesus: **Dies alles will ich dir geben, Macht über die Menschen, Reichtum, Herrlichkeit auf Erden.** Nur eine kleine Bedingung: **Falle vor mir nieder und bete mich an!**

Wenn Jesus es getan hätte, was hätte das bedeutet? Er wäre der Welterlöser geworden, ja, aber mit den Methoden des Teufels, mit Macht und Gewalt, mit Feuer und Schwert, mit Mord und Unrecht, mit Blut und Tränen. Jesus hätte das also auch gekonnt, was die großen Weltherrscher zu Wege gebracht haben, was auch zum Beispiel ein Mohammed gelebt hat. Ja, er hätte es sicher noch besser gekonnt. Wenn er sich zum Handlanger des Teufels hätte degradieren lassen, dann wäre die Menschheit schon früher dahin gekommen, wohin ein Hitler und ein Stalin sie gebracht haben: Nationalsozialismus oder Sozialismus für alle, aber mit Zwang und Gewalt, ja, mit Grausamkeit und Tod.

Jesus lehnt diesen gottlosen Weg ab, weil er ein Weg ohne Liebe und Barmherzigkeit ist. Es steht geschrieben: **Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.** Jesus sagt es dem Feind ins Angesicht und bleibt damit ganz auf der Seite seines Vaters im Himmel und bleibt damit der Sieger über den Satan.

In seiner schlechthinnigen Abhängigkeit von Gott wurde Jesus der Mensch, wie Gott ihn sich ursprünglich gedacht hat, er wurde der neue Adam, das vollkommene Ebenbild des Schöpfers. Er spiegelt Gottes Liebe, Güte und Barmherzigkeit wider. Durch ihn kann Gottes Geist ungehindert auf dieser Erde wirken.

Aber auf seinem Weg war Jesus für seine blinden Zeitgenossen so fremd, so unkonventionell, so „unnormale“, daß sie ihn schließlich ablehnten und zu hassen begannen. In zügellosem Fanatismus verlangten sie von Pilatus den Tod des Nazareners am Kreuz. Dieses Ende am Kreuz sollten wir nicht als ein tragisches Mißgeschick verstehen, sondern als die letzte Versuchung des Satans und die letzte Bewährung des Gottessohnes. Die ersten Christen haben es so jedenfalls gesehen. In dem urchristlichen Christushymnus im Philipperbrief, Kapitel 2, heißt es: **Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.**

Im Tod am Kreuz bewährt Jesus seine größte Standhaftigkeit gegenüber dem Satan, der ihn in den Aufruhr gegen Gott hineinziehen wollte. Und auf diese Weise, daß er Gott die Treue hält bis zuletzt, wird Jesus zum Sieger über den Teufel. Die Christenheit hat recht daran getan, das Kreuz zum Siegeszeichen des Erlösers zu machen.

Dieses Drama zwischen Himmel und Hölle hat nun auch Auswirkungen auf all unsere Versuchungen, in die wir geraten. Mit Jesu Hilfe können wir fertig werden mit dem Bösen. Sich ganz und gar Gott ausliefern und alles Paktieren mit dem „Feind“ ablehnen, Jesu Hilfe und Schutz immer wieder herbeirufen, das ist der Weg auch unseres Sieges. Unsere Versuchungen werden nicht aufhören, auch wenn wir unser Christsein ganz ernst nehmen. Es bleibt unsere Versuchung, eigene Wege zu gehen, immer wieder zu tun, was uns Spaß macht, was uns groß macht und das Gefühl gibt, völlig frei und unabhängig zu sein. Jesus lehrt uns, auf Gottes Spur zu bleiben und dem Teufel nicht den „kleinen Finger“ zu reichen. Dieser Weg ist der schwierigere Weg, er ist der steile und dornige Weg, aber er ist der Weg, der Verheißung und Zukunft hat. Es ist der Weg der Gotteskindschaft, der in der Ewigkeit sein Ziel hat.

Ja, Jesus siegt! Wir glauben es gewiß,
und glaubend kämpfen wir.
Wie du uns führst durch alle Finsternis,
wir folgen, Jesu, dir!
Denn alles muß vor dir sich beugen,
bis auch der letzte Feind wird schweigen.
Ja, Jesus siegt!

Johann Chr. Blumhardt

Reminiszere

Von den bösen Weingärtnern - Markus 12, 1-12

Nicht vor dem Volk oder vor seinen Jüngern erzählt Jesus seine bewegende Beispiels-geschichte. Diesmal sind es die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Ältesten, die ihm zuhören, also seine erklärten Feinde, die Führer der Juden. Der Ort der Handlung ist der Tempelbezirk in Jerusalem. Die hohen Herren hatten Jesus zuvor zur Rede ge-stellt. Sie wollten von ihm wissen, aus welcher Vollmacht er handelt. Sie fragten also nach seinem Selbstverständnis. Obwohl sie für die Sache Gottes zu kämpfen meinten, zweifelten sie ganz massiv an der göttlichen Sendung Jesu.

So hatten sie ihm vorgeworfen, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Sie hatten ihn der Gotteslästerung und der falschen Prophetie bezichtigt. Und besonders hatten sie ihn wegen seines laxen Umgangs mit dem Sabbatgebot angegriffen. In ihren Augen hatte Jesus aufgrund der jüdischen Ketzergesetze sein Leben vielfältig verwirkt.

Jesus steht selbstbeherrscht und ruhig vor ihnen. Er spürt die Heftigkeit ihrer Ableh-nung. Er gibt sich keinen Illusionen hin. Sein kluger Verstand sagt ihm, seine Zukunft wird dunkel werden. Erst recht sagt es ihm der göttliche Geist, der ihn beseelt. Mit seinem Gleichnis von den bösen Weingärtnern gibt er ihnen noch mehr Grund, ihn zu hassen. Denn sie verstehen, daß er seine Geschichte auf sie gemünzt hat. Schon bei dem Propheten Jesaja gab es ein Weinberggleichnis. Jeder schriftkundige Jude kannte diesen Text. Jesaja hatte einst mit seinen Worten Israel scharf kritisiert. Nun nimmt Jesus das Bild vom Weinberg auf und hält den Repräsentanten des Judentums seiner-seits den Spiegel vor. Er sagt es ihnen auf den Kopf zu: Ihr seid die Hauptverantwort-lichen dafür, daß Gott nicht das gegeben wird, was ihm zusteht. Ihr verweigert Gott die Früchte des Weinbergs Israel.

Wenn wir das Gleichnis Jesu oberflächlich betrachten, werden wir wohl nur das Dunkle und Drohende heraushören, das in ihm steckt. Wir werden uns womöglich daran stoßen, daß uns hier ein Jesus begegnet, der gegen sein eigenes Volk zu Felde zieht. Haben wir es also mit einem antijudaistischen Jesus zu tun? Bei meiner Arbeit an diesem Bibeltext bin ich auf eine Beispielspredigt gestoßen, deren Verfasser behauptet, das Weinberggleichnis könne nie und nimmer von Jesus selbst stammen. Erst die spätere christliche Gemeinde habe es Jesus nachträglich in den Mund gelegt, als sie sich mit dem Judentum in harter Auseinandersetzung befand.

Ich bin da anderer Ansicht. Finden wir in dieser Geschichte nicht ein sehr positiven Gottesbild? Wohl haben die Israeliten jahrhundertlang die Geduld Gottes auf die Probe gestellt. Und doch offenbarte der Allmächtige seine Langmut und Geduld. Mit unendlichem Beharrungsvermögen sandte er seine Boten, die Propheten, trotz aller Ablehnung von seiten des Volkes immer wieder neu.

Wollte man den Vorwurf des Antijudaismus ernst nehmen, der auf der Beispielser-zählung Jesu lastet, so sollte man sich daran erinnern, daß eigentlich schon die Pro-pheten des Alten Bundes Antijudaisten waren. Darin, daß sie Gottes Wort mit Schärfe

verkündigten, das Volk für die ganze Hohlheit seines religiösen Betriebes tadelten, zeigt sich, wie sehr schon zu ihrer Zeit die Herzen der Menschen verschlossen waren und Gott nicht geben wollten, was ihm gebührt.

Doch sollten wir an dieser Stelle erkennen, daß wir kein Recht haben, uns über Israel zu erheben. Auch unser Volk bleibt bei allem noch vorhandenen Christentum dem Herrn des Himmels die Früchte schuldig, die ihm zustehen. Wieviel Glaube, Liebe und Hoffnung bewegen noch die Menschen unserer Zeit? Wo bekennt man sich noch zu dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus? Die Bibel offenbart uns nicht nur das Versagen eines bestimmten Volkes, sie offenbart das Versagen der Menschen schlechthin. Mögen wir auch erschrecken, uns verbindet manches mit jenen Weinbergbesitzern, die Gott die Früchte verweigern.

Aber nun ist Gott auch bei uns mit seiner Geduld nicht gleich am Ende, sondern er bleibt an uns dran, er gibt uns nicht auf. Trotz allen Widerstandes rebellischer Menschenherzen kommt er schließlich doch zum Ziel und behält den Sieg. Zunächst scheint in der Beispielerzählung das Bemühen des Weinbergbesitzers zur absoluten Erfolglosigkeit verurteilt zu sein. Jedoch, nachdem die Knechte geprügelt, geschmäht, getötet worden sind, entschließt sich der Herr zum Äußersten: **Er sendet seinen einzigen geliebten Sohn.** Jesus weist seine feindlichen Zuhörer mit diesem Satz auf sich selbst hin. Spätestens hier hätten sie erkennen müssen, wie sehr er sich als den höchsten Repräsentanten Gottes versteht.

Wohlgermerkt, indem Gott seinen Sohn sendet, geht er den Weg der Gewaltlosigkeit. Er warnt, er lockt, er droht, er wirbt. Er tut es allein durch das gepredigte Wort. Doch dann geschieht der äußerste Frevel: Die Menschen vergreifen sich auch an dem Sohn. Sie töten ihn und werfen ihn hinaus vor den Weinberg. Jesus sagt seinen Gegnern mit dieser Episode der Erzählung sein eigenes Ende voraus. Und sie müssen erkennen, daß sie es selber sein werden, die den höchsten Frevel begehen. Im vorhinein wird somit die böse Absicht ihrer Herzen entlarvt. Der Tod Jesu am Kreuz offenbart, wieviel Gottlosigkeit in jedem Menschen stecken kann. Es sind die Frommen Israels, die Würdenträger des Volkes, die mit ihrer Feindschaft gegen Jesus die ganze Verstocktheit ihrer Herzen offenbaren.

Aber nun bleibt es nicht bei der Verwerfung des Gottessohnes durch die Menschen, sondern Gott läßt nach dem Karfreitag ein Ostern werden. Gott erhöht seinen geliebten Sohn vor aller Welt. Er gibt ihm Macht und Würde im Himmel und auf Erden. Durch sein Wort und durch seinen Geist ist er bis heute auf dem ganzen Erdenrund gegenwärtig. **Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.** Dieser Vers aus Psalm 118 ist ein Schlüsselwort für das Christusverständnis. Es gibt Steine, die zum Mauern anscheinend nicht taugen. Aber solch ein unbrauchbar scheinender Stein ist zum entscheidenden Grundstein des Bauwerks der Christenheit geworden. Gott hat sich mit dem Scheitern der Mission seines Sohnes in Israel nicht abgefunden. Er hat das zunächst bekämpfte Evangelium zu einem Licht werden lassen für alle Völker.

Im ausgelegten Bibeltext sollte schließlich der 9.Vers nicht übergangen werden. Da fragt Jesus seine Gegner: **Was wird nun der Herr des Weinbergs tun** auf die Rebellion seiner Gegner hin? Und er antwortet: **Er wird kommen und die Weingärtner umbringen und den Weinberg anderen geben.**

Wir wissen, welches ein furchtbares Strafgericht über das jüdische Volk in den Jahren 66 bis 70 nach Christus ergangen ist. Der religiöse Fanatismus kannte damals bei den Juden keine Grenzen. Trotz ihrer offensichtlichen Unterlegenheit erkühnten sie sich und machten einen Aufstand gegen die übermächtige römische Staatsgewalt, mit dem Ergebnis völliger Zerstörung. Es schien damals so, als sei das einstmals auserwählte Volk bei Gott in ewige Ungnade gefallen. Die spätere Christenheit hat es jedenfalls so gesehen. Israel galt ihr als von Gott verworfen. Und die Kirche verstand sich als das neue gottgewollte Israel.

Wir wissen, daß sich aus dieser Betrachtungsweise wirklich ein starker Antijudaismus entwickelt hat. Und sicherlich gibt es von daher auch Querverbindungen zu dem späteren Antisemitismus, der zu den ungeheuerlichen Auswüchsen der Hitlerherrschaft geführt hat.

Ich möchte hier noch einmal betonen: Die Christusfeindschaft ist nicht eine spezielle Sünde der Juden von einst gewesen. In dem, was sich damals an abgrundtiefer Gottlosigkeit und Eigenmächtigkeit zeigte, hat sich das typisch Menschliche offenbart. Kein Volk kann sich als mustergültiges Gottesvolk verstehen. Überall sitzen die Hohenpriester, die Schriftgelehrten und Ältesten, die imstande sind, dem Sohn Gottes erneut ihre Gefolgschaft zu verweigern, ihn im übertragenen Sinne erneut ans Kreuz zu schlagen.

Wir entdecken heute in unserer säkularisierten westlichen Welt soviel Widerspruch gegen das Evangelium und gegen den, der es verkündigt hat. Das ehemals christliche Abendland hat sich in eine „multikulturelle“ Gesellschaft verwandelt, in der man dem Christlichen vornehmlich mit Gleichgültigkeit begegnet. Mag sein, daß mit dieser inneren Einstellung die Zeit der „Heidenchristen“ ihrem Ende zugeht und Gott dabei ist, seine alte Liebe für Israel wieder neu zu entdecken. Der Apostel Paulus hat dies einst vorhergesagt.

Gebe Gott, daß **wir** am Ende nicht als solche dastehen, die unserem Gott die Früchte des Glaubens verweigern, die ihm zustehen.

Sonne der Gerechtigkeit, gehe auf zu unsrer Zeit;
brich in deiner Kirche an, daß die Welt es sehen kann.
Erbarm dich, Herr!

Weck die tote Christenheit aus dem Schlaf der Sicherheit;
mache deinen Ruhm bekannt überall im ganzen Land.
Erbarm dich, Herr!

Christian David
Christian G.Barth

Okuli

Vom Ernst der Nachfolge - Lukas 9, 57-62

Nicht mit segnenden Heilandsarmen steht hier Jesus vor uns, sondern ernst und streng, mit eher abweisender Gebärde. Uns erschreckt sein alles wissender, durchbohrender Blick. Uns befremdet seine asketische Härte und Kompromißlosigkeit. **Laßt die Toten ihre Toten begraben.** Solch harte Worte tun uns weh und stoßen uns geradezu vor den Kopf.

Mit Liebe und Anteilnahme begleiten wir unsre Toten auf den Friedhöfen. In aufwendiger Weise schmücken wir ihre Gräber. Ist dieser letzte Liebesdienst für unsre Verstorbenen nach Jesu Meinung etwa nicht gottgewollt? Sollte vielleicht unsre ganze Beerdigungspraxis neu überdacht werden? Gehören wir zu den „geistlich“ Toten, an denen Jesus Anstoß nimmt?

Wenn wir von einem lebendigen Glauben sprechen, meinen wir dabei sicherlich eine ehrliche, aufrichtige Herzensbeziehung zu Gott. Ich möchte hier fragen: Wieviele von denen, die hinter einem Sarg herlaufen, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, gehören zu jenen lebendigen Christen, an denen Gott seine Freude hat? Wir sind durch solches Fragen herausgefordert, und müssen es uns gefallen lassen. Denn der Herr, auf dessen Namen wir einst getauft worden sind, ist nicht ein frommes Phantom, sondern eine himmlische Macht, eine göttliche Majestät, von der wir ganz und gar abhängig sind, von deren Gnade und Erbarmen unsre Zeit und Ewigkeit bestimmt ist. Wieviel ist es uns wert, auf seiner Seite zu stehen? Welchen Preis sind wir bereit zu zahlen, dem Herrn Jesus Christus nachzufolgen?

In der Geschichte, die unser Bibeltext kurz und knapp erzählt, ruft Jesus einen jungen Mann in seine Nachfolge. Er möchte ihn in seine Jüngerschar aufnehmen. Und es scheint, als sei der Angesprochene zur Nachfolge bereit. Nur möchte er eben noch einer heiligen Pflicht genügen. Sein Vater ist verstorben. Bei der Bestattung darf der Sohn nicht fehlen. Also erbittet er sich vor Beginn der Jüngerschaft noch einen kurzen Sonderurlaub. Und in diesem Zusammenhang fällt das harte Wort: **Laß die Toten ihre Toten begraben.**

Jesus hat ganz sicherlich seine Gründe gehabt, daß er so unerbittlich streng reagiert. Ich denke, wenn wir verstehen, was ihn bewegt hat, werden wir ihm umso eher recht geben können. Er schaut in das Herz des Menschen. Er weiß, was im Innersten vor sich geht. Vielleicht war der junge Mann noch nicht zur ganzen Nachfolge bereit und die Beerdigung seines Vaters war ihm ein rechtzeitiger Grund, sich aus dem Zugriff Jesu zu befreien.

Um nun das dunkle Jesuswort von den Toten zu verstehen, muß man etwas wissen von den Bestattungsbräuchen jener Zeit in Israel, von dem Geheul der Klageweiber und dem Lärm der Flötenspieler, die zu jeder Beerdigungszeremonie gehörten. Da war noch kein Trost aus Gottes Wort zu hören. Kein Prediger schenkte neuen Mut und Hoffnung durch den Hinweis auf den erbarmenden Gott und das ewige Leben. Die

Bestattungsbräuche der damaligen Zeit waren Zeremonien der Hoffnungslosigkeit. Darum kann Jesus die Teilnehmer an der Beerdigung als **Tote** bezeichnen. Ihr Blick geht über den Grabesrand nicht hinaus. Der Tod hat sie ganz und gar in seinen Bann gezogen. Und das ist ja in unsrer Zeit oft ganz genau so.

Jesus aber ist gekommen, um dieser vom Tode heimgesuchten Welt das Licht des ewigen Lebens zu bringen. Nicht Tod und Verwesung sollen das letzte Wort behalten, sondern der lebenschenkende Gott, der den Menschen zu sich hin geschaffen hat und durch den Tod hindurch in die Herrlichkeit seines himmlischen Reiches rufen will. Das ist die frohmachende Botschaft, auf die es entscheidend ankommt. Sie gilt es zu glauben, sie soll weitergesagt werden. Deshalb duldet der Herr keinen Aufschub bei der Nachfolge. Deshalb drängt er den zu sich Gerufenen: **Geh du aber hin und verkündige das Reich Gottes!**

Jesus will die Botschaft vom ewigen Leben in dieser Welt festmachen. Dazu braucht er seine Boten, seine Jünger, seine Nachfolger. Gehen wir nun zum Anfang unseres Bibeltextes. Da kommt einer, der sich freiwillig, aus eigenem Entschluß den Jüngern Jesu anschließen will. Im Matthäusevangelium erfahren wir, daß er ein Schriftgelehrter ist. Es fällt auf, wie entschlossen sich dieser Mann gibt: **Ich will dir folgen, wohin auch immer du gehst**, versichert er. In diesem Satz liegt Bereitschaft zum Risiko, ja, vielleicht sogar Leidensbereitschaft. Gewiß ein wertvoller Mensch, der sich so für Jesus entschieden hat. Irgendetwas an der Persönlichkeit Jesu oder an seiner Botschaft hat ihn fasziniert und ergriffen.

Daß Jesus hier nicht gleich zugreift und sagt: Du bist mein Mann!, das muß schon einen tieferen Grund haben. Aus der Antwort Jesu läßt sich schließen, wie er sein Gegenüber einschätzt: **Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.** Diese Worte unterstreichen, wie heimatlos Jesus in dieser Welt ist, und sie deuten damit an, daß es für den Botschafter aus Gottes Welt eine ganz andere Heimat gibt. Dieser ewigen und eigentlichen Heimat fühlt sich Jesus so stark verbunden, daß er die Bequemlichkeiten einer irdischen Heimat entbehren kann.

Einem Juden aber bedeutete damals die irdische Heimat unendlich viel. Sein Haus, seine Familie, sein Weinberg und sein Garten, das alles bescherte ihm den Frieden des Herzens. Und wenn er **Schalom** sagte, meinte er nicht etwa das ewige Heil, sondern das innerweltliche Wohlbefinden. Jesus hält es jedenfalls für nötig, den begeisterten jungen Mann, der ihm nachfolgen will, zu warnen.

Bequem und billig ist die Nachfolge Jesu nicht, auch heute nicht. Wer der ewigen Heimat zustrebt, der wird in gewisser Weise in dieser Welt ein Fremdling werden müssen. Christsein bringt keine behagliche Ruhe mit sich, sondern Auseinandersetzung bis hin zum Angefochtensein. Jünger Jesu können sich so leicht nicht gleichschalten lassen. Sie können nicht überall mitmachen. Sie haben ihr eigenes Lebensprogramm, sie haben ihren eigenen Herrn. So werden sie immer wieder auffallen und sich von den Diesseitsseligen unterscheiden müssen. Das kann bis zur Feindschaft ge-

hen. Das sind dann die letzten Gründe für die **Kreuzesnachfolge**. Jesus hat es seinen Leuten vorausgesagt. Er hat sie gewarnt: **Der Jünger ist nicht über seinem Meister**. Haben sie ihn verfolgt, so werden auch seine Freunde mit Widerstand rechnen müssen.

Von der Zielsetzung Jesu her wird es klar, warum er so radikal, so kompromißlos seinen Weg geht und von seinen Jüngern soviel Einsatz verlangt. Auch dem dritten Mann in unserm Bibeltext gewährt Jesus keinen Aufschub beim Antritt der Jüngerschaft. Auch ihn ruft er auf, entschieden nach vorn zu blicken: **Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes**. Gottes Reich liegt immer vor uns, nicht hinter uns. Hinter uns liegt unsre kleine Lebensgeschichte. Unsre Irrungen und Wirrungen liegen hinter uns, all das, was uns an diese irdischen Verhältnisse kettet. In der Vergangenheit liegt auch unser Versagen, liegen die krummen Furchen, die wir auf unserem Lebensacker gezogen haben. Jesus will, daß wir nach vorn schauen, hin auf unsre Zukunft im Reich Gottes. Unser ganzes vor uns liegendes Leben soll von der zukünftigen Gotteswelt bestimmt sein. In der Bergpredigt mahnt er: **Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!** Dieselbe Zielstrebigkeit finden wir bei dem Apostel Paulus, der von sich gesagt hat: **Ich vergesse, was hinter mir liegt und strecke mich nach dem aus, was vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, dem Siegespreis der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus**.

Fassen wir die drei Erzählungen von der Nachfolge zusammen, so ergeben sich folgende Merksätze:

Jesus holt uns heraus aus der Welt des Todes und eröffnet uns mit ihm ein neues Leben.

Jesus zeigt uns den Weg in die himmlische Heimat.

Jesus holt uns heraus aus unsrer dunklen Vergangenheit und zieht uns hinein in eine lichtvolle Zukunft.

Nun aufwärts froh den Blick gewandt
und vorwärts fest den Schritt!
Wir gehn an unsers Meisters Hand,
und unser Herr geht mit.

Vergesst, was dahinten liegt
und euern Weg beschwert;
was ewig euer Herz vergnügt,
ist wohl des Opfers wert.

August H. Franke

Lätare

Jesus, Brot des Lebens - Joh. 6, 47-51

BROT FÜR DIE WELT, das ist eine Parole, die heute jeder verstehen kann. BROT FÜR DIE WELT, so heißt die Aktion, die die evangelische Kirche jedes Jahr in der Advents- und Weihnachtszeit durchführt. Darüber kann man sich unter Christen eigentlich sehr schnell einig werden, daß für die Hungernden der Welt etwas getan werden muß. Denn ehe man nicht den Hunger gestillt hat, kann man auch kaum glaubwürdig das Evangelium verkündigen.

So spenden wir denn jedes Jahr unsren Beitrag für die Hungernden der Erde und glauben, daß wir damit ein bißchen zur Linderung der Not in den unterentwickelten Ländern beigetragen haben. Hunger zu stillen ist eine zutiefst menschliche Sache. Auf den ersten Plakaten der Aktion BROT FÜR DIE WELT war auf rot-orangenem Untergrund eine schwarze, abgemagerte Hungerhand zu sehen, die sich sehnsüchtig bittend nach oben streckte. Was könnte es für uns wohlhabende Christen der reichen Welt Verpflichtenderes geben, als diese Hungerhand mit dem Wichtigsten zu füllen, das der Mensch zum Leben braucht, mit Brot?

Nun gibt es unter den sieben bekannten Ich-bin-Worten Jesu dieses eine, das uns allen geläufig ist: **Ich bin das Brot des Lebens**. Es scheint so, als gehe Jesus mit diesem Selbstzeugnis entscheidend auf jene Menschen ein, die vor Hunger ihre abgemagerten Hände bittend in den Himmel recken. Und es gibt ja tatsächlich Geschichten im Evangelium, die uns eindrucksvoll erzählen, wie sehr sich Jesus um das leibliche Wohl seiner Mitmenschen gesorgt hat. Hat er nicht die Kranken geheilt, hat er nicht die Hungerigen gespeist? Ja, hat er nicht im Gleichnis vom Jüngsten Gericht uns die Werke der Barmherzigkeit besonders nahegelegt und dazu gesagt: **Was ihr einem unter diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan!?**

Und doch wissen wir auch, Jesus wollte ganz bewußt kein „Brotmessias“ sein, auch wenn er sich das Brot des Lebens genannt hat. Den Juden, die ihn nicht verstehen wollten, hat er es in aller Deutlichkeit gesagt. Sie haben ihn herausgefordert. Sie haben ein Zeichen von ihm verlangt und zu ihm gesagt: **Was tust du für ein Zeichen, damit wir sehen und dir glauben?** Und dann haben sie ihn daran erinnert, daß Mose ja immerhin das Mannawunder vollbracht hat.

Jesus zeigt ihnen mit seiner Antwort, daß es bei ihm um mehr geht als nur um Brot, das den Hunger stillt. Er sagt: **Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben**. Was nützt also das schönste Brotwunder, wenn der Mensch ja doch immer wieder Hunger bekommt und schließlich sterben muß? Und wir können hier gleich an unsre Weltsituation anknüpfen: Was nützt alles Brot für die Welt, wenn die Menschen, denen wir vorübergehend geholfen haben, doch immer wieder in ihren Hunger und ihr Elend zurücksinken und schließlich sterben müssen?

Merkwürdigerweise haben unsre ersten Missionare, die von Deutschland nach Afrika oder Indien gingen, ursprünglich noch keine BROT FÜR DIE WELT – Spenden ver-

teilt. Sie hatten noch ein ganz anderes Programm, als es heute üblich ist. Sie zogen aus mit der Bibel im Reisegepäck und wollten vor allem das Evangelium zu den Heiden bringen. Und erstaunlicherweise ist ihr Lebenseinsatz nicht ohne Wirkung geblieben. Sie haben heidnischen Menschen heraushelfen dürfen aus Geister- und Dämonenfurcht. Sie haben Versöhnung gebracht unter kämpferische Stämme, die sich mit grausamem Haß ständig befehdeten. Sie haben die Botschaft von dem Erlöser Jesus Christus in die Herzen der Götzendiener gesät, so daß Freude und Liebe und Hoffnung auf das ewige Leben unter die Eingeborenen kam. Und damit haben sie genau dem entsprochen, was das Anliegen Jesu von Anfang an gewesen ist.

Jesus ging es niemals bloß um die Erhaltung des leiblichen Lebens. Sein Auftrag war es, uns Menschen für das ewige Leben zu gewinnen. Deshalb hören wir ihn im Johannesevangelium immer wieder sagen: **Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.** In unserem Bibeltext fügt er noch hinzu: **Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brot isst, der wird leben in Ewigkeit.**

So wichtig es für uns Menschen ist, daß wir unser täglich Brot zu uns nehmen können, und so wichtig es auch ist, daß wir Christen weiterhin unsre Spenden für die Hungernden der Welt geben, noch wichtiger ist nach der Botschaft Jesu, daß wir den Weg ins ewige Leben finden und gehen.

Um dies zu verstehen, wollen wir für einen Moment bedenken, was es eigentlich mit dem ewigen Leben auf sich hat. Ewiges Leben ist auf alle Fälle mehr als unser durch Raum und Zeit begrenztes Leben. Ewiges Leben ist auch mehr als jenes Weiterleben nach dem Tode, auf das wir alle zugehen. Das Weiterleben nach dem Tode kann uns in das Gericht Gottes führen, kann uns im schlimmsten Fall sogar in die Hölle bringen, in eine ewige Pein. Jesus warnt uns davor ausdrücklich.

Nein, ewiges Leben, so wie es im Johannesevangelium immer wieder angesprochen wird, ist ein Zustand, der uns für Zeit und Ewigkeit mit Gottes Reich und Gottes Herrlichkeit verbindet. Das meint also ein Sein in der Verbindung mit jener unsichtbaren Schöpfung Gottes, in der alle Schuld und Sünde, alles Leid und alle Tränen überwunden sind. Von Anfang an hat Gott uns Menschen dieses ewige Leben zuge-dacht. Auf dieses Sein hin sind wir geschaffen, sind wir angelegt.

Die unsichtbare Welt der Ewigkeit umgibt uns täglich und stündlich. Sie geht mitten durch uns hindurch. So wie es die sichtbare und die unsichtbare Schöpfung Gottes gibt, so sind wir Menschen aus zwei Elementen zusammengefügt: Das eine unser sichtbarer Leib, das andere die uns lebendig machende Geistseele. Was Jesus vor allem satt machen möchte, ist unsere nach Ewigkeit hungernde Geistseele. In diesem Sinne sagt der Kirchenvater Augustin: **Unser Herz ist unruhig, bis es ruht, o Gott, in dir.** Letztlich hungern wir alle nach Gott. Gott ist der Urgrund, aus dem wir stammen. Gott ist das Ziel, auf das hin wir angelegt sind. Durch rätselhafte Fügung hat sich in unserer Welt der Widerstand gegen Gott eingenistet. Den gilt es zu überwinden. Jesus, das Brot des Lebens, möchte uns mit seiner Botschaft, ja, mit seinem gan-

zen Lebensopfer aus dieser schuldverhafteten Existenz herausretten und uns an die ewige, heile Gotteswelt anschließen und uns innerlich sattmachen.

Nun geht es entscheidend darum, daß wir uns auf Jesus einlassen, daß wir seine Wahrheit in unser Innerstes hereinlassen. Darum sagt Jesus: **Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.** Oder er sagt: **Wer von diesem Brot ißt, der wird leben in Ewigkeit.** Jedes Kind kann es begreifen: Brot muß man essen, wenn man satt werden will. Es genügt nicht, sich vor das Schaufenster eines Bäckerladens zu stellen und die ausgestellten Backwaren anzustieren. Auch davon wird keiner satt, daß er es versteht, die Bestandteile des Brotes zu analysieren. Nein, essen muß man es. Dazu ist es da. Ganz einfach. Und dasselbe gilt von Jesus, dem Brot des Lebens. Es genügt nicht, wenn wir in Zuschauerhaltung einen Gottesdienst, eine Evangelisation, eine Bibelstunde erleben. Es bringt uns auch überhaupt nicht weiter, wenn wir mit großem theologischen Eifer das Evangelium historisch-kritisch unter die Lupe des Verstandes nehmen. Jesus will von uns angenommen werden als unser persönlicher Erretter. Dazu ist er da.

Durch Jesus bekommt unser inwendiger Mensch genau das, was er braucht, die persönliche Liebe von Gott, das Licht des Himmels, die Kraft der Ewigkeit. Man kann es auf vielfältige Weise ausdrücken. Jesus gibt uns auf alle Fälle mehr, als diese Welt uns zu geben vermag.

Wenn er sagt: **Das Brot ist mein Fleisch, das ich geben werde für das Leben der Welt,** so werden wir unmittelbar auf das Passionsgeschehen hingewiesen. Wir sehen den ans Kreuz geschlagenen Herrn, der mit seiner Hingabe für die Sünden dieser Welt gebüßt hat. Im Heiligen Abendmahl wird die tiefere Bedeutung des Erlösungswunders aktualisiert, wenn es heißt **Christi Leib für dich gegeben. Christi Blut für dich vergossen.** Wieoft haben wir das für uns ganz persönlich annehmen dürfen. Da gehen Segensströme der Ewigkeit aus und teilen sich dem mit, der Jesus in sein Herz aufnimmt. Laßt uns täglich mit ihm Kontakt halten, im Gebet mit ihm sprechen und in den Entscheidungen unseres Alltags auf seinen Willen achten.

Dank sei dir, Vater, für das ewige Leben
und für den Glauben, den du uns gegeben,
daß wir in Jesus Christus dich erkennen
und Vater nennen.

Jedes Geschöpf lebt von der Frucht der Erde;
doch daß des Menschen Herz gesättigt werde,
hast du vom Himmel Speise uns gegeben
zum ewigen Leben.

Maria L. Thurmair

Judika

Vom Herrschen und vom Dienen - Markus 10, 35-45

Dienen oder Sich-bedienen-Lassen? Seit Jesu Zeiten sollte es für Christen eine Art Katechismus-Weisheit sein, daß es auf Demut und Dienstbereitschaft ankommt. Jesus hat alle Selbstherrlichkeit vom Sockel gestürzt, alles Herrenmenschentum als egoistisch und menschenfeindlich entlarvt. Jesu Jüngerinnen und Jünger sollten also wissen, daß es vor Gott darauf ankommt, den unteren Weg zu gehen.

Es scheint für uns Christen alles ganz klar zu sein. Und doch hat es mit dem freiwilligen Dienen und Sich-klein-Machen so seine Schwierigkeiten. Wie schön ist es zum Beispiel, einen Geburtstag oder ein Ehrenjubiläum zu feiern und mit gutem Gewissen zu erleben, wie sich alles um einen dreht. Mit guten Wünschen und Geschenken wird man überhäuft. Das Wohlwollen aller Mitfeiernden ist einem sicher. Man darf sich verwöhnen lassen mit köstlichen Speisen und Getränken und allerlei Aufmerksamkeiten. Man wird geehrt und fühlt sich so richtig oben auf. Wie schön! So könnte es eigentlich alle Tage weitergehen.

Die Mentalität des Sich-bedienen-Lassens steckt einfach in uns drin. Warum reißen sich die Kinder nicht darum, ihrer Mutter in der Küche zu helfen? Warum wollen Auszubildende nicht gern die Werkstatt ausfegen? Warum gilt der Hausfrauenberuf in unserer Gesellschaft so wenig? Warum finden die Diakonissenhäuser kaum noch Nachwuchs? Warum dürfen in unserem Lande die ausländischen Arbeitnehmer alle Schmutzarbeit verrichten?

Die Antwort liegt auf der Hand. Sich-bedienen-Lassen macht einfach mehr Spaß. Es ist nicht nur bequemer, es gibt einem auch noch das Gefühl, Macht über andere zu haben. Und das ist ein angenehmes Gefühl und darum ein Programm, das diese Welt bestimmt, seit es die menschliche Rasse gibt.

Dennoch, auch wenn das Herrschen-Wollen und das Sich-bedienen-Lassen noch immer das Klima dieser Welt bestimmt und kaum auszurotten ist, wir haben heute durch eine jahrhundertealte christliche Kultur wenigstens eine Ahnung davon, daß der Weg des freiwilligen Dienens segensreicher und für die Allgemeinheit wohltuender ist als der umgekehrte Weg.

Wie schwer muß es für Jesus gewesen sein, damals ganz am Anfang die Dienstwilligkeit seiner Jünger zu wecken. In einer Gesellschaft, in der die Sklavenhalter den Ton angaben, mußte die Botschaft Jesu vom freiwilligen Sklavendienst geradezu revolutionär und umstürzlerisch wirken. Jesus selbst hat immer wieder Zeichen gesetzt, die eindeutig waren. Beim letzten gemeinsamen Mahl vor seiner Kreuzigung band er sich die Schürze um und kniete nieder, um seinen Jüngern die Füße zu waschen. Da wurde es den Zwölfen klar, hier gab der Meister ein Beispiel, das allen gesellschaftlichen Gepflogenheiten total widersprach.

Verstanden haben das die Jünger Jesu. Nur, vom Verstehen bis zum Nachvollziehen ist ein langer Weg. Darin muß sich jeder Christ noch heute üben, dem Beispiel seines

Herrn zu folgen. Wohl jeder von uns braucht ein ganzes Leben, um nachbuchstabieren zu lernen, was christliche Demut und Dienstbereitschaft bedeutet.

Die Erzählung unseres Bibeltexes läßt uns vielleicht darüber staunen, wie ungeschützt naiv und egoistisch sich die Jünger Jakobus und Johannes verhalten haben. Zur Rechten und zur Linken wollten sie sitzen im kommenden Messiasreich. Welch ein Begehren! Wir Heutigen lächeln über dieses Ansinnen von damals und vergessen dabei, wie anfällig wir selbst noch immer sind für die Ehre und das Ansehen bei unseren Mitmenschen, für Macht und Privilegien, für alles, was uns über den Durchschnitt der großen Masse erhebt.

Jesus steigt ja viel tiefer hinab in die Knechtsgestalt, als wir es überhaupt nachvollziehen können. Auf unseren Kirchenbänken und Kirchenkanzeln sind wir noch weit über ihm angesiedelt und vermutlich den ehrgeizigen Zebedäussöhnen viel näher als unserem Herrn mit seiner Dornenkrone. Im Bibeltex offenbart Jesus eine Art Gesetzmäßigkeit: Vor dem Mit-ihm-herrschen-Dürfen steht das Mit-ihm gekreuzigt-Werden. Auch ein Johannes und ein Jakobus mußten dies lernen. Die Leidenstaupe, das Trinken des bitteren Kelches blieb ihnen nicht erspart. In ihrem späteren Leben werden sie es wohl oft empfunden haben, wie recht Jesus einst hatte und wie selbstüchtig und dumm ihr Begehren war.

Wir müssen uns natürlich fragen: Wie kommt ein Mensch eigentlich dazu, sich freiwillig so klein und gering zu machen, daß er alle Herrschaftsansprüche seines Herzens aufgibt und zu einem Diener für seine Mitmenschen wird? Wie kann einer mit Christus so tief hinuntersteigen, daß er bereit wird, an die Seite der Bedürftigen und Hoffnungslosen zu treten und ihnen das Leben zu erleichtern?

Es genügt wohl nicht, allein durch Einsicht diesen untersten Weg zu bejahen. Man muß ihn auch gehen können. Woher kommt dazu die Kraft? Woher der innere Antrieb?

So eindrucksvoll die Erzählung von den beiden ehrgeizigen Jüngern auch sein mag, das Schwergewicht des Bibeltexes liegt auf dem letzten Vers: **Der Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.** Der Ausdruck **Lösegeld** gibt den entscheidenden Hinweis. Es hört sich so an, als läge da einer in einem Kerker eingesperrt. Er scheint sein Leben verwirkt zu haben. Jeden Tag kratzt er mit einer Scherbe Striche an die Wand. Er zählt die Tage bis zu jenem, an dem er hingerichtet werden soll. In seiner Phantasie erlebt er, wer weiß, wie oft, den Augenblick, da der Scharfrichter seinem Leben ein Ende setzt.

Und dann passiert es, daß eines Morgens die Kerkertür aufgeschlossen wird. Ein Abgesandter des höchsten Gerichts erklärt mit feierlicher Stimme, daß der Verurteilte mit einer hohen Summe freigekauft worden ist. Freigekauft? Von wem? Mit welchem Preis? Der Preis war der, daß der Retter sein eigenes Leben hingegeben hat.

Wir alle sitzen im Gefängnis unsrer egoistischen Bestrebungen. Wir sitzen im Kerker unsrer Ehrsucht, unsrer Bequemlichkeit, unsrer Wehleidigkeit, unsrer Schuld. Selbst mit den tiefstinnigsten Erkenntnissen und Appellen an unser moralisches Gewissen

können wir uns nicht daraus befreien. Es muß für uns ein Lösegeld bezahlt werden, um uns aus dem teuflischen Herrschaftsbereich zu befreien. Es wird bezahlt von dem, der die Macht hat über alle dunklen Mächte. Jesus ist es, der uns freikaufte. Er hat für uns sein Leben gegeben. Er hat es **für viele** gegeben. **Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.**

Ich stellte die Frage: Woher bekommen wir die Kraft, den Weg der Demut den Weg der freiwilligen Dienstbereitschaft zu gehen? Die Antwort ist nun gegeben. Die Kraft kommt vom Gekreuzigten. Indem ein Mensch sich unter das Kreuz Jesu stellt im vollen Bewußtsein seiner egoistischen, sündhaften Natur, indem er demütig bittet: Herr, erbarme dich über mich!, kommt von dem auferstandenen Erlöser die heilende Kraft, die Erneuerung des Herzens, kommt von ihm ein neues Wissen um die Wahrheit seines Wortes.

Und wer immer wieder bedenkt, wie tief unser Herr ins Leid gegangen ist, um uns zu retten, mit welchem Erbarmen er uns täglich begegnet, der kann nicht weiterleben in der Mentalität eines herrschsüchtigen Menschen, der die anderen für sich tanzen und springen läßt. Vom Kreuz Jesu geht ein Auftrag aus an seine Jüngerinnen und Jünger, der Auftrag zur Hingabe der eigenen Lebenskraft für andere.

Hingabe ist die Urbedeutung der Agape, der Liebe, die von göttlicher Art ist. Wenn wir uns liebend für andere einsetzen, mag wohl ein Stück von unserem eigenen Ich sterben. Aber das hat für uns den tiefen Sinn, daß auf diese Weise Christus in uns Gestalt annehmen kann. Wir sollen ihm ja ähnlich werden, weil er mit uns in alle Ewigkeit eins sein will.

Natürlich darf aus aller christlichen Hingabe und Dienstbereitschaft kein Gesetz gemacht werden, schon gar nicht ein Gesetz für die anderen. Nein, es muß bei uns selbst anfangen und soll aus einen bereitwilligen Herzen kommen. Wir sind gemeint, wenn Jesus uns die herrschsüchtigen Potentaten dieser Welt vor Augen stellt und sagt: **Aber so ist es unter euch nicht.** Er sagt nicht: So soll es unter euch nicht sein. Er sagt: **So ist es unter euch nicht.** Jesus gibt seinen Leuten die Kraft zum Dienen. Und wo er sie gibt, da verändert sich unser Wesen und mit unserem Wesen auch unser Verhalten. Und so verbreiten wir Licht um uns, und andere dürfen darüber froh werden.

Liebe, hast du es geboten, daß man Liebe üben soll,
o so mache doch die toten, trägen Geister lebensvoll.
Zünde an die Liebesflamme, daß ein jeder sehen kann:
wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann.

Nikolaus L. von Zinzendorf

Palmarum

Die Salbung Jesu in Betanien - Markus 14, 3-9

Eindrucksvoll ist es, wie in den Evangelien immer wieder Ungewöhnliches geschieht und das Ungewöhnliche dann Anlaß zu einer tieferen Betrachtung wird. Stellen wir uns eine noble jüdische Männergesellschaft vor. Simon, ein ehemaliger Aussätziger, jetzt aber geheilt, ist der Gastgeber. Vielleicht hat ihn die wiedergeschenkte Gesundheit dankbar und großzügig gemacht. Vielleicht ist sein Herz nicht weit weg vom Reich Gottes. Kurzum, er wollte etwas Besonderes tun, und so hat er Jesus und seine Jünger zu einem Essen eingeladen.

Stellen wir es uns ganz plastisch vor, was jetzt geschieht: Die Gäste liegen zu Tisch, wie es damaliger Sitte entsprach. Ein halbhoher Diwan dient als Sitzgelegenheit. Man gibt sich den Freuden der Mahlzeit hin, führt kluge Gespräche. Plötzlich passiert es. Eine Frau betritt den Raum. Sie hat eigentlich in der Männergesellschaft nichts verloren. Ihr macht das aber nichts aus. Sie geht zielstrebig auf Jesus zu, holt ein Glasfläschchen hervor, bricht das obere Ende ab und gießt den Inhalt Jesus über das Haar, nicht ohne den Ausdruck innerster Bewegung. Und was da aus dem Glas sich ergießt, ist kostbarstes Nardenöl, ein Salböl aus Lavendel und anderen Essenzen. Es muß durchdringend lieblich gerochen haben in jenem Raum. Keiner der Anwesenden konnte sich diesem Duft entziehen.

Galt es schon als ungewöhnlich, daß eine Frau die Männergesellschaft stört, noch viel ungewöhnlicher war die Tat dieser Frau. Was folgt? Peinliche Stille im Raum. Mißbilligendes Gemurmeln kommt auf. Jeder wartet darauf, daß Jesus dazu Stellung nimmt. Erstaunlich ist seine Reaktion. Er stellt sich auf die Seite der Frau gegen seine Jünger und gibt dem Ganzen eine tiefsinnige Deutung. Versuchen wir es zu verstehen.

Hier bewahrheitet sich ein biblischer Grundsatz, der es in sich hat, und den wir uns immer wieder einmal bewußt machen sollten. Dieser Grundsatz lautet: **Der Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an.**

Zum ersten Teil dieses Wortes: **Der Mensch sieht, was vor Augen ist.** Die Jünger Jesu und die übrigen Gäste in der Erzählung bestätigen genau die Wahrheit dieser Aussage. Sie sehen nur, was vor Augen ist: Die Frau mit ihrer aufdringlichen Art, ihr verschwenderisches Wesen, ihre unschicklichen Manieren, die erstaunliche Reaktion Jesu.

Man merkt förmlich, wie hier lediglich die Sinnesorgane in Bewegung geraten sind. Die Augen haben etwas Ungewöhnliches beobachtet, die Nase etwas Schockierendes gerochen, die Ohren haben gespannt gelauscht, ob womöglich noch anstößige Worte gesprochen werden. So sind wir Menschen. Wir halten uns an das Sichtbare, Erfahrbare, Feststellbare. Das beeindruckt uns. Daraus ziehen wir umgehend unsere Schlüsse.

Aber sonst verstehen wir wenig. Wir verstehen nicht, was im Inneren eines Menschen vor sich geht. Was hat diese Frau von einst bewegt, Jesus etwas von ihrem Kostbars-

ten zu schenken? Was war dieser Geschichte im Hause Simons, des Aussätzigen, vorausgegangen? Stellen wir einmal Vermutungen an, die hier nahe liegen: Diese merkwürdige Frau hat vermutlich vorher schon mit Jesus zu tun gehabt. Er muß an ihr etwas Wunderbares getan haben. Vermutlich hat er ihr herausgeholfen aus der Verlorenheit und Sinnlosigkeit ihres bisherigen Lebens und hat sie umgewandelt zu einem neuen Menschen. Durch Jesus hat sie erfahren, daß sie von Gott geliebt ist. Die Last ihrer Schuld ist von ihr genommen worden. Der Himmel Gottes lacht wieder über ihr, und ihr Herz ist voll Liebe und Dankbarkeit ihrem Retter gegenüber.

Nun kann sie ihre übermächtigen Gefühle der Freude und Dankbarkeit nicht mehr zurückhalten. Sie muß ein Zeichen setzen, ein Zeichen ihrer tiefsten Ergriffenheit. So opfert sie das kostbare Nardenöl und vergißt dabei die jüdischen Regeln des Anstands. Sie muß eben Jesus noch einmal Danke sagen. Die Jünger sehen den äußeren Hergang dieser bewegenden Szene und verstehen nichts. Sie halten das Ganze für einen Ausdruck sinnloser Verschwendung.

Der Mensch sieht, was vor Augen ist. Ich finde es einfach erschütternd, wie wenig wir Menschen begreifen von dem, was im Mitmenschen vor sich geht. Dabei könnten wir bei einiger Phantasie doch mehr verstehen. Man müßte sich nur ein bißchen mehr Mühe geben, hinter das Äußere zurückzufragen nach dem, was im Innersten des Mitmenschen abläuft. Aber vermutlich ist jeder so sehr bei sich selbst, daß die Mühe, nach den tieferen Beweggründen des anderen zu forschen, schon das Vermögen übersteigt.

Wie tröstlich, daß es diesen Einen gibt, der im Gegensatz zu uns steht und der die Fähigkeit besitzt, das Herz anzusehen. **Gott aber sieht das Herz an**, sagt das Bibelwort. Und wie sehr Jesus mit Gott auf einer Ebene steht, das beweist die Geschichte von der Salbung in Betanien. Er durchschaut die Frau bis auf den Grund ihrer Seele. Er erkennt das gute Werk, das sie ihm zuliebe tut. Er weiß, was bei ihr neu geworden ist und daß der Duft des kostbaren Salböls letztlich ein Zeichen ist für die Kostbarkeit eines neuen Menschseins.

Bei all unserem Tun und Leben sollten wir uns immer vor Augen halten, daß Gott unser Herz ansieht und durchschaut. Letztlich zählt vor Gott die Regung, die er im Herzen wahrnimmt. Sie zählt noch mehr bei ihm als die äußere Tat.

Mag sein, ein Christ spricht, wie er es gewohnt ist, sein Morgengebet. Er spricht es treu und pflichtbewußt. Und doch hat er in seinem Herzen keinen inneren Kontakt mit Gott. Das Herz ist nicht bewegt von der Liebe Gottes, sondern eher von dem Bedürfnis, einer frommen Gewohnheit nachzugehen. Was nützt ein solches Verhalten?

Oder jemand sitzt jeden Sonntagmorgen in der Kirche und genügt somit aus ehrlichem Herzen der Sonntagspflicht, die es ja auch für uns evangelische Christen geben sollte.. Aber sein Herz ist nicht auf die Anbetung Gottes gestimmt, sondern eher auf Menschenbeobachtung und auf Kritik an dem, der zu predigen hat. Vorsicht, Gott sieht das Herz an! Machen wir uns das doch viel mehr bewußt, daß Gott uns in jeder Minute begleitet und durchschaut. Wir können ihm nichts vorspielen. Aber so sehr er

um unser Innerstes weiß, um all die Unzulänglichkeiten unseres Herzens, er liebt uns trotzdem und schenkt uns täglich seine Vergebung.

Nun soll der Bibeltext uns noch ein wenig weiterführen und uns an die Passion unseres Herrn erinnern. Jesus versteht das Tun der Frau als eine symbolische Handlung, die auf sein bevorstehendes Ende hindeutet. Indem er es so darstellt, hebt er die gescholtene Frau noch um einiges über ihre aner kennenswerte Haltung der Dankbarkeit hinaus und adelt sie wie eine Prophetin. **Sie hat getan, was sie konnte; sie hat meinen Leib im voraus gesalbt für mein Begräbnis.** Natürlich versteht die ganze Tischgesellschaft nichts von der Leidensweissagung Jesu. Dennoch, Jesus erkennt mit seinen Worten die Salbung durch diese Frau an und sieht in ihr einem letzten Liebesdienst vor seinem Karfreitagserleben.

Und hier müssen wir begreifen, wer Jesus für uns und für die ganze Welt ist. Mag das kostbare Nardenöl dreihundert Silbergroschen wert gewesen sein, mag es wahr sein, daß man für soviel Geld den Armen viel Gutes hätte tun können, dennoch war die Kostbarkeit gerade hinreichend, um den Herrn der Herrlichkeit zu ehren, der sich anschickte, den Weg der Erlösung zu vollenden. **Mich habt ihr nicht allezeit,** sagt Jesus und weist damit hin auf die Größe der Tatsache, daß er noch leiblich unter ihnen ist.

Erst später haben die Jünger verstanden, welch hohe Berufung Gottes es für sie gewesen ist, daß sie Zeugen der göttlichen Gegenwart Jesu sein durften. **Wir sahen seine Herrlichkeit,** so bezeugen sie es später. Und erst hernach steigt die ungewöhnliche Tat jener Frau im Hause des Simon zu einer der Bedeutung Jesu angemessenen Tat auf. Erst in der späteren Geschichte der Kirche wird jene frühe Jüngerin als Vorbild für die Hingabe eines gläubigen Herzens gepriesen. Bis zum heutigen Tage soll sie uns ein Vorbild sein.

Daß wir es nur ja mit unserem Herzen erfassen möchten, wie groß unser Herr für uns ist. Auch uns hat er ein neues Leben geschenkt, das Leben aus Gott. Ihn zu lieben von ganzem Herzen, das bedeutet sogar noch mehr, als den Armen Almosen zu geben. Denn seine Liebe ist unserer Liebe immer voraus. Sein Tod und sein Begräbnis sind Zeichen für unsre Erlösung. **Dies tat ich für dich,** sagt unser Herr, **was tust du für mich?** Schenken wir ihm vor allem immer wieder ein offenes, vertrauendes Herz und die Bereitschaft, nach seinem Willen zu leben.

Jesu, meines Lebens Leben, Jesu meines Todes Tod,
der du dich für mich gegeben in die tiefste Seelennot,
in das äußerste Verderben, nur daß ich nicht möchte sterben:
tausend-, tausendmal sei dir,
liebster Jesu, Dank dafür.

Ernst Chr. Homburg

Karfreitag

Jesu letzte Worte am Kreuz - Lukas 23, 33-49

Am Karfreitag sehen wir vor uns das Bild des Gekreuzigten in seiner furchtbaren Gequältheit, empfinden große Traurigkeit und tiefen Schmerz und fragen: Wie ist es möglich, daß Menschen sich seit undenklichen Zeiten soviel grausame Quälereien antun? Und doch, das soll gleich zu Anfang gesagt sein, das Kreuz will nicht in erster Linie die brutalen Scheußlichkeiten der Menschen vor Augen führen. Es will ganz im Gegenteil demonstrieren, zu welcher unauslotbaren Liebe jener Mensch fähig war, der damals an jenen zwei Schandbalken zu Tode geschunden wurde.

Es begann alles damit, daß Pilatus dem Geschrei der Juden nachgegeben und Jesus zur Kreuzigung ausgeliefert hatte. Und nun stürzt sich eine Horde abgerichteter Gewalttäter hohnlachend auf jenen verurteilten Juden, der sich in Konkurrenz zu Rom selbst zum König aufschwingen wollte. Welche teuflischen Vergnügen muß es der abgebrühten Soldateska bereitet haben, hier ihre ganze Bosheit und Willkür auszuspielen.

Jesus ist ihnen preisgegeben. Sein Kreuzesweg mutet ihm nach der unmenschlichen Geißelung ein Höchstmaß an körperlichen und seelischen Qualen zu. Wir beachten gewöhnlich mehr die körperlichen Schmerzen. Unterschätzen wir aber nicht die Wucht der seelischen Schmerzen und Demütigungen, die Jesus widerfahren sind. Zu dem Ausgeliefertsein an die körperliche Pein kommt das Verhöhnt- und Verspottetwerden. Lukas spricht dreimal von Verspottung: Die Oberen spotten, die Soldaten desgleichen. Und einer der Mitgekreuzigten lästert Jesus. Immer geht der Spott auf das Eine hinaus: **Er hat anderen geholfen; er helfe sich selber, wenn er der Christus, der Auserwählte Gottes ist.**

Die Kreuzigung war in der Antike die grausamste aller Hinrichtungsarten. Das verzweifelte Hängen zwischen Himmel und Erde, das Hängen am Fluchholz, der Wundschmerz am ganzen Körper, der quälende Durst in der sengenden Sonne, zunehmende Atemnot, unausweichlicher Gliederkrampf, und das alles von morgens neun Uhr bis nachmittags um drei Uhr, wer sich das alles für einen Moment versucht vorzustellen, der stößt an die Grenze des Erträglichen. Jesus hat es ausgehalten um deinet- und meinetwillen. Er starb für uns, um uns mit Gott zu versöhnen. Hinter der dunklen Wolkenwand furchtbarster Sterbensnot leuchtet dennoch das Licht der Ewigkeit, das Licht der unendlichen Liebe Gottes auf.

Es sind drei Jesusworte, die dieses Licht uns besonders vermitteln wollen. Das erste ist uns bekannt und vertraut: **Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.** Welcher Mensch schafft das wohl, als Opfer eines grauenhaften Justizmordes noch für seine Peiniger zu beten? Und wenn es einen gäbe, ob er dann wohl den Gott, zu dem er betet, noch als seinen Vater ansprechen könnte? Jesus sieht offenbar seinen Peinigern ins Herz. Er tut es mit dem göttlichen Blick der vergebenden Liebe. Das Vollstreckungskommando besteht ja tatsächlich aus verständnislosen Menschen. Sie

können nicht wissen, wer der ist, den sie da ans Kreuz schlagen. Die größere Schuld liegt bei denen, die von Anfang an Jesus nach dem Leben getrachtet haben. Es gibt eine naive Sünde, und es gibt eine wissende Sünde. Zunächst wird Jesu Gebet denen gegolten haben, die ohne tiefere Einsicht das Werk der Hinrichtung vollzogen haben. Aber gehen wir einen Schritt weiter. Gekreuzigt wird ja hier der **Menschensohn**, dem Gott das Gericht über die ganze Welt anvertraut hat. Machen wir uns klar, was das bedeutet. Die Menschheit begeht auf Golgata ihren größten Frevel. Sie stößt den höchsten Gesandten, den Sohn Gottes in bitterste Schmach und Entehrung. Man sollte erwarten, daß hier die Rache auf dem Fuße folgt. Stattdessen hören wir Jesus ein Fürbittengebet sprechen, das Gebet um Vergebung. Hier offenbart sich eine Kraft der Versöhnung, die alles menschliche Vermögen übersteigt. Von daher dürfen wir es glauben, daß Gott selbst zu unendlicher Vergebung bereit ist. In seinem Sohn bietet er uns allen vom Kreuz hier die Vergebung an.

Das zweite Kreuzeswort Jesu, das Lukas uns überliefert, gilt dem Verbrecher, der neben Jesus am Schandpfahl hängt: **Wahrlich ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein.**

Um die drei Kreuze herum gafft das Volk und spottet. Die Vollstrecker vollbringen ebenfalls spottend ihr böses Handwerk. Und dann lästert der eine Mitgekreuzigte den, der in der Mitte hängt. Wäre es nicht verständlich gewesen, wenn der andere Verurteilte unisono auch in die Lästerung miteingestimmt hätte? Nein, bei Lukas steht, daß er protestiert hat. Er protestiert für Jesus: **Dieser hat nichts Unrechtes getan!**

Daraufhin wird Jesus für ihn, der zu später Einsicht und Reue gefunden haben mag, zum Erlöser. Er spricht ihm die Vergebung Gottes zu, indem er ihm das Paradies verheißt. Hier wird deutlich, daß es noch ein größeres Gericht gibt, als das von Menschen vollzogene. Der reuige Übeltäter am Kreuz hat es verstanden. Er hat von den menschlichen Justizbehörden nichts Schlimmeres mehr zu befürchten. Aber was wird sein, wenn er nun über die Grenze des Todes hinweg zu Gottes Ewigkeit hinüberschreitet? Was wird sein, wenn er seinem Schöpfer Rede und Antwort stehen muß für sein verpfushtes Leben?

Dieser armselige Sünder hat vielen Menschen etwas Entscheidendes voraus. Er respektiert Gott, und er wendet sich an die richtige Adresse, nämlich an den, der der rechte Fürsprecher aller Sünder ist: Jesus, unser Erlöser. Und da passiert das, was man eigentlich kaum für möglich halten würde: Jesus verheißt dem Todgeweihten, daß er mit ihm noch am selben Todestag im Paradies sein wird.

Einem Übeltäter, vielleicht sogar einem Raubmörder wird ein Platz im Paradies verheißt? Solche Vergebung sprengt den Rahmen irdisch-menschlicher Vergebungsbereitschaft. Wieder dürfen wir erkennen, wie von Jesu Kreuz aus die Strahlen der vergebenden Liebe Gottes sich Bahn brechen.

Wer soviel Vergebung gewähren kann, der kann auch meine und deine Schuld vergeben, der kann auch mich und dich durch das letzte Gericht hindurch direkt in das himmlische Paradies führen.

Das dritte Kreuzeswort des Herrn ist wieder ein Gebetswort und hat zu tun mit Jesu eigenem Hinübergehen in die Herrlichkeit Gottes. **Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!** Ein weiterer Hinweis darauf, wie auf dem Hügel Golgata trotz aller Düsternis das Licht der Ewigkeit aufleuchtet. Was da am Kreuz zuschanden wird, das ist der Leib Jesu. Es ist der Leib dessen, der einmal zu seinen Jüngern gesagt hat: **Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können.**

Die Seele oder der Geist des Menschen, das persönliche Ich, das von Gott her in unseren Leib gegeben worden ist, jener Lebenshauch vom Schöpfer ist unzerstörbar. Unser Geist ist so kostbar und wertvoll, daß er im Augenblick des Todes wieder dahin zurückkehren muß, woher er stammt. **Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!** Jesus übergibt mit diesem Gebet ganz bewußt sein innerstes Selbst liebevoll, vertrauend und hoffend in Gottes bergende Unendlichkeit. Damit wird unser Herr zum Vorbild für unser eigenes Sterben. So also dürfen auch wir uns getrost in Gottes Hände fallen lassen, wenn unser Ende gekommen ist.

Noch eins fällt auf in dem Drama von Golgata. Da steht ein Beobachter, ein heidnischer Mann, einer von jener Unterdrückermacht, die nur Gewalt und Grausamkeit und Ausbeutung der Schwächeren kennt: der Hauptmann unterm Kreuz. Er hat Jesus sechs Stunden lang sterben sehen. Und das Ergebnis dieses Sehenmüssens lautet: **Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen!** Man muß also kein besonders heiliger Mensch sein, um am Kreuz Jesu den Lichtstrahl der göttlichen Liebe wahrzunehmen, vorausgesetzt, man hat sich ein Stück Offenheit bewahrt für das, was wahr, was gerecht, was fromm und was edel ist.

Zum Schluß die Frage: Wohin gehören wir? Auf die Seite derer, die sich nach allem Geschehen am Kreuz betroffen an die Brust schlagen? Auf die Seite des Hauptmanns, der in Jesus einen wahrhaft frommen Menschen erkennt? Gehören wir womöglich auf die Seite jenes Sünders, der zu später Einsicht und Reue fähig ist und Jesus um einen offenen Himmel bittet? Oder stehen wir bei jenen Frauen, die ihren Herrn als Jüngerinnen begleitet haben und die nun unter dem Kreuz Zeugen von Jesu Liebe geworden sind?

Wohin wir uns auch immer stellen, die Liebe unseres gekreuzigten und auferstandenen Herrn will uns alle umfassen. Und darüber dürfen wir froh werden.

Nun gehören unsre Herzen ganz dem Mann von Golgata,
der in bitterm Todesschmerzen das Geheimnis Gottes sah,
das Geheimnis des Gerichtes über aller Menschen Schuld,
das Geheimnis neuen Lichtes aus des Vaters ewger Huld.

Friedrich von Bodelschwingh

Ostern

Jesu Auferstehung - Lukas 24, 1-12

Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Als die Frauen damals am Ostermorgen sich in das offene Grab hineinbückten, um den Leichnam des Gekreuzigten einzubalsamieren, wurden sie durch diese Frage überrascht. Die Frage der Boten einer höheren Welt klingt wie ein Vorwurf, so, als würde ein kluger Lehrer seine törichten Schüler tadeln. Es ist eben ein Unterschied zwischen den Wissenden und den Nichtwissenden. Die Boten der höheren Welt können sich in die traurige Einfalt der Frauen anscheinend genauso wenig hineindenken wie die Lehrer in die Unwissenheit ihrer Schüler. Und umgekehrt, für die Frauen am Ostermorgen ist die Botschaft der Engel ebenso rätselhaft und geheimnisvoll wie für ABC-Schützen das große Einmaleins. Es braucht seine Zeit, bis wir Menschen es buchstabieren lernen, Christus ist auferstanden und darum nicht mehr bei den Toten zu suchen. Jede Generation muß es wieder neu lernen, dieses für uns unfaßbare Wunder, daß der Gekreuzigte lebt. Eigentlich gehört die Osterbotschaft zum Grundbestand des christlichen Glaubens. Man kann sogar sagen: Mit dem Glauben an den Auferstandenen steht und fällt die christliche Kirche. Und doch, wie schwer tun sich Christen mit dem Osterglauben. In unserer Zeit ganz besonders.

Wieviele getaufte Christen müßten über den Gräbern ihrer lieben Angehörigen die Ostersonne leuchten sehen. Vieviele Menschen müßten glauben können, daß der Tod verschlungen ist in den Sieg und daß Christus der lebendige Herr der ganzen Menschheit ist. Aber da ist wie bei den Frauen am Grabe soviel Traurigkeit, soviel Unverständnis, soviel Hoffnungslosigkeit, soviel Blindheit. Man sieht nur den Tod, nur das Grab und erkennt nicht, daß Christus wahrhaftig auferstanden ist. **Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?**

Und nun gehen wir mit den Frauen am ersten Ostermorgen noch einmal zum Grab Jesu. Es ist ein schönes Grab, genauer gesagt, das Felsengrab eines vornehmen, reichen Mannes. Drei Tage zuvor hatte man da den Leichnam Jesu hineingelegt. Als der schwere Grabstein vor den Eingang der Gruft gerollt worden war, schien es ein für allemal besiegelt, daß den Gekreuzigten nichts mehr zum Leben erwecken könnte. So gehen viele ja im allgemeinen auch an die Gräber unserer Friedhöfe, in der Überzeugung, aus diesen Gräbern gibt es kein Entkommen. Wer einmal hineingebettet worden ist, der hat keine Zukunft mehr, aus und vorbei für immer.

Aber nun sehen wir mit den Frauen am Ostermorgen: Der schwere Verschußstein des Grabes ist hinweggerollt. Wir bücken uns und schauen hinein in die Grabeshöhle, und da ist nichts zu sehen als das Leinenzeug, mit dem man den Toten bandagiert hatte, um seinen schnellen Verfall aufzuhalten. Der Leichnam Jesu fehlt. Wo ist er? Wo hat man ihn hingeschafft? Wir sind geneigt, an Leichenraub und Grabschändung zu denken. Denn wo immer bisher ein Grab leer geworden ist, da waren Menschenhände am Werk. Nie und nimmer könnten wir glauben, daß ein Toter auferstanden ist, bloß weil

in seinem Grab die sterblichen Überreste nicht mehr zu finden sind. Ein leeres Grab schafft noch keinen Osterglauben.

Doch nun erleben wir mit den Frauen die seltsame Engelserscheinung. Urplötzlich sind sie da, die Gestalten mit ihren blitzhell leuchtenden Kleidern. Sie leuchten die Dunkelheit der Grabeshöhle aus. Ist es ein Spukphänomen? Ist es eine Halluzination des menschlichen Geistes? Solche Dinge machen uns ja nicht nur unsicher, sondern treiben uns den Angstschweiß auf die Stirn. Aber dann kommt die Stimme, die Auskunft gibt über das leere Grab: **Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden.**

Die Frauen damals haben diese Botschaft wohl kaum ganz verstehen können. Und wir, die wir sie ins Grab begleitet haben, fangen unsererseits an zu grübeln und zu bohren: Ein Grab soll leer geworden sein, ohne daß Menschen eingegriffen haben? Ein Toter soll zu einem neuen Leben erweckt worden sein, zu einem Leben, das nicht von dieser Welt ist?

Ob es uns tröstet, daß es auch damals am Ostermorgen Zweifler gab? Als die Frauen ihr wundersames Erleben im Jüngerkreis erzählten, da wurden sie nicht für voll genommen. Die verwaisten Jünger Jesu hielten die Nachricht der Frauen für Geschwätz und leeres Gerede. So etwas konnten wohl nur Frauen erfinden in ihrer frommen Phantasie!

Wodurch wurde der Zweifel der elf so klugen Männer überwunden? Einzig und allein dadurch, daß Jesus ihnen erschienen ist. Es war der Auferstandene selbst, der durch sein Erscheinen allen Zweifel und alles Unverständnis überwand und zunichte machte.

Hätten die Jünger ihren gekreuzigten Herrn je wieder ins Gespräch bringen wollen nach dem Karfreitag, nie wären sie von sich aus auf die Idee gekommen, von einer Auferstehung Jesu zu reden. Zuviel in dieser Welt spricht gegen eine solche Auferstehung der Toten, die Vernunft und alles, was vor Augen ist. Daß die Jünger später vom Auferstandenen predigen konnten, ohne ins Stottern zu kommen, das ist nur zu verstehen von der Tatsache her, daß Jesus sich ihnen als der Lebendige gezeigt hat. Er ist ihnen erschienen. Er ist ihnen nicht nur einmal, sondern einige Male erschienen.

Fortan standen die Jünger so sehr unter dem Eindruck seiner lebendigen Gegenwart, daß sie nicht anders konnten, als von ihm zu predigen. Liest man die ersten Kapitel der Apostelgeschichte, so wird deutlich: Mehr noch als vom Kreuz haben die Apostel von der Auferstehung Jesu gepredigt. Und wenn man sie auslachte, sie redeten dennoch davon. Wenn sie eingesperrt wurden, konnten sie es immer noch nicht lassen. Wenn man sie folterte und umbrachte, blieben sie dabei: Jesus ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden! Unser Osterglaube ist also keineswegs ein blinder Glaube, sondern er basiert auf dem Sehen und Wahrnehmen der ersten Augenzeugen der Christenheit.

Bleiben wir nicht stehen bei denen, die Ostern ganz am Anfang erlebt haben. Kommen wir zu uns und all den Christen, die im Laufe der Jahrhunderte durch die

Botschaft der ersten Auferstehungszeugen ostergläubig geworden sind. Was gibt uns der Glaube an den auferstandenen Christus?

Als erstes möchte ich nennen die feste Gewißheit seiner überirdischen Lebendigkeit. Und das bedeutet: Jesus ist heute da. Er bleibt nicht begrenzt auf die Zeit vor zweitausend Jahren, er kommt nicht bloß vor in dem kleinen Land der Juden. Jesus wird vielmehr durch seine Auferstehung der verherrlichte, der zu Gott erhöhte universale Welterlöser, so daß er sagen kann: **Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.** So kann er zu allen Zeiten seine Boten aussenden als Missionare bis zu den fernsten Inseln. So kann er uns alle vergewissern: **Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.** So kann er uns ermutigen: **Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.**

Daß Jesus heute da ist, gibt all denen, die an seine Lebendigkeit glauben, einen unendlich starken Trost. Denn durch sein Dasein, durch seine Mächtigkeit gewinnt ja auch all das umso mehr an Bedeutung, was er einst gesagt hat von dem Vater im Himmel, von der Liebe des Schöpfers zu seinen Geschöpfen, von der Liebe der Menschen untereinander, von der Vergebung und der Möglichkeit des Neuanfangs.

Durch sein Dasein heute haben wir ihn als unser lebendiges Gegenüber, als den guten Hirten, der uns führt und bewahrt, mit dem wir im Gebet reden dürfen in einem ständigen Dialog des Herzens. Wir dürfen mit ihm reden, wie seine ersten Jünger es getan haben. Wir dürfen damit rechnen, daß er als unsichtbarer Begleiter an unsrer Seite mit uns durchs Leben geht.

Der Glaube an den auferstandenen Herrn gibt uns darüber hinaus noch etwas Kostbares. Er gibt uns die Hoffnung auf das ewige Leben. Jesus hat einst gebetet: **Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.** Mit Ostern bekommt dieser Gebetswunsch Jesu von Gott her sein Beglaubigungssiegel. Unser Herr ist uns vorangegangen, um uns in seiner Herrlichkeit eine Stätte zu bereiten. Von daher haben alle, die an ihn glauben, ein Ziel, das über Tod und Grab hinausgeht. Wir werden ihn einst sehen, wie er ist. Unser Glauben wird übergehen in ein Schauen.

So haben wir durch die Auferstehungsbotschaft die Gewißheit, daß wir heute mit dem lebendigen Herrn verbunden sind und nichts uns von seiner Liebe trennen kann. Und diese Gewißheit schenkt uns eine Freude, die uns jeden Alltag österlich erhellt.

Es war getötet Jesus Christ, und sieh, er lebet wieder.
Weil nun das Haupt erstanden ist, stehn wir auch auf, die Glieder.
So jemand Christi Worten glaubt,
im Tod und Grabe der nicht bleibt;
er lebt, ob er gleich stirbet.

Georg Weissel

Quasimodogeniti

Vom ungläubigen Thomas - Joh. 20, 19-29

Der Glanz und die Freude der Osterzeit reichen seit alter Zeit in der Kirche bis zum Himmelfahrtsfest, dauert also noch länger als die Weihnachtszeit. Damit wird der hohe Wert unterstrichen, den die Christenheit von Anfang an der Auferstehung Jesu beigemessen hat. Der Eintritt Jesu in das ewige Leben ist der eigentliche Grund unsrer Christenfreude. Deshalb sollten wir die Ostertexte mit besonderer Liebe und Aufmerksamkeit betrachten.

Unser Bibeltext führt uns zu jenem ersten Tag der Woche, dem allerersten Sonntag sozusagen, an dem Christus sich als der Lebendige erwies. Wie erwies er seine Lebendigkeit? Indem er seinen Jüngern erschienen ist.

Stellen wir es uns einen Moment vor: 10 Jünger sitzen in einem gut gesicherten Raum hinter verriegelten Türen. Die Angst vor Verfolgung, Gefängnis, Folter und womöglichem Tod sitzt ihnen im Nacken. Karfreitag war für sie erst vor drei Tagen. Ihre Herzen sind erfüllt mit Trauer und tiefer Niedergeschlagenheit. Und dann passiert das, wovon sie später immer wieder erzählen mußten. Jesus erscheint vor ihren Augen ganz real und wahrhaftig, nicht als ein Gespenst, nicht als eine Halluzination, sondern als ein Mensch von normaler Gestalt, als ein Körper, den man betasten kann, für den Verstand unfaßbar.

Wie hat diese Erscheinung die düstere Stimmung, die vorher herrschte, plötzlich verwandelt. Aus Trauer wurde unbändige Freude, aus Niedergeschlagenheit neuer Lebensmut. Plötzlich gab es wieder eine Perspektive. Man durfte wieder anknüpfen an dem, was vor dem Karfreitag lag. Und der Herr überbrückte mit seiner Gegenwart sogar das schmachliche Versagen seiner Jünger. **Friede sei mit euch!** sagt er ihnen und spricht ihnen damit die göttliche Vergebung zu. **Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch!** Das ist wie eine zweite Berufungsgeschichte. Nun kann alles wieder ganz neu beginnen und noch viel besser als vorher, denn der Erniedrigte ist nun der von Gott Erhöhte geworden.

Unser Text berichtet: **Thomas aber, der Zwilling genannt wird, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam.** Und wir waren auch nicht dabei. Wie kann man an die Auferstehung Jesu glauben, wenn man ihn selbst nicht als den Lebendigen gesehen hat? Das ist eine Frage, die von dem ungläubigen Thomas bis in unsre Zeit reicht. Die anderen Jünger versicherten zwar dem Thomas: **Wir haben den Herrn gesehen!** Und Thomas hätte glauben können, weil seine Freunde glaubwürdige Männer waren. Aber er tat es nicht. Er wollte selber sehen. Und ich denke, wir sollten ihn hier verstehen und nicht vorschnell über ihn zu Gericht sitzen.

Ihm geht es sicherlich nicht nur um einen Beweis für seinen Glauben. Immerhin war er ja einer von denen, die Jesus sozusagen als Ersatz für die zwölf Stämme Israels ausgewählt hatte, einer der Zwölf. Den anderen war der Herr erschienen, ihm nicht. Ob nicht hier auch ein bißchen verletzter Stolz hineinspielt? Wie auch immer es ge-

nau gewesen war, Thomas ist für alle nachfolgenden Christen zum Urbild des Zweiflers geworden. **Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben.**

Erst sehen und dann glauben. Der Zweifler will, daß es in dieser Reihenfolge abläuft. Er will sich nicht auf das womöglich unzuverlässige Zeugnis anderer Leute einlassen. Er will selber prüfen. Die Sache muß sozusagen vor dem Forum seiner richtenden und urteilenden Vernunft verhandelt werden. Und erst, wenn alle Zweifel ausgeräumt sind, will er sich einverstanden erklären.

Der Glaube wäre nicht mehr schwer, wenn es nach diesem Schema ginge. Er wäre kein vertrauensvolles Sich-Überlassen mehr. Ja, er wäre überhaupt kein Glaube mehr, er wäre zu einem Wissen geworden. Und dadurch hätte er etwas Zwingendes bekommen. Dem Menschen bliebe keine andere Wahl mehr. Er müßte sich der bewiesenen Wahrheit beugen und sei es mit knirschenden Zähnen.

So stellt sich Thomas den Glauben vor, und viele Menschen von heute denken ganz ähnlich wie er. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Nur begreifen Thomas und viele Menschen von heute nicht, daß eine Beziehung zu Gott nicht unter Zwang zustande kommen darf. Eine echte Beziehung zu Gott bedarf der Freiwilligkeit, bedarf des vertrauensvollen Wagnisses des Herzens. Echter Glaube soll es sein, ein Glaube, der die Krücken des Beweises nicht nötig hat.

Nun geht die Geschichte vom ungläubigen Thomas ja noch weiter. Acht Tage nach Ostern sind die Jünger wieder hinter verschlossenen Türen versammelt. Vorsicht ist noch immer geboten, die Häscher könnten unterwegs sein, um die Anhänger Jesu gefangenzunehmen. Diesmal ist Thomas mit den anderen zusammen. Und urplötzlich wie beim ersten Mal erscheint Jesus. Die verriegelten Türen können ihn merkwürdigerweise nicht aufhalten. So wie er souverän durch die Pforte des Todes gegangen ist und dabei den Tod überwand, so geht er hier souverän durch steinerne Mauern und verschlossene Türen.

Friede sei mit euch! sagt der Auferstandene. Und dieser Gruß gilt nun besonders auch dem Thomas, dem, der an der Lebendigkeit seines Herrn zweifelte und damit die Glaubwürdigkeit seiner Freunde und wohl auch die Allmacht Gottes in Frage stellte. **Friede sei mit dir, ungläubiger Thomas!** Auch dir soll die Freundlichkeit, die Nähe, die Vergebung deines Herrn begegnen. Indem Jesus um des Zweiflers willen noch einmal erscheint, bekommen die Jünger Jesu bis zum heutigen Tage ein weiteres Zeichen seiner großen Liebe, seiner verzeihenden Geduld.

Der Bibeltext berichtet nun nicht, wie Thomas seine Hände in die Wundmale Jesu gelegt hat. So haben es die Künstler immer wieder dargestellt: Thomas mit seinen Fingern in der Seitenwunde seines Herrn. Das steht aber nicht im Text. Wohl fordert Jesus den Thomas auf: **Lege deine Hand in meine Seite!** Aber eindrucksvoll ist doch dies, daß der Zweifler dieser Aufforderung nicht nachkommt, sondern gleich zur Anbetung seines auferstandenen Herrn übergeht. **Mein Herr und mein Gott!** stam-

melt er. Und in diesen Worten liegt das ganze Eingeständnis seines Versagens, liegt gleichzeitig auch seine ganze Liebe und Verehrung. Es war wohl nicht so sehr der Beweis der körperlichen Erscheinung Jesu, durch den Thomas zu einem gläubigen Jünger wurde, es war die Erfahrung der vergebenden Gegenwart seines Herrn. Die Liebe Christi überwindet das Herz des Zweiflers und nichts anderes. Das war damals so, und das ist auch noch heute so.

Unser Bibeltext schließt ab mit dem bekannten Wort Jesu: **Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!** Damit unterstreicht Jesus, daß die Erscheinungen von Ostern sich in der Zukunft nicht beliebig fortsetzen werden, und er bestätigt, daß der Glaube an ihn, den Auferstandenen, ohne das Beweismittel der Sichtbarkeit zustande kommen muß. Das, was dem Thomas damals widerfuhr, behält damit den Charakter der Einmaligkeit. Alle späteren Zweifler und Grübler, alle, die mit Ostern nicht klar kommen, müssen es sich zu Herzen nehmen: **Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!** Sie werden verwiesen auf das Zeugnis der damaligen Augenzeugen, auf das Zeugnis der Apostel. Christlicher Glaube wird sich somit fortpflanzen dadurch, daß einer dem anderen seinen Glauben glaubt. Es ist der Glaube der jeweils vorhergehenden Generationen, der unseren Glauben ermöglicht hat.

Glaube kann nur so weitervermittelt werden, daß er ansteckend und überzeugend wirkt. Und wo immer ein Zweifler oder ein kleingläubiger Mensch sein mag, der die Auferstehungswirklichkeit Jesu nicht fassen kann, der soll zu solchen Menschen gehen und sich mit solchen Menschen besprechen, die von der lebendigen Kraft des Sohnes Gottes innerlich ganz durchdrungen sind.

Nicht sehen und doch glauben! Das soll allerdings nicht zu einer Kreuzigung der Verstandeskkräfte führen, soll uns nicht reif machen für Wunderglaube und Aberglaube jeder Art. Was geglaubt werden soll, ist nach Ostern ja nichts anderes, als was vor Ostern auch schon galt, daß wir nämlich einen lebendigen Gott und Herrn haben, der uns seine Liebe, Geduld und Barmherzigkeit entgegenbringt. Jesu Auferstehung ist besonders ein Zeichen dafür, daß diese Liebe unbesiegbar ist, daß sie sich trotz Tod und Sünde in dieser Welt durchsetzt und jedem von uns die Chance geben will, ebenfalls sieghaft zu sein. Und mit der Auferstehung haben wir einen Herrn in der Herrlichkeit Gottes, der Zugang hat zum Vater und der uns vertritt und der uns durch alle Höhen und Tiefen des Lebens als der gute Hirte begleitet und uns ebenfalls in das ewige Licht Gottes führen will.

Jesus lebt! Ich bin gewiß, nichts soll mich von Jesus scheiden,
keine Macht der Finsternis, keine Herrlichkeit, kein Leiden.

Seine Treue wanket nicht; dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt! Nun ist der Tod mir der Eingang in das Leben.

Welchen Trost in Todesnot wird er meiner Seele geben,

wenn sie gläubig zu ihm spricht:

„Herr, Herr, meine Zuversicht!“

Christian Fürchtegott Gellert

Misericordias Domini

Jesus, der gute Hirte - Joh. 10, 11-16.27-30

Als guten Hirten zeigt uns dieser zweite Sonntag nach Ostern den auferstandenen Christus. Seit unseren Kindheitstagen haben wir den guten Hirten in unserer Vorstellungswelt. Da sangen wir einst im Kindergottesdienst: „Weil ich Jesu Schäflein bin“. Da begegneten uns immer wieder einmal Bilder vom guten Hirten, der sein verlorenes Schäflein auf seinen Schultern heimwärts trägt. Das Hirtenbild, das auf Jesus weist, ist uns so vertraut, daß wir es kaum noch mit der Wirklichkeit eines israelitischen Kleinviehzüchters zusammenbekommen.

Und wir wollen auch gar nicht erst ausführlich in das Alltagsleben eines Kleinviehnomaden einsteigen. Gehen wir vielmehr gleich zu Anfang davon aus, daß sich im alten Orient die Könige Israels als Hirten bezeichnet haben und daß die Hirtenfunktion des Herrschers darin bestand, sein Volk gerecht zu regieren, aller Zerstreuung zu wehren und sich fürsorglich für die Schwachen einzusetzen. In diesem Sinne wird schon in Psalm 23 Gott selbst als der Regent und Führer des einzelnen Gläubigen angesehen:

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.

Und nun hören wir von Jesus dieses wunderbare Wort: **Ich bin der gute Hirte.** Damit bekennt sich unser Herr eindeutig als der wahre Heilskönig, er bekennt sich als der Messias, der seine Gläubigen – wie Gott selbst – auf gute Weide führt. Er sucht die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel. Er ruft seine Glaubensgemeinde in der ganzen Welt zusammen. Indem er auf sich weist: **Der gute Hirte, das bin ich!** bezeugt er uns seine Einmaligkeit, bezeugt er uns, daß er der von Gott gesandte Erlöser dieser Welt ist. Er war dies nicht nur als der einstige Wanderprediger aus Nazareth, er ist es durch die vergangenen Jahrhunderte bis heute als der auferstandene und erhöhte Christus, dem Gott alle Macht gegeben hat im Himmel und auf Erden.

Drei wesentliche Aussagen möchte ich aus unserm Bibeltext betonen. Als erstes dies: Jesus sagt: **Ich, der gute Hirte, kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich.** Es ist uns bekannt, daß Schafe folgsame Tiere sind. Sie kennen die Stimme ihres Hirten und folgen ihm instinktsicher. Unsere Gegenwart ist davon gekennzeichnet, daß die Menschen gerade keine folgsamen Schafe sein wollen. Sie mögen es nicht, von irgendwem geführt zu werden. Sie sind emanzipiert. Sie mögen es auch nicht, daß irgendwer zuviel von ihnen weiß. Sie haben Angst vor dem Mißbrauch ihrer Daten. Sie lassen sich womöglich auf dem Einwohnermeldeamt eine Auskunftssperre für ihre Daten eintragen.

Besonders nachdem sich die Grenze zum Osten hin geöffnet hat und offenbar geworden ist, mit welchen Methoden und mit welcher Infamie die Staatssicherheit der DDR die Geheimnisse ihrer Mitbürger ausspioniert hat, besteht bei vielen Menschen in unserem Lande die Sorge vor den zu umfangreichen Computerkenntnissen des Staates. Kaum auszuhalten die Vorstellung, alle Bürger dieser Welt würden durch eine Art

Weltcomputer aufgelistet und erfaßt und damit verfügbar gemacht, und ein genialer Weltdiktator würde die Menschheitsherde mit diesem höheren Wissen führen!

Wenn Jesus als der von Gott bestimmte Weltheiland sagt: **Ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich**, dann geht es hier nicht um das unheimliche Wissen eines herzlosen Weltcomputers. In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu wissen, daß in der Bibel das Wort „Kennen“ oder „Erkennen“ gleichbedeutend ist mit dem Wort „Lieben“. Aus dem Hohenlied der Liebe in 1.Korinther 13 stammt das Wort: **Dann werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.**

Jesus Christus kennt seine Leute mit einem Wissen, das von einer ganz großen Liebe bestimmt ist. Das heißt, der Auferstandene ist in einer herzlichen Fürsorge für jeden von uns da. Jeder ist ihm wichtig, wo immer er in dieser Welt zu Hause ist. Niemanden von seinen Gläubigen wird er übersehen. Die Liebe zwischen ihm und uns geht an die Wurzeln der Seele. Jesus sagt: Sie darf so eng sein, **wie mich mein Vater kennt und ich kenne den Vater.**

Gehen wir weiter zur nächsten wesentlichen Aussage unseres Bibeltextes: **Christus, der gute Hirte, kämpft für die Seinen.** Verständlich wird dieses Bild nur, wenn wir an den alten Orient denken. Da gab es noch wilde Tiere, Wölfe, Bären und sogar Löwen. Ein Hirte zur Zeit des Königs David mußte noch auf alles gefaßt sein. Jesus setzt diese einstigen Verhältnisse voraus, wenn er von sich sagt: **Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe.**

Wir wissen, welches Schicksal Jesus auf sich genommen hat. Er starb am Kreuz für uns. Er brachte sein Leben dar in einem Kampf unvorstellbaren Ausmaßes. Er spricht hier von dem Wolf, der die Herde zerstreut und die Schwächsten aus der Hand des guten Hirten zu reißen versucht. Hinter diesem Bild verbirgt sich das für uns nicht faßbare Urböse in dieser Welt. Die Bibel spricht vom Teufel. Und es ist bezeichnend, daß sich das Wort Teufel von dem griechischen Wort Diabolos ableitet, welches soviel bedeutet wie der „Zerstreuer“ oder der „Durcheinanderwerfer“.

Da stehen sich also im Kampf um jede Menschenseele zwei überweltliche Mächte gegenüber. Die eine sammelt, führt auf gute Weide, bewahrt und bringt ans Ziel, die andere zerstreut, führt in die Irre, zerstört und bringt ins Verderben. Wir stehen immer zwischen Christus und seinem Widersacher. Wenn es diesen Widersacher nicht gäbe, hätte Jesus sein Leben nicht für uns lassen müssen.

Daß Jesus für uns gestorben ist, beweist, wie gefährdet wir sind, solange wir unser Leben zubringen. Es beweist ebenso sehr, wieviel dem guten Hirten an jedem von uns gelegen ist. Er will auf keinen von uns verzichten, da wir ja doch sein Eigentum sind. Ja, er versichert uns: **Niemand wird sie aus meiner Hand reißen.** Ist das nicht eine wunderbare Zusage? Wieoft sind wir gefährdet durch das, was uns umtreibt, un gute Gedanken und Gefühle. Wieoft werden wir in unserem Glauben unsicher und fragen uns womöglich, ob sich das Christsein überhaupt lohnt. Wieoft sind wir eigenwillig und handeln lieblos. Und doch bleibt es wahr: **Niemand wird sie aus meiner Hand reißen.** Trauen wir doch dem guten Hirten zu, daß er dieses Versprechen wahrmacht.

Zuletzt die dritte wesentliche Aussage unseres Bibeltextes: **Christus, der gute Hirte, führt die Seinen ins ewige Leben.** Diese Aussage kommt uns wahrscheinlich so bekannt vor wie das Amen in der Kirche. Ich möchte hier einmal betonen, diese Führung an das Ziel ist nicht eine Privatangelegenheit jedes einzelnen Christen. Wo es Schafe gibt, da existiert auch ein Schafstall. Das heißt, Christen sollen wissen, daß sie von ihrem Herrn als eine Gemeinde oder als eine Gemeinschaft betrachtet werden. Da wird im Text sogar erwähnt, daß da **noch andere Schafe sind, die nicht aus diesem Stall stammen.** Was bedeutet diese Redewendung anderes, als daß Jesus hier auch schon die im Blick hat, die einmal durch die Heidenmission außerhalb von Israel zur großen Schar der Gläubigen hinzugerufen werden, eine unvorstellbar große Zahl. Das ist in der Tat das letzte Ziel des guten Hirten: die Weltgemeinschaft aller derer, die auf seine Stimme hören. Sie alle will er durch die Höhen und Tiefen des Lebens führen und sie schützen und bewahren vor allen Nachstellungen des Versuchers. Und schließlich möchte er sie alle zu jener letzten und schönsten grünen Aue bringen, auf der es für immer und ewig Friede, Freude, Barmherzigkeit und Liebe geben wird und Gott sein wird der Vater aller.

Es ist so erschütternd, daß die Menschen unserer Tage dieses große Angebot nicht mehr recht erkennen und akzeptieren wollen. Der „Fürst dieser Welt“ hat es offenbar bei vielen modernen Zeitgenossen geschafft, das zeitliche Leben wichtiger erscheinen zu lassen als das Leben bei und mit Gott. Der Blick wird dadurch eingeengt nur auf die Betrachtung des Sichtbaren, des Leiblichen und Materiellen. Und was dabei herauskommt, das ist letzten Endes Hoffnungslosigkeit, wenn es mit dem irdischen Dasein zu Ende geht.

Wie sehr darf sich dagegen ein Christ freuen, der das ewige Leben als sein höchstes Ziel betrachtet! Da erst, am Ziel, wird Gottes Schöpfung zur Vollendung kommen. Da erst werden die Freude und die Liebe ungetrübt sein. Der auferstandene gute Hirte ist uns zu diesem Ziel hin vorausgegangen. Aus seiner gottgeschenkten Macht will er die Seinen zu sich ziehen und in seine Herrlichkeit bringen. Der Himmel, der auf uns Christen wartet, ist kein Wolkenkuckucksheim für unverbesserliche Träumer, sondern die ewige Heimat der durch Christus vollendeten Gläubigen aus allen Jahrhunderten und Ländern dieser Welt. Es wird sich lohnen, alle Kräfte für dieses Ziel einzusetzen und der Stimme des guten Hirten zu folgen.

Im Himmel und auf Erden ist alle Macht nun dein,
bis alle Völker werden zu deinen Füßen sein,
bis die von Süd und Norden, bis die von Ost und West
sind deine Gäste worden bei deinem Hochzeitsfest.

Christian G. Barth

Jubilate

Der wahre Weinstock - Joh. 15, 1-8

In unserem Bibeltext geht es zunächst um die Bedeutung der Person Jesu. **Ich bin der wahre Weinstock**, sagt er eindrücklich und bildhaft. Dieses Ich-bin-Wort ist eines von insgesamt sieben im Johannesevangelium. In diesen Worten leuchtet seine österliche Größe und Autorität auf. Der vierte Evangelist zeigt uns von Anfang an den verherrlichten Christus, den auferstandenen Sohn Gottes, selbst wenn er ihn in seinen irdischen Tagen vor der Auferstehung beschreibt. Und damit soll der Leser des Evangeliums gewiß werden, daß er es bei Jesus nicht nur mit einer eindrucksvollen Persönlichkeit, sondern mit Gott selbst zu tun hat.

Auf die Frage, wer ist Jesus, antworten in unserer Zeit viele: Jesus ist einer der großen religiösen Lehrer der Menschheit. Er hat die wesentlichen sittlichen Werte mit besonderer Klarheit zum Ausdruck gebracht. Und um das zu unterstreichen, weist man darauf hin, daß er seine Lehre vorbildhaft vorgelebt habe. Manche steigern diese Vorstellung und sehen in Jesus gar ein Urbild der religiösen Wahrheit oder das eindrucksvollste religiöse Genie.

Man muß hier kritisch einwenden, in dieser Deutung bleibt Jesus ganz und gar dem immanenten, rein irdischen Bereich zugeordnet. Er ist hier zwar ein bedeutender Mensch, aber seine Wahrheitserkenntnis entstammt lediglich seinem großartigen Verstand. Insofern ist seine Autorität eine rein menschliche, aber nicht eine göttliche. Die Evangelien aber wollen uns von Anfang an auf die Göttlichkeit des Menschen Jesus aufmerksam machen. Wenn Jesus sagt: **Ich bin der wahre Weinstock**, sollen wir es heraushören, hier spricht einer mit göttlicher Autorität, einer, der an anderer Stelle sagen kann: **Ich und der Vater sind eins**.

Von daher bekommt der ganze Bibelabschnitt ein ganz anderes Gewicht. Hören wir noch einmal genau hin. Jesus sagt zu seinen Jüngern, also auch zu uns: **Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun**.

Ganz entscheidend geht es unter der Voraussetzung, daß wir mit dem von Gott gesandten Herrn verbunden sind, darum, daß wir **viel Frucht** bringen sollen. Die Frucht ist sozusagen das Endprodukt, um dessentwillen der ganze Aufwand des Wirkens Jesu getrieben wird.

Schauen wir auf einen ganz normalen Weingutbesitzer von heute. Er hegt und pflegt seine Weinberge genau zu dem Zweck, daß das Ergebnis seiner Arbeit ein guter Tropfen wird. Er möchte am Ende jedes Jahres seinen Kunden einen schmackhaften Wein anbieten können, durch den sie in eine fröhliche Stimmung kommen. Das Gleichnis vom Weinstock will damit sagen, letztlich weist die Frucht, die ein Christ bringt, hin auf Freude bei Gott. Ein schöner Gedanke, wir dürfen Frucht bringen für die Ewigkeit, zur Freude Gottes. So geläufig diese fromme Redensart ist, jetzt muß genauer darüber gesprochen werden, worin die Frucht eines Christseins besteht. Zuerst wird

uns das schöne Wort Liebe einfallen. In diesem christlich verstandenen Wort ist tatsächlich alles zusammengefaßt, was uns an Tugenden aufgegeben ist. Und damit scheidet als Frucht des Lebens all das aus, was der Durchschnittsmensch für das Wesentlichste hält. Bei Gott geht es nicht um Erfolg und Ansehen, nicht um Reichtum und Ehre, nicht um Fleiß, Ordnung und Sauberkeit. Das alles sind Werte, die der Vergänglichkeit zugerechnet werden müssen. Bei Gott geht es um die Qualität des Herzens, die sich in einer Liebe ausdrückt, die mit dem Mitmenschen fühlt und ihm hilfreich zur Seite ist.

Die Bibel kennt darüber hinaus eine ganze Palette von Tugenden: **Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Sanftmut, Keuschheit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit**. Diese Tugendpalette bekommt ihre Farbkraft und Schönheit von Gott selbst. Er ist es, der – bildlich gesprochen – diese Rebsorten in uns angelegt hat, und er tut einiges, damit er am Ende seine Frucht schmecken kann.

Viele Christen und auch Nichtchristen halten ein in dieser Weise fruchtbares Christsein für eine totale Überforderung. Wird aus aller frommen Anstrengung nicht schließlich und endlich ein furchtbarer Krampf? Man muß sich wirklich fragen, wie kann ich das leisten, wie kann ich in einer solch intensiven Weise immer gut sein und Gutes tun?

Hier müssen wir die Hauptbotschaft unseres Bibeltextes ganz ernst nehmen. Jesus sagt: **Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht**. Saft und Kraft zum christlichen Leben hast du nicht aus dir selbst, du mußt sie dir von Jesus schenken lassen. Entscheidend ist eine intensive Bindung an ihn oder Verbundenheit mit ihm. Und die drückt sich vor allem aus in einem regen Gebetskontakt. Jawohl, unser Text legt uns nahe, im Gebet mit dem auferstandenen und verherrlichten Jesus täglich Verbindung zu haben. Herr, zeige mir den Weg den ich gehen soll. Gib mir die Kraft, deinen Willen zu verwirklichen. Schenke mir deinen Geist.

Wo ein Mensch mit solchen und ähnlichen Gebetsworten sich Christus anvertraut, da passiert genau das, was das Bild vom Weinstock und den Reben ausdrücken will. Da wird einer zum Jünger Jesu und von seinem Herrn getragen und geleitet. Er wird beschenkt mit Kräften aus der Ewigkeit. Er kann gut sein, weil Christus ihn gut sein läßt. Hier zeigt sich, daß wir in Jesus nicht nur einen weisen Lehrer vor uns haben, dessen Wahrheit wir unabhängig von ihm als ewig gültige Wahrheit anerkennen und verwirklichen können. Nein, wir sind nicht unabhängig von Christus. Wir hängen in einem starken Vertrauen an ihm wie eine Rebe am lebendigen Weinstock hängt. Der Saft- und Kraftstrom unseres Herrn fließt aus der Ewigkeit uns zu und bewirkt die Früchte des Geistes, die Gott an uns sehen möchte.

Der Apostel Paulus hat die enge Verbindung zwischen Christus und seinen Gläubigen in zweierlei Weise beschrieben. Einmal betont er, daß **Christus in uns** ist. Ein anderes Mal versichert er uns, daß **wir in Christus** sind. Das heißt, Christus ist immer dabei. Alles Gutsein kommt aus seiner Kraft. Von daher wird es verständlich, wenn Jesus sagt: **Ohne mich könnt ihr nichts tun**.

Trotz der engen und unzertrennbaren Gemeinschaft mit dem Herrn kann es allerdings passieren, daß eine Rebe sich vom Weinstock trennt. Als Christen schwimmen wir in einem Meer von Menschen, die die Überzeugung haben: Ohne Jesus Christus können wir durchaus eine ganze Menge tun. Tatsächlich, wir sehen es täglich, es leben auf dieser Welt unzählige Menschen, die keine Christen sind oder die trotz ihres Getauftseins keine Verbindung zu Christus haben. Und dennoch scheint es, als gelinge ihnen das Leben. Sie machen keineswegs einen unglücklichen Eindruck. Man kann sogar beobachten, daß auch sie immer wieder gute Herzensregungen haben und sich um das Gutsein bemühen. Und wie es am Anfang der Bibel die teuflische Versuchung gab: **Sollte Gott gesagt haben?** so gibt es in unserer Zeit die versucherische Stimme: Sollte Christus wirklich gesagt haben, **ohne mich könnt ihr nichts tun?**

Manch ein getaufter Christ neigt in unserer Zeit dazu, den Absolutheitsanspruch des Christentums aufzugeben. Die Verpflichtung zur Toleranz anderen Religionen gegenüber scheint größer zu sein als die persönliche Überzeugung, daß Jesus der einzige autorisierte Sohn Gottes ist, **der wahre Weinstock, der Weg, die Wahrheit und das Leben.** Dennoch enthält unser Bibeltext unumstößlich diese Aussage: **Ohne mich könnt ihr nichts tun. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht.**

Ich sprach zuvor vom engen Gebetskontakt. Der Bibeltext enthält noch einen weiteren Hinweis auf die enge Bindung an Christus. Da heißt es: **Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren.** Meine Worte, das sind die Worte Jesu, die wir aus den Evangelien kennen. Die sollen uns nicht nur im Gedächtnis sein, sie sollen in unserem Herzen verwurzelt sein und uns von innen heraus bestimmen. Ich denke hier an das Doppelgebot der Liebe: **Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst.** Und ich denke an das schönste Wort der Bibel: **So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.** Alle Worte unseres Herrn führen uns in beide Richtungen, daß wir von Gott geliebt sind und daß wir ihn und unsere Mitmenschen dementsprechend lieben sollen. Das sind nicht bloß moralische oder ethische Anweisungen, nein, hier geht es um Transzendenz, um das Hineinstrahlen des Göttlichen in unser Herz. Und das setzt uns in Bewegung, das schafft eine Beziehung, die hier im Irdischen ihren Anfang nimmt und ins Ewige hineinreicht.

Bei dir, Jesu, will ich bleiben,
stets in deinem Dienste stehn;
nichts soll mich von dir vertreiben,
will auf deinen Wegen gehn.
Du bist meines Lebens Leben,
meiner Seele Trieb und Kraft,
wie der Weinstock seinen Reben
zuströmt Kraft und Lebenssaft.

Philipp Spitta

Kantate

Jesus und die Kinder - Matth. 21, 14-17

Bei der Begrüßungszeremonie hoher Staatsgäste sieht man bisweilen auch kleine Kinder, die artig einen Blumenstrauß überreichen. In den Diktaturen unserer Zeit, bei Hitler oder Stalin, war dieses Zeremoniell mit den Kindern besonders beliebt. Da wurden dann auch ganze Schulklassen abgeordnet, die Fähnchen schwingend dem fremden Staatsmann zujubeln mußten. Natürlich durfte die Kamera bei solchen Gelegenheiten nicht übersehen, wie der große Staatsgast dem Begrüßungskind zärtlich über die Wangen strich und ihm vielleicht auch einen Kuß auf die Stirn drückte. Wer so liebevoll mit Kindern umgeht, so scheint es, der kann ja doch wohl kein böser Mensch sein, auch wenn er über sehr viel Macht verfügt.

In der kurzen Geschichte unseres Bibeltextes wird auch von jubelnden Kindern berichtet. Sie jubeln nicht auf Bestellung. Die Erwachsenen haben sie nicht zum Jubeln abgeordnet. Hier geschieht vielmehr alles ganz spontan und ungezwungen. Die Kinder haben es sich selber ausgedacht, dem fremden Mann aus Nazareth zuzujubeln. Sie halten ihn ganz offensichtlich für den verheißenen Messias, denn sie bejubeln ihn mit Worten, die eigentlich dem Messias zgedacht waren: **Hosianna dem Sohn Davids!** schreien sie. Peinlich für die Gegner Jesu ist nicht nur dies, daß es Kinder von Jerusalem sind, die Jesus so begeistert begrüßen, nein, extra peinlich ist dies, daß der Kinderjubilium mitten auf dem Tempelplatz, also im Zentralheiligtum der Juden, zu hören ist.

Die verantwortlichen Tempelleute ärgern sich darüber, sie entrüsten sich. Sie fordern Jesus auf, diesem Kindertreiben ein Ende zu bereiten. Aber der Mann aus Nazareth läßt die Kinder gewähren. Offenbar sind hier die Kinder schon viel weiter als die Erwachsenen. Sie nehmen den Jubel und die Anbetung vorweg, den die Weltchristenheit bis heute dem Sohn Gottes gesungen hat.

Ich möchte diese Geschichte unseres Bibeltextes einmal zum Anlaß nehmen, über die merkwürdige Tatsache zu sprechen, daß Kinder oft eine besondere Nähe zu Gott haben. Wenn ich mich an meine eigene Kindheit erinnere, dann fallen mir eindrucksvolle Augenblicke ein, in denen ich zu Gott mit überströmenden Gefühlen der Liebe gebetet habe. Die Gestalt Jesu hat mich schon früh angesprochen, seine Liebe zu den Menschen, zu den Armen, zu den Kranken und auch zu den Kindern. Die Illustrationen der Bilderbibel von Schnorr von Carolsfeld hatten es mir angetan. Ich sang gern die Lieder der Kirche, die eine schöne, zu Herzen gehende Melodie hatten. Und ich habe mit Gott im Gebet schon früh über alle meine kleinen Kinderprobleme gesprochen.

Aus manchen Biographien bekannter Christen weiß ich, daß auch bei ihnen die Liebe zu Jesus sehr früh begonnen hat und daß auch die Hoffnung auf das ewige Leben für ihr Kinderherz keinesfalls zu schwer gewesen ist. In der Biographie Dietrich Bonhoeffers etwa kann man lesen, wie die Nachrichten des ersten Weltkrieges auf das zarte Kindergemüt wirkten. Ich zitiere: „Wir hörten vom Tod der großen Vettern und der

Väter der Klassenkameraden. So lagen wir abends nach dem Beten und Singen lange noch wach und versuchten, uns das Totsein und das ewige Leben vorzustellen. Wir bemühten uns, der Ewigkeit jeden Abend etwas näher zu kommen, indem wir uns vornahmen, nur an das Wort Ewigkeit zu denken und keinen anderen Gedanken einzulassen.“

Was ist es eigentlich, das einem Kind die Nähe zu Gott und zu den Geschichten der Bibel möglich macht? Ich glaube, Kinder haben noch eine ziemlich ungebrochene Vorstellungskraft. Es macht ihnen nicht viel aus, daß Gott unsichtbar ist, sie stellen sich ihn einfach vor. Es macht ihnen auch nicht viel aus, daß eine Geschichte nur erzählt wird, in ihrer kindlichen Phantasie erleben sie das Erzählte ganz plastisch. Und berührt sich solche Kraft zur Imagination nicht sehr stark mit dem Glauben, der nicht schaut, und doch das Geglaubte für ganz wirklich hält? Und außerdem haben Kinder ein tolles Gespür für alles, was zu Herzen geht, für alle Liebe und Freundlichkeit, für alle Güte und Gutmütigkeit. Kein Wunder, daß sich ihr Herz aufschließt, wenn ihnen die Liebe Gottes oder die Liebe Jesu in einer überzeugenden Weise vermittelt wird.

Neugierig, wie Kinder nun einmal sind, werden sie damals eben auch dabei gewesen sein, als Jesus in Jerusalem auftrat. Er verstand es, vollmächtig zu predigen und zu wirken, anders als die jüdischen Rabbis und Schriftgelehrten. Er konnte sogar Kranke heilen. Wer weiß, vielleicht haben das einige Kinder von Jerusalem ja auch miterlebt, wie da unter dem Zuspruch Jesu sich ein Gelähmter von seinem Lager erhob oder ein Blinder wieder sehen konnte. So haben es die Kinder sich umso eher vorstellen können, daß dieser Jesus der versprochene Heilskönig ist und haben ihm mit einem Herzen voller Begeisterung und Erwartung zugejubelt.

Jesus hat die Kinder besonders geliebt. Er hat sie den Erwachsenen eines Tages geradezu als Vorbild vor Augen gestellt und gesagt: **Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Reich Gottes kommen.**

Fragen wir jetzt: Was macht es denn uns Erwachsenen oft so schwer, die Dinge des Glaubens anzunehmen und sich auf Gott und seinen Sohn Jesus Christus einzulassen? Ich vermute, daß uns Erwachsenen oft das fehlt, was den Kindern in so reichem Maße gegeben ist: die Kraft der Vorstellung, die Fähigkeit der Imagination. Das bedeutet, ein Wort hören, und sofort stellt sich ein Bild ein. Und dieses Bild gewinnt eine Lebendigkeit, die sich von der Lebendigkeit der Wirklichkeit kaum unterscheidet. Zum anderen können wir Erwachsenen oft nicht mehr unmittelbar mit dem Herzen fühlen. Uns steht sooft unser kritisch-prüfender Verstand im Wege.

Gewiß, als Erwachsener hat man inzwischen viele Erfahrungen gemacht, die einen enttäuscht haben. Man hat die Härten des Lebens erfahren, auch die Bosheit und Unvollkommenheit der Welt. Man weiß um die Abgründe des Menschenherzens, man weiß von der Sünde, der Lüge, der Schlechtigkeit jedes Einzelnen. Über all dem ist man hart und bitter geworden. Man kann nicht mehr an das Gute glauben. Man hat es schwer mit der Vorstellung, daß Gott die vollkommene Liebe ist und Jesus die Kraft zur Erlösung von allem Bösen besitzt. So nagt der Zweifel an allem und jedem. Die ungebrochene Herzlichkeit der Kindheit ist dahin. Stattdessen überwiegen Skepsis

und Resignation und eine große Portion Melancholie. Das Herz will sich nicht mehr freuen, der Mund will nicht mehr recht singen.

Eins dürfte klar sein: Einfach wieder ins Kindesalter zurückkehren, das ist uns Erwachsenen verwehrt. Aber Jesus hat uns auch nicht dazu aufgefordert, wieder Kinder zu werden. Er hat vielmehr gesagt: **Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder.** Offenbar geht das schon eher, ein Erwachsener sein und bleiben und trotzdem werden wie ein Kind. Ich glaube, wir alle brauchen so eine Art zweiter Naivität, eine Naivität, die die Erfahrungen des Erwachsenen keineswegs leugnet oder verdrängt, sondern die gerade um dieser Erfahrungen willen sich zurückzutasten versucht zu dem unmittelbaren Empfinden, zu dem ganz echten Fühlen, zu dem ganz schlichten Glauben eines Kindes.

Dazu gehört wohl, daß man die kritische Vernunft nicht überbewertet. Dazu gehört auch, daß man den Vorrang des Herzens gegenüber der logisch denkenden Vernunft erfaßt hat. Dazu gehört schließlich, daß man sich der Sehnsucht nach Liebe nicht schämt, die eine Ursehnsucht jedes Menschenherzens ist.

Wer sich eine solch reife Form der Naivität zu eigen macht, der ist nicht mehr ferne vom Reich Gottes, für den fangen die Geschichten der Bibel wieder an zu leuchten, für den bekommt das Reich Gottes, das Jesus uns verheißt, wieder Farbe, für den tut sich ganz einfach der Himmel auf, und er kann trotz seines klugen Verstandes Gott ganz nahe sein. Und dann ist es auch leichter, zu diesem Gott zu beten, ihm für alles zu danken, ihn zu loben und zu preisen und vielleicht auch ihm zu singen.

Der Sonntag Kantate fordert uns auf zu fröhlichem Singen. Schauen wir mit kindlicher Vorstellungskraft auf das wunderbare Handeln Gottes in dieser Welt. Sehen wir jetzt in der schönen Frühlingszeit staunend die Schönheit der Schöpfung Gottes. Riechen wir mit Entzücken den Duft der aufspringenden Blüten von Blumen und Sträuchern. Und lenken wir unseren Blick auf die phantastische Gestalt der Tiere und Menschen. Alles hat seine Schönheit, alles hat seinen tiefen Sinn, in allem steckt göttliche Ordnung und Schöpferkraft. Und schließlich sollte uns das Erlösungswerk Jesu begeistern, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Aus solcher kindlichen Glaubensbegeisterung heraus sollte uns das Singen nicht mehr schwer fallen.

Weil denn weder Ziel noch Ende sich in Gottes Liebe find't,
ei so heb ich meine Hände zu dir Vater als ein Kind,
bitte wollst mir Gnade geben, dich aus aller meiner Macht
zu umfassen Tag und Nacht hier in meinem ganzen Leben,
bis ich dich nach dieser Zeit lob und lieb in Ewigkeit.

Paul Gerhardt

Rogate

Der bittende Freund - Lukas 11, 5-13

Seit alter Zeit wird in der Kirche am fünften Sonntag nach Ostern über das Gebet gesprochen. Der Sonntag trägt den Namen **Rogate!**, zu deutsch: **Betet!** Dieser Aufforderung zum Gebet, die uns die Bibel öfters nahelegt, möchten wir wohl gern nachkommen. Aber leider entdecken wir in uns oft genug Widerstände, die uns ein regelmäßiges Gespräch mit Gott erschweren. Ich bin der Überzeugung, daß diese Widerstände nicht in erster Linie auf unser modernes Denken zurückzuführen sind, denn es gab sie auch schon in vergangenen Zeiten. Die Widerstände gegen das Gebet sind letztlich zurückzuführen auf jene geistige Macht, die wir den Widersacher Gottes oder den Satan nennen. Er verliert jedesmal an Boden, wenn wir in einem ernsthaften Gebet zu Gott finden, und daher setzt er alles daran, uns am Beten zu hindern.

Jesus hat das gewußt. Und darum lehrt er seine Jünger, die Hemmungen und Widerstände im Beten zu überwinden. Wie sooft macht er das an einer alltäglichen Geschichte deutlich: Da gerät ein Mann in Schwierigkeiten. Ein guter Freund hat ihn spät in der Nacht mit seinem Besuch überrascht. Selbstverständlich wird er mit großer Herzlichkeit als Gast aufgenommen. Doch als es darum geht, den Gast zu bewirten, da kommt es zu einer peinlichen Verlegenheit: Es fehlt das Brot für den Besuch.

Was tun? In der Nachbarschaft wohnt ein anderer Freund. Der hat vielleicht das Brot, das man braucht. Also schnell durch die Hintertür hinaus, über die Straße zum Nachbarhaus. Man kann ja mal fragen, ob da noch etwas Eßbares ist. Aber der befreundete Nachbar hat schon das Licht gelöscht. Er liegt mit seiner Familie bereits zu Bett. Hier entsteht nun der erste Widerstand zu bitten. Kann man jetzt noch anklopfen? Der brotlose Mann tut es, er bittet seinen Freund. Der jedoch verweigert seine Hilfe. Er sei schon im Bett, er wolle jetzt nicht seine ganze Familie wachmachen. Da also tut sich ein zweiter Widerstand auf. Soll man hier noch weiter betteln? Jesus sagt: Ja! Um des unablässigen Drängens willen wird der schläfrige Freund schließlich sein Brot doch herausgeben, und der auf diese Weise erhörte Bittsteller wird seinen Besuch nun bewirten können.

Übersetzen wir dieses Gleichnis, dann bedeutet es: Wir dürfen Gott wie einen Freund verstehen, den man um etwas bitten kann. Und wenn schon ein unvollkommener Mensch durch anhaltendes Bitten zum Helfen bereit wird, dann wird doch wohl Gott, der viel größer ist als jeder Mensch, unser anhaltendes Beten erhören. Traut ihm etwas zu! Laßt euch nicht durch irgendeinen Widerstand daran hindern, ihm eure Bitten vorzutragen. Laßt euch durch keine Unlust von eurem Gebet abhalten. Euer Gebet darf dieselbe drängerische Kraft haben wie die Bitte jenes Mannes, der in der Mitternacht sich bei seinem Freund das Brot erbettelte.

Tatsächlich, wir dürfen Gott mit unseren Gebeten bedrängen. Auch dann, wenn wir nicht in großer Not sind, dürfen wir es. Unser Bibeltext spricht nur vom Bittgebet, aber da ist auch noch das Dankgebet, das Lobpreisgebet, das vertrauliche Zwiespra-

cheget. Alle Arten von Gebeten sollen wir mit der nötigen Intensität vor Gott bringen. Aber nun die Frage: Mit welchen Bitten dürfen wir Gott eigentlich bedrängen? Es dürfte klar sein, daß die Bitte um den richtigen Treffer im Lotto vor Gott keine Chance hat, aber alle Bitten, die ernsthaft gemeint sind, die sind Gott angenehm. Jesus gibt uns hier einen wichtigen Hinweis. Er sagt am Ende seiner Gebetsanweisung seinen Jüngern: **Wieviel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!** Haben wir schon einmal um den Heiligen Geist gebetet? Der Heilige Geist ist die größte und schönste Gabe, die Gott uns geben will. Und er ist noch viel wichtiger als jede andere Gabe, weil er ein Stück von Gott selbst ist. Soweit geht Gott, daß er sich uns in seinem Geist selbst mitteilen möchte. Das ist die eigentliche Nahrung für unseren inwendigen Menschen. Das ist für uns ein Stück Himmereich im Herzen. Das ist das Geschenk all jener christlichen Tugenden, die der Apostel Paulus immer wieder aufgezählt hat: Glaube, Liebe, Hoffnung, Demut, Sanftmut Geduld, Friede Freude und Herzengüte.

Gott will uns besonders gern seinen Heiligen Geist geben, wenn wir ihn darum bitten. Und Jesus ergänzt hier das bereits erzählte Gleichnis. Er spricht in einem zweiten kurzen Gleichnis davon, daß Gott wie ein treusorgender Familienvater handeln will. Er kann seinem Kind, wenn es ihn bittet, keine schlechten Gaben geben, keine Schlange statt eines Fisches, keinen Skorpion statt eines Eis. **Und wenn schon ein Mensch, ob er wohl böse ist, seinem Kind gute Gaben geben wird, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!**

Ich glaube, die wichtigste Grundhaltung bei allem Beten ist die, daß wir unserem Gott etwas zutrauen, daß wir ganz fest mit seiner Hilfe, mit seiner Fürsorge rechnen. **Bittet, so wird euch gegeben! Suchet, so werdet ihr finden! Klopft an, so wird euch aufgetan!** Mit diesen Sätzen will es Jesus uns geradezu einhämmern, daß ein anhaltendes, ernsthaftes, eindringliches Gebet bei Gott ankommt und alle Aussicht auf Erhörung hat. Es ist wie ein heiliges Versprechen, das uns der Sohn Gottes hier gibt. Er hat es selbst praktiziert, als er damals in Palästina lebte. All sein vollmächtiges Reden und Wirken kam zustande durch den ständigen Gebetskontakt mit dem Vater im Himmel. Die Jünger haben es damals verstanden, welche Kraftquelle das Gebet für Jesus war. Deshalb bedrängten sie ihn, er möchte auch sie im Beten unterweisen. Und Jesus gab ihnen das Vaterunser als eine Art Mustergebet.

Vielleicht trauen wir Gott viel zu wenig zu, daß er unser schwaches Gebet erhören kann. Aber unser Gebet soll ja auch nicht schwach sein, es soll stark sein, es soll intensiv sein, es soll Gott geradezu bedrängen. Jesus hat den Menschen seiner Zeit immer wieder gesagt: **Dein Glaube hat dir geholfen.** Damit zeigt er, welchen Stellenwert ein intensiv vertrauender Glaube hat. Er mag klein sein wie ein Senfkorn, und doch soll er Berge versetzen können. Vielleicht sollten wir einmal darauf achten, wie in heutiger Zeit mehr und mehr die Kraft der inneren Überzeugung entdeckt wird. Sportler leisten mehr, wenn sie von vorn herein an ihren Sieg glauben. Forscher kommen zu überraschenden Entdeckungen, wenn sie eine feste Zielvorstellung ins Auge

fassen. Kranke werden eher gesund, wenn sie ihren Genesungsprozeß von innen heraus unterstützen. Und verunglückte Menschen überleben leichter, wenn sie ihre Hoffnung aufs Überleben nicht aufgeben. Wieviel mehr kann der Glaube eines Christen bewirken, der sich ja nicht auf seine eigene Kraft verläßt, sondern sich dem großen Gott anvertraut. Es ist ein Vorrecht, zum Vater im Himmel beten zu dürfen.

Ich will zum Schluß erzählen von einem Gebet in äußerster Not. Der, der es spricht, ist ein Christ, für den das Gespräch mit Gott schon immer eine große Rolle gespielt hat. Sein Name ist Manfred Primke, bekannt geworden als Sänger und Gitarrist einer christlichen Musikgruppe. Am 26. Oktober 1986 flog er mit einem thailändischen Flugzeug von Manila nach Osaka. Über dem Meer zündete ein japanischer Waffenschmuggler eine Handgranate. Die Maschine begann zu trudeln und abzustürzen. Manfred Primke war mit allen anderen Passagieren in höchster Lebensgefahr. Er berichtet: „Die Sauerstoffmasken fallen aus ihren Klappen heraus. Jeder versucht krampfhaft, seine Maske aufzuziehen. Ein völliger Schock für uns alle. Man spürt, wie der Beckengurt einen aus dem Sitz zerrt und in die Tiefe reißt. Der Gurt ist das einzige, was einen noch hält. Es kommt keine Durchsage, keine Hilfe. Alles geht so schnell, eine ganz unrealistische, unwirkliche Situation. Es gibt keinerlei Hoffnung. Es ist nichts zu machen.

Und plötzlich merke ich: Da sitzt ja du drin. Das ist ja gar kein Film. Und ich stelle auf einmal fest: Ich bete! Vielleicht kann ich sogar besser sagen, irgend etwas in mir betet. Denn das war keine gezielte Sache. Das kam völlig aus dem Unterbewußtsein. Ich ertappte mich quasi dabei, daß ich das Vaterunser sprach. Und dann habe ich es bewußt weitergesprochen. In jeder Sekunde mit dem Bewußtsein: Die nächste Sekunde kann die letzte sein.

Ich betete dann weiter, und das Erstaunliche passierte: Ich sprach sehr bewußt mit Gott, meinem Gegenüber, meinem Schöpfer und Ursprung und auch dem, zu dem ich jetzt gehe. Ich habe ihm gedankt für mein Leben. Und gleich wie eine Antwort kam mir ein Bibelvers in den Sinn, der für mich ein ganz starker Zuspruch war: **Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.** Und wie ich in Gedanken damit beschäftigt war, wußte ich, daß all das stimmt, was ich geglaubt habe und daß mein Glaube keine Leerformel gewesen war.“

Manfred Primke wurde gerettet. Das Flugzeug konnte völlig überraschend wieder unter Kontrolle gebracht werden. Wir dürfen gewiß sein: Gott hört das Rufen und Beten seiner Kinder, er will auch uns erhören.

Dem Herren mußst du trauen, wenn dir's soll wohlergehn;
auf sein Werk mußt du schauen, wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein
läßt Gott sich gar nichts nehmen, es muß erbeten sein.

Paul Gerhardt

Himmelfahrt

Unterwegs zur Herrlichkeit Gottes - Joh. 17, 20-26

Es ist schon nicht einfach, an einem wunderschönen Maientag, wo alles grünt und blüht, über die Himmelfahrt Jesu nachzusinnen. Zu sehr zieht uns die Schöpferherrlichkeit dieser Welt an, zu sehr erfreuen uns die Farben und Formen der uns umgebenden Natur, als daß wir große Lust haben könnten, uns auf die Herrlichkeit des Himmels einzulassen.

Es scheint immer so, als sei das Greifbare, das, was vor Augen liegt, auch das Wirkliche, das Entscheidende, auf das es ankommt. Aber ist denn das Greifbare so ohne weiteres begreifbar? Kann man es denn so einfach erklären? Die moderne Naturwissenschaft hat uns gelehrt, in allem Gegenständlichen das Geheimnis zu sehen. Das grüne Blatt eines Baumes ist - genau genommen - eine Wunderwelt für sich, bestehend aus unendlich vielen sinnvoll organisierten Zellen. Und jede Blatzelle baut sich auf aus Milliarden Molekülen und Billiarden Atomen, ein winziger Energiekosmos in ständigem Kreisen des einen um das andere, ein unvorstellbares Wunderwerk, das der Schöpfer hervorgebracht hat.

Wer für die winzigen Details der Natur ein klein wenig Verständnis gewonnen hat, der hat vielleicht auch umso eher Zugang zu den Geheimnissen des Glaubens. Er wird womöglich auch dies glauben können, daß der unendliche Schöpfer außer dieser unvollkommenen sichtbaren Schöpfung eine vollkommene unsichtbare Schöpfung geschaffen hat. Seit alter Zeit sprechen Christen von einem Himmel, der sich von dem blauen Himmel über uns unterscheidet. Sie meinen damit die unsichtbare Gotteswelt, die von Ewigkeit zu Ewigkeit besteht und die mitten durch unsre sichtbare, aber vergängliche Welt hindurchgeht. Sie meinen die nichtmaterielle Welt der göttlichen Geister, in der Gott der größte und höchste Geist über allen ist.

In diese Welt ist Christus nach Ostern übergewechselt. Und sein Wechsel ist zugleich ein Regierungsantritt geworden. Gott hat seinem auferstandenen Sohn alle Macht verliehen im Himmel und auf Erden. Der Himmelfahrtstag als Gedenktag an den Regierungsantritt unseres Herrn müßte von daher eigentlich für jeden Christen eine hervorragende Bedeutung haben.

Und nun komme ich auf den vorangestellten Bibeltext zu sprechen. Das, was ich zuvor mit dem Wort Himmel angesprochen habe, wird in unserem Text mit dem Wort Herrlichkeit umschrieben. Christus bittet für seine zukünftigen Jüngerinnen und Jünger, Gott möge ihnen Anteil geben an seiner Herrlichkeit. **Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.**

Immer wieder einmal bin ich im Laufe meiner Dienstzeit bei wohlhabenden Leuten eingeladen gewesen. Es fiel mir auf, mit welchem Stolz und mit welcher Freude diese Gastgeber mir ihr Haus gezeigt haben. Ich mußte alles sehen und natürlich alles bewundern. Auch unser Herr will uns einst in großer Freude sein Eigentum zeigen. Wir

sollen seine Herrlichkeit sehen, all das, was der himmlische Vater seinem Sohn in der ewigen Welt als Eigentum geschenkt hat. Er will, daß wir an seiner Herrlichkeit teilhaben. Es geht hier wirklich um eine dauerhafte Gemeinschaft in einer unvorstellbar herrlichen Umgebung. Wir können das jetzt noch nicht begreifen, um auch nur annähernd zu erfassen, was die Herrlichkeit des Himmels ausmacht.

Und nun ist da im Text ein kleiner Satz, der uns darüber Aufschluß gibt, von welcher Atmosphäre die Himmelswelt Gottes bestimmt sein wird. Jesus betet im sogenannten Hohenpriesterlichen Gebet zu seinem Vater: **Denn du hast mich geliebt, ehe der Grund der Welt gelegt war.** Es geht hier in der himmlischen Herrlichkeit also um eine ewige Gemeinschaft in der Liebe vollkommenster Gestalt. Die Geister der ewigen Welt begegnen sich in einem totalen Sich-Verstehen, in einem ständigen wohlwollenden Aufeinander-Eingehen und Füreinander-Dasein. So wie die Liebe das verbindende Fluidum zwischen Vater und Sohn ist, so besteht die jenseitige Geisterwelt in vollkommener Harmonie. Und nun will Jesus, daß wir, seine Jüngerinnen und Jünger, für diese Zukunft uns vorbereiten lassen. Wir gehen auf eine vollkommene Liebeswelt zu, so soll die Liebe jetzt schon das uns beherrschende Klima sein.

Schauen wir in unsre gegenwärtige Welt, so sehen wir da nicht einem Vorhof des Himmels, sondern eher einen Vorhof der Hölle. Ich denke an die Gewaltszene der rechten und linken Extremisten in unserem Land, an den Bombenterror der islamistischen Fundamentalisten in den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens. Ich denke an die blutigen Bürgerkriege rund um den Globus, an das Elend in den unterentwickelten Ländern, an die Hungerkatastrophen, an die Naturkatastrophen, an die Seuchen. Ich denke an all die kaputten Ehen in unserem Lande, an die vielen Kinder, die keine Liebe erleben.

Die Kirche Jesu Christi sollte ein Bollwerk sein gegen alle Lieblosigkeit und gegen den Unfrieden in der Welt. Jesus hat seine Jünger auf den Weg geschickt, damit sie eine neue Gemeinschaft der Liebe Gottes auf dieser Erde installieren. Die Kirche sollte ein Vorhof des Himmels werden und die Herrlichkeit der Liebe Gottes im alltäglichen Leben widerspiegeln.

Wir sehen es gerade am Hohenpriesterlichen Gebet Jesu, wie Jesus darum ringt, daß seine Jüngerinnen und Jünger in der Liebe eins seien. Seit Anfang hat die Weltchristenheit um diese Einheit im Glauben und in der Liebe gerungen. Sie hatte dabei die Fürbitte ihres erhöhten Herrn allemal nötig. In allen Jahrhunderten hat es auch in der Kirche Streit und Unfrieden gegeben. Ostkirche, d.h. Orthodoxe Kirche und Westkirche gehen seit fast 1000 Jahren getrennte Wege. Katholiken und Protestanten haben seit bald 500 Jahren keine Abendmahlsgemeinschaft mehr.

Erst im 20. Jahrhundert beginnen nach den schrecklichen Erfahrungen zweier Weltkriege erstmals zaghafte Versuche des Aufeinander-Zugehens. Besonders durch die charismatische Persönlichkeit Papst Johannes XXIII. beginnt auch der Dialog zwischen Katholiken und Protestanten. Der Papst sagte damals: „Wir wollen nicht untersuchen, wer recht und wer unrecht hat. Wir führen keinen historischen Prozeß. Ver-

söhnen wir uns!“ Man darf sagen, daß dieser Impuls der Versöhnung genau der Bitte Jesu um die Einheit seiner Jünger entspricht.

Inzwischen stößt man wieder auf viel Skepsis und Resignation, wenn das Gespräch auf die ökumenischen Beziehungen kommt. Selbst der inzwischen verstorbene Prior der Bruderschaft von Taizé, Roger Schutz, hat in seiner letzten Zeit Zurückhaltung gegenüber der Ökumene geäußert. In einem Interview mit der Zeitung DIE WELT ging Roger Schutz auf Distanz zu dem heute viel strapazierten Begriff Ökumene. „Wir haben in der Ökumene einen langen Umweg zurückgelegt,“ sagte er, und fuhr fort: „Sprechen wir besser von Versöhnung.“ Er dachte dabei an die innere Einstellung der Liebe, zu der jeder einzelne Christ bereit werden muß. Also nicht erst darauf warten, bis sich die großen Institutionen der Kirchen verständigt haben, nein, an der Basis, von Mensch zu Mensch muß man bereit werden, den Weg der Einheit zu beschreiten.

Roger Schutz wies in diesem Zusammenhang auf das beispielhafte Wirken seiner protestantischen Großmutter. Als Witwe lebte sie im Norden Frankreichs. Während des ersten Weltkrieges wollte sie trotz der Bombardierungen ihr Haus nicht verlassen, damit sie weiter Menschen auf der Flucht aufnehmen konnte. Sie ging erst im letzten Augenblick fort, als alle fliehen mußten. Als Folge davon sagte sie damals: „Was ich gesehen habe, darf nicht mehr geschehen. Getrennte Christen, die sich in Europa gegenseitig getötet haben, nein, das darf sich nicht wiederholen. Wenigstens die Christen müssen sich versöhnen, um einen neuen Krieg zu verhindern.“

Wenigstens die Christen müssen sich versöhnen! Roger Schutz ist den Spuren seiner Großmutter gefolgt auf dem Weg der Versöhnung. Wie wichtig ist es, daß wir erkennen, die Bitte Jesu um das Einssein muß sich immer wieder verbinden mit unserer Bitte um die Versöhnung. Jesus, der große Mittler und Fürbitter vor Gott hat mit seinem Opfer am Kreuz genau diesen Weg der Einheit und Versöhnung eröffnet. Immer da, wo zwei fremde, unterschiedliche Menschen sich freundlich annehmen und immer da, wo zwei konfessionsverschiedene Menschen freundlich aufeinander zugehen, da leuchtet ein Stück himmlische Herrlichkeit auf. Wir sind als Christen aufgerufen, den Himmel, auf den wir zugehen, schon jetzt in unserer Liebe sichtbar zu machen.

Laß uns so vereinigt werden, wie du mit dem Vater bist,
bis schon hier auf dieser Erden kein getrenntes Glied mehr ist,
und allein von deinem Brennen nehme unser Licht den Schein;
also wir die Welt erkennen, daß wir deine Jünger sein.

Nikolaus L. von Zinzendorf

Exaudi

Die Verheißung des Trösters - Joh. 14, 15-19

Mit dem Sonntag Exaudi nähern wir uns dem Pfingstfest. Und das bedeutet, daß wir auch in unsrer Textbetrachtung schon ganz nahe an Pfingsten dran sind. Der Bibeltext ist eine Ankündigung des Pfingstgeistes. Er ist ein kleiner Ausschnitt aus den Abschiedsreden Jesu an seine Jünger.

Der Evangelist Johannes hat die Abschiedssituation des letzten Gemeinschaftsmahls Jesu sehr einfühlsam beschrieben. Jesus weist hier voraus auf das, was nach Ostern auf die Jünger zukommen wird. Und das ist ja auch unsre Situation, daß wir nach Ostern leben. Wir leben ohne den sichtbaren Jesus. Und doch wollte uns Jesus nicht als Waisen zurücklassen. Er hat uns anstelle seiner leiblichen sichtbaren Gegenwart seine geistliche unsichtbare Gegenwart geschenkt. Und damit sprechen wir von dem Wirken des Heiligen Geistes.

In unserem Text wird er der **Geist der Wahrheit** genannt und auch **der Tröster**. Im griechischen Urtext steht für Tröster das Wort parakletos. Wörtlich übersetzt bedeutet das: Der Herbeigerufene. Gemeint ist da also jemand, den man im Gebet anruft, und er kommt, um einen zu trösten. Insofern gibt es für das Wort parakletos auch die Übersetzung: der Helfer, der Fürsprecher, der Beistand, der Anwalt. Ist es nicht wunderbar, den Heiligen Geist in dieser Weise zu verstehen? Er ist sozusagen die Antwort Gottes auf all unser Beten und Flehen. Gott und Jesus Christus, sie lassen uns nicht allein. Sie lassen uns nicht wie schutzlose Waisen in dieser Welt. Sie senden uns jenen geheimnisvollen Geist, den wir nicht sehen können, der aber doch spürbar da ist und sich uns darin beweist, daß er uns Trost und Frieden vermittelt, daß er uns ermutigt, uns aufrichtet und neue Freude zum Glauben schenkt. Von diesem Geist dürfen wir schon heute, einen Sonntag vor Pfingsten, sprechen. Von diesem Geist sollte die Kirche noch viel häufiger reden.

Nun muß hier zunächst ganz deutlich betont werden, daß der Heilige Geist grundsätzlich unterschieden werden muß von allem Menscheng Geist. Unser Herr sagt: **Die Welt kann den Geist der Wahrheit nicht empfangen, denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht.** Die „Welt“ ist für die Wirklichkeit des Göttlichen blind. Das gilt auch für den Geist des Menschen. Viel zu lange hat christliche Theologie sich durch das Geistverständnis des Idealismus irreführen lassen, als sei der Geist des Menschen eine Abspaltung des Gottesgeistes. Nein, der natürliche Menscheng Geist nimmt den Gottesgeist gar nicht wahr. Er ist blind für die Wahrheit, die von Gott kommt. Wäre es nicht so, dann müßte unser Glaube von unserem Intelligenzquotienten abhängig sein. D.h., die intelligentesten Menschen könnten dann auch die gläubigsten sein. Professoren hätte die Chance, in den höchsten Himmel aufzusteigen. Und Analphabeten wären geradezu für die Hölle prädestiniert.

Jeder weiß, daß dem nicht so ist. Zum Glauben kommen, das hängt nicht ab von einem klugen Köpfchen. Zum Glauben kommen hat etwas zu tun mit großer Demut

und mit der Gnade Gottes. Es ist ein Geschenk des Heiligen Geistes, das man sich erbitten muß. So gesehen kann ein Analphabet eher zum Glauben kommen als ein Professor.

Und noch etwas möchte ich klarstellen: Seit die esoterische Religiosität, die sich auch gern Spiritualität nennt, in unserer Gesellschaft so stark zugenommen hat, ist der alte Irrglaube wieder lebendig geworden, als könne der Menscheng Geist problemlos durch irgendwelche Meditationsübungen oder Praktiken an den Gottesgeist angeschlossen werden. Da wird ganz schlicht erklärt, jeder Mensch habe das Göttliche in sich und könne es jederzeit herbeirufen. Er brauche sich nur den kosmischen Energien zu öffnen.

So wäre denn also keine Buße mehr nötig? Der Geist Gottes stünde dann auch ohne das Erlösungsoffer Jesu Christi jedermann zur Verfügung? Jeder braucht nur zu aktivieren, was an göttlichem Geist schon immer ganz selbstverständlich in ihm ist? Dabei wird übersehen, wie sehr wir alle von der Sünde bestimmt sind. D.h., in jedem Menschenherzen steckt ein Widerspruchsgeist, der immer neu sein Veto gegen Gott erhebt. Diesen Widerspruchsgeist nennt Goethe in seinem Faust den Geist, der stets verneint. Und der kommt ganz und gar nicht von Gott, sondern ist dämonischen Ursprungs. Ein Mensch, der sich ohne innere Umkehr, ohne Jesus Christus, mit irgendwelchen Praktiken oder Übungen dem Jenseits zuwendet, der bekommt es letzten Endes mit dem Teufel zu tun.

Nicht umsonst nennt Jesus den Heiligen Geist den Geist der Wahrheit. Gibt es einen Geist der Wahrheit, so ist deutlich, daß es ebenso auch einen Geist der Unwahrheit geben muß. Erinnern wir uns an die eindrucksvolle Szene in der Passionsgeschichte, wo Jesus von Pilatus verhört wird. In diesem Verhör stellt Pilatus Jesus die Frage: **So bist du dennoch ein König?** Und Jesus antwortet: **Du sagst es. Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.** Darauf kann Pilatus nur abfällig antworten: **Was ist Wahrheit?**

In dem Reich, dem Pilatus dient, spielt die Wahrheit eben eine untergeordnete Rolle. Entscheidend ist da die Macht. König bzw. Cäsar ist, wer die Macht hat und nicht, wer aus der Wahrheit ist. So geht es zu in dieser Welt. Und so kann der Statthalter Roms in Judäa denn auch einen Unschuldigen ohne große Bedenken zur Kreuzigung verurteilen, nur weil er das Geschrei des Pöbels nicht länger ertragen kann. Die Wahrheitsfrage interessiert ihn nicht.

Die Welt kennt den Geist der Wahrheit nicht von sich aus. Jesus mußte ihn erst offenbaren. In Jesus mußte der Geist der Wahrheit erst leibhaftig werden und Menschengestalt annehmen. Und so ist der Heilige Geist immer ein auf Jesus bezogener Geist. Und letztlich ist der Heilige Geist dann nach Ostern die unsichtbare geistliche Gegenwart des auferstandenen Christus geworden. Insofern kann Jesus in unserem Bibeltext sagen: **Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen; ich komme zu euch.** An anderer Stelle heißt es: **Ich und der Vater werden zu euch kommen und bei euch Woh-**

nung nehmen. Christus und der Vater kommen im Heiligen Geist zu uns, ganz persönlich und ganz wirklich, wo wir sein Anklopfen hören und ihn in uns aufnehmen, wo wir ihn im Glaubensgehorsam liebhaben.

Jesus im Glaubensgehorsam liebhaben, das klingt ein bißchen merkwürdig, wie kann das funktionieren? Zunächst sei grundsätzlich gesagt: Jesus liebhaben, das ist nichts Verdrehtes. Hören wir, wie Jesus selbst diese Liebe versteht. Im Bibeltext sagt er: **Liebt ihr mich, so werdet ihr meine Gebote halten.** Seine Gebote sind nicht schwer! Sie bestehen nicht aus dem Gesetzesballast der jüdischen Thora. Ihm geht es um das Gebot der Liebe zu Gott und das Gebot der Nächstenliebe. Darin ist alles andere enthalten.

Natürlich darf Jesusliebe auch von ganzem Herzen geschehen. Denn wir haben es nicht mit einem großen Verstorbenen zu tun, sondern mit einem lebendigen Herrn, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden. **Ihn dürfen wir lieben** wie Gott selbst, **von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt.**

Der Geist Jesu will uns so nahe sein, daß wir geradezu ein Tempel dieses Geistes werden dürfen. So sieht es jedenfalls der Apostel Paulus. Das bedeutet natürlich, daß wir nicht einfach ganz ungeniert unser weltliches Leben weiterführen, unserer Ichsucht frönen, sondern der Liebe Jesu gehorsam werden.

Wenn jemand fragt: Wie schaffe ich das eigentlich, gehorsam zu sein?, so kann ich darauf nur antworten: Fang einfach damit an. Verschieb das Gehorsamwerden nicht auf morgen oder übermorgen, fang heute damit an. Laß dich von der Liebe Jesu zu dir ergreifen. Werde dir einmal darüber klar, was es heißt, daß er auch für dich gehorsam war und ans Kreuz gegangen ist, um deine Schulden zu bezahlen. Er hat mit seiner Tat am Kreuz soviel Liebe offenbart. Sollte diese Liebe nicht unser Herz aufschließen und warm machen, uns begeistern und dazu bewegen, daß wir tun, was ihm Freude macht? Der Heilige Geist möchte uns jedenfalls dahin führen.

Ich möchte diese Betrachtung schließen mit dem Hinweis auf das große Verheißungswort am Ende unsres Bibeltextes: **Ich lebe, und ihr sollt auch leben.** Ja, ich verstehe dieses Wort von Ostern her: Unser Leben soll in die Auferstehungswirklichkeit unseres Herrn hineingenommen werden. Er verheißt uns sein Himmelreich. Wunderbar! Großartig! Darauf freue ich mich. Ich freue mich aber auch darüber, daß seine Lebendigkeit schon jetzt mein Leben umgreift. Sein Geist hat schon jetzt Wohnung bei mir genommen und macht mein Leben hell. Ein Leben mit Jesus ist schon jetzt lebenswert, und es wird in Ewigkeit lebenswert sein!

O Heiliger Geist, o heiliger Gott,
gib uns die Lieb zu deinem Wort;
zünd an in uns der Liebe Flamm,
danach zu lieben allesamt.
O Heiliger Geist, o heiliger Gott!

Johannes Niedling

Pfingsten

Der Geist der Wahrheit - Joh. 16, 13-14

Pfingsten ist das Geburtstagsfest der Kirche. So wie wir zu Weihnachten die Geburt Jesu feiern, so dürfen wir zu Pfingsten die Entstehung der ersten Gemeinde feiern. Durch die Kraft des Heiligen Geistes traten damals die Apostel in die Öffentlichkeit, predigten den gekreuzigten und auferstandenen Christus, und der Funke sprang über, das Feuer des Geistes Gottes griff um sich, jüdische Menschen kamen zum Glauben und ließen sich taufen. Die erste Gemeinde wurde gegründet. Zu ihr gehörten anfangs etwa 3000 Gläubige. Von da ab breitete sich die Christenheit aus trotz aller Widerstände, trotz aller Verfolgungen. Sie wuchs durch alle Jahrhunderte bis hinein in unsere Zeit.

An einem Geburtstag bleibt natürlich das Alter des Geburtstagskindes und auch der Gesundheitszustand nicht unerwähnt. Geht es weiter bergauf in einer guten Verfassung oder geht es bereits bergab? Im Blick auf die Kirche im ehemals christlichen Abendland müssen wir wohl eher von einem Altengeburtstag sprechen und davon, daß es mehr und mehr bergab geht.

In der Pfingstbetrachtung einer bekannten deutschen Zeitung habe ich folgendes gelesen: „Während Botschaft und Ritus der christlichen Kirchen vielen Menschen immer gleichgültiger werden, breitet sich allerorten und unaufhaltsam eine diffuse Religiosität aus. Die Gotteshäuser leeren sich, aber das religiöse Grundgefühl nimmt kräftig zu, wie alle Umfragen beweisen. Das Bild von Gott-Vater und Gott-Sohn verblaßt, aber vom Heiligen Geist fühlen sich immer mehr Menschen ergriffen oder zumindest angezogen.“ Soweit das Zeitungszitat.

Also die Botschaft der Kirche ist „out“, diffuse Religiosität ist „in“. Der Heilige Geist findet immer mehr Interessenten. Sollen wir uns über diese Nachricht freuen? Ist sie eine gute Nachricht zum heutigen Pfingstfest? Hätten wir es demnach mit einem kirchlichen Altengeburtstag zu tun, der doch noch zu einiger Hoffnung Anlaß gibt?

Ich möchte auf den Bibeltext zu sprechen kommen. Er ist den Abschiedsreden Jesu an seine Jünger entnommen und gibt Aufschluß über das Wirken des Heiligen Geistes. Wenn der Heilige Geist tatsächlich in unserer Zeit ein ganz neues Interesse findet, dann dürfte natürlich nicht uninteressant sein, was die Bibel über ihn aussagt. Drei wesentliche Aussagen gibt uns Jesus über den Heiligen Geist zu bedenken:

1. Der Heilige Geist will uns in alle Wahrheit leiten.
2. Der Heilige Geist will Christus verherrlichen
3. Der Heilige Geist will Zukünftiges offenbaren.

Ich gehe auf die erste Aussage ein. Jesus sagt: **Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, wird er euch in alle Wahrheit leiten.** Wir fragen vielleicht: Was hat das für Konsequenzen für uns, wenn wir die ganze Wahrheit erfahren? Welche Wahrheit ist überhaupt gemeint, die Wahrheit über die anderen, die Wahrheit über uns oder die Wahrheit über Gott? Von der Wahrheit über die anderen erfahren

wir ja schon genug durch die Zeitungen, durch die Massenmedien und auch im alltäglichen Gerede. Kaum ein Thema ist auf Dauer so aktuell und vielversprechend, wie die Wahrheit über die anderen. Ein Millionenheer von Reportern, Fotografen und Redakteuren arbeitet rund um die Welt wie besessen an der Aufdeckung dessen, was sonst im Verborgenen geschieht, die Wahrheit über die anderen. Als Beispiel möge die tragische Liebesgeschichte von Lady Di und Prinz Charles dienen und natürlich auch die Geschichte von Camilla Parker-Bowles.

Wir begreifen gewiß sofort, daß diese Art von Wahrheitssuche sehr wenig oder gar nichts mit dem Heiligen Geist zu tun hat. Nein, der Heilige Geist offenbart wesentlich mehr die Wahrheit über uns selbst als die Wahrheit über die anderen. Insofern ist er gar nicht immer angenehm. Denn wer will schon dauernd die ganze Wahrheit von sich selbst vor Augen haben? Wer will schon wissen, wie er in Gottes Augen angesehen ist? Da käme womöglich viel Unangenehmes heraus, wenn wir uns im Lichte der göttlichen Wahrheit betrachten müßten. Aber genau darum geht es dem Heiligen Geist. Er deckt tatsächlich die Wahrheit auf über deine und meine Sünden. Und solange wir uns diese Wahrheit nicht sagen lassen, haben wir vom Heiligen Geist nichts weiter zu erwarten.

Kann sein, einer hat damit angefangen, um die Gabe des Heiligen Geistes zu bitten. Und er wartet darauf, daß er nun allmählich etwas frömmere wird. Stattdessen passiert etwas ganz anderes, nämlich dies, daß der Heilige Geist ihm bewußt macht, in welcher Sünde er gefangen ist. Und das muß man sich gefallen lassen als Christ. Ohne tiefere Selbsterkenntnis gibt es vor Gott keine wirkliche Besserung.

Gott sei Dank, führt der Heilige Geist einen einsichtigen Menschen dann auch weiter. Er darf die nächste Stufe der Wahrheit entdecken, und die heißt Gotteserkenntnis. Genauer gesagt heißt sie Christuserkenntnis. Jesus sagt im Bibeltext: **Der Geist der Wahrheit wird mich verherrlichen; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen.** Ich komme hier noch einmal auf die anfangs erwähnte Zeitungsnotiz zurück. Sie will uns glauben machen, daß heute viele Menschen für den Heiligen Geist Interesse zeigen. Gleichzeitig spricht sie aber auch von diffuser Religiosität und davon, daß das Bild von Gott-Vater und Gott-Sohn verblaßt.

Ich möchte fragen, wie kann man von dem Wirken des Heiligen Geistes sprechen und gleichzeitig ein Verblässen des Christusbildes feststellen? Nach unserem Predigttext und nach vielen anderen Aussagen des Neuen Testaments geht es immer anders herum: Da nämlich, wo der wirkliche Heilige Geist sich zeigt, da beginnen Menschen zu begreifen, was Jesus, unser Erlöser, in großer Liebe für sie getan hat. Sie entdecken im Läuterungsfeuer des Gottesgeistes einerseits ihre ganze Unheiligkeit, ihre Sünde und Schuld, andererseits erfassen sie im Glauben die unendliche Gnade und Barmherzigkeit unseres Gottes, der seinen eigenen Sohn nicht verschont hat, sondern ihn für uns alle dahin gegeben hat. Ein Gesangbuchvers drückt dieses Geschehen wunderbar aus: **Ich hatte nichts als Zorn verdient und soll bei Gott in Gnaden sein; Gott hat mich mit sich selbst versühnet und macht durchs Blut des Sohns mich**

rein. Wo kam dies her, warum geschieht's? Erbarmung ist's und weiter nichts.

Der Heilige Geist will Christus verherrlichen. Er ist der Geist, den der auferstandene Herr in die Welt hineinsendet. Insofern hat er vornehmlich dies Interesse zuerst, daß wir das Erlösungswerk unseres Herrn für uns ganz persönlich annehmen.

Wir Christen dürfen glauben, daß mit Jesus die eine entscheidende Wahrheit von Gott her in die Welt gebracht und offenbart worden ist. Sollten die heutigen Mitmenschen an dieser Wahrheit vorbei einen Zugang zu irgendeiner anderen religiösen Wahrheit suchen, so können wir das nur als einen Irrweg oder Holzweg bezeichnen. Und hier kommen wir zu der dritten Aussage unseres Bibeltextes: **Der Heilige Geist will Zukünftiges offenbaren.** Das heißt, er gibt uns ein Gespür für die Gefahren, die in der Zukunft liegen.

Immer ist in dieser Welt die Tendenz des Abfalls von Gott. Immer hat der Versucher seine Leimruten ausgelegt und lockt mit scheinheiliger Stimme, um seine Beute zu fangen. Er gibt sich bisweilen außerordentlich religiös, er preist Wahrheiten an, die den Anschein des Heiligen haben. Und so fängt er viele und bringt sie ab von der einen Wahrheit, die in Jesus Christus uns geoffenbart worden ist.

Ich kann in der neuen religiösen Begeisterung unserer Zeit noch nicht allzuviel Positives entdecken. Diffuse Religiosität, das bedeutet doch, daß sich da in undurchsichtiger Weise manches Religiöse und Halbwahre miteinander vermischt. Manche Christen lesen den Koran, um da Erhellendes zu finden. Andere besuchen Indien, um sich in irgendwelchen Klöstern mit dem Buddhismus zu beschäftigen. Aber ich möchte dagegensagen: Man kann nicht einen Guru verehren und gleichzeitig ein Christ sein wollen. Man kann nicht die Seelenwanderungslehre des Hinduismus für sich akzeptieren und gleichzeitig an Ostern glauben.

Vieles Fernöstliche vermischt sich heute auch mit dem Esoterischen. Und viele Ahnungslose wissen nicht, daß sich die Esoterik aus dem Okkultismus ableitet, aus dem Kontaktieren mit den Geistern der Finsternis. Immer schon gab es neben dem Wirken des Heiligen Geistes das Wirken des antichristlichen Geistes. Und wir müssen lernen wie die ersten Christen, die Geister zu unterscheiden.

Pfingsten, der Geburtstag der Kirche! Sollen wir das Negative beklagen, das es immer schon gab? Die Kirche fängt da an, wieder lebendig zu werden, wo wir uns von ganzem Herzen unserem Herrn Jesus Christus zuwenden

O komm, du Geist der Wahrheit, und kehre bei uns ein,
verbreite Licht und Klarheit, verbanne Trug und Schein.
Gieß aus dein heilig Feuer, rühr Herz und Lippen an,
daß jeglicher getreuer den Herrn bekennen kann.

Philipp Spitta

Trinitatis

Von der Wiedergeburt - Joh. 3, 1-12

Kein bedauernswerter Mensch ist es diesmal, der Kontakt mit Jesus sucht, kein Aussätziger, Lahmer, Blinder oder Bettler. Diesmal ist es auch nicht ein schwarzes Schaf der Kinder Abrahams, kein Zöllner, keine Dirne, kein gesetzloser Sünder. Diesmal ist es ein ganz besonders vornehmer, vermögender, einflußreicher und frommer Jude, der mit Jesus ins Gespräch kommen möchte, ein Mitglied des Hohen Rates und ein Parteigänger der Pharisäer, einer jener hervorragenden Gläubigen, die in vorbildlicher Weise das Judentum repräsentierten.

Er kommt bei Nacht, nicht nur, um nicht gesehen zu werden, sondern weil es sich in der Kühle der Nacht recht gut diskutieren läßt. Sein Name ist Nikodemus. Er war auf Jesus aufmerksam geworden durch die Zeichen, die der Mann aus Nazareth im Volk gewirkt hatte.

Nikodemus nimmt Jesus ernst. Ja, es liegt ein Stück Ehrfurcht und Bewunderung in seiner Anrede: **Meister, wir wissen, du bist ein Lehrer, von Gott gekommen.** Jesus hat es sicherlich sehr schnell erfaßt, dieser Mann ist für ihn nicht gefährlich, dieser Mann hat ernsthafte Absichten. Er wünscht ein aufrichtiges Lehrgespräch. Er kommt zu Jesus als Fragender. So muß man es sehen, auch wenn der Bibeltext so gefaßt ist, als habe Nikodemus keine Fragen gestellt. Aus der Antwort Jesu jedoch können wir schließen, welche Fragen den Nikodemus bewegt haben: **Was muß ich tun, um das Reich Gottes zu sehen?** Eine Frage, die damals in der Luft lag. Mag sein, daß wir heute davon nicht mehr umgetrieben sind. Und dennoch liegt diese Frage zu allen Zeiten in der Luft. Menschen suchen den inneren Frieden, sie suchen Kontakt mit Gott. Was wird Jesus dem Nikodemus antworten?

Die Antwort Jesu ist kurz und einprägsam: **Nur wenn jemand von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes sehen.** Diese Auskunft hat nicht nur dem fragenden Nikodemus Schwierigkeiten gemacht. Sie ist wohl auch heute noch schwer zu verstehen. Gehen Sie mal auf den Marktplatz einer Stadt und interviewen Sie die Leute, die dort kaufen oder verkaufen, ob sie denn wohl wiedergeboren sind. Sie werden wahrscheinlich nicht nur verständnislose Blicke ernten, man wird Sie auch für einen sonderbaren Heiligen ansehen.

Eigentlich sollte ein Christ schon wissen, daß das Wort Wiedergeburt nicht hinduistisches Gedankengut kennzeichnet, sondern eine durchaus biblische Ausdrucksweise ist. Die Kirche hat seit langer Zeit in ihrer Dogmatik von Wiedergeburt und Bekehrung geredet. Interessanterweise gibt es in den USA sehr viele Christen, die sich „born again“ nennen, zu deutsch Wiedergeborene. Sie wollen mit diesem Wort vor aller Welt bezeugen, daß sie mit ihrem Glauben an Jesus Christus ernst gemacht haben. Wie auch immer wir zu dem Begriff Wiedergeburt stehen, wir sollten auf alle Fälle darüber nachdenken, was Jesus damit gemeint hat. Ganz offensichtlich handelt es sich hier um ein gleichnishaftes Wort, das er dem Nikodemus sagt. Er spricht von einer er-

neuten Geburt. Bei einem Gleichnis gilt es, den Vergleichspunkt zu beachten. Was ist denn wohl der entscheidende Punkt bei der natürlichen Geburt eines Menschen? Doch dies, daß er das Licht der Welt erblickt, daß er ein neuer Erdenbürger wird. Er kommt aus dem Schoß seiner Mutter, aus der Enge in die Weite, hinein in das irdische Leben, das von Raum und Zeit bestimmt ist.

Wenn ein Mensch das Reich Gottes sehen will, geht es um einen totalen Neuanfang. Aus dem Schoß dieser irdischen Verhältnisse muß er sich lösen, um das Licht der ewigen Gotteswelt zu erfassen. Jesus unterscheidet ganz klar zwischen irdischer und himmlischer Welt und ebenso auch zwischen fleischlicher und geistlicher Geburt, und er will, daß wir zu einem geistlichen Neubeginn fähig werden.

In der frühen Christenheit gab es vor allem Erwachsenentaufen. Menschen kamen zum Glauben, dann wurden sie getauft. Die Taufe signalisierte also die Umkehr zu Gott, den Neuanfang mit Gott. Sie bezeugte nach außen, daß im Inneren des Menschen etwas neu geworden ist. **Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.** In diesem Wort Jesu entspricht das Wasser dem Taufwasser und der Geist dem geistlichen Neuanfang im Glauben an Jesus Christus. Da hat der Evangelist Johannes seinen Jesus bereits die späteren Verhältnisse der ersten Gemeinde vorwegnehmen lassen.

Wir Christen, die wir heute die Kirche besuchen, sind vermutlich als Babys getauft worden. Bei unserer Taufe verstanden wir noch nicht, was an uns geschah. Das heißt, unsere Kindertaufe war einst noch kein bewußtes Ja-sagen zu Gott und seinem Sohn Jesus Christus. Das Ja-sagen wurde zwar in der Konfirmation nachgeholt, war aber wohl auch hier noch nicht im Vollsinn ein Ja, das Konsequenzen hat.

Soll unser Christsein mehr bedeuten als nur eine äußerliche Angelegenheit, soll unser inwendiger Mensch betroffen sein, so muß zu dem Wasser der Taufe unbedingt der Geist hinzukommen. Hinzukommen muß ein bewußtes Ja-sagen im Glauben. Ja, Herr Jesu, bei dir bleib ich. Dir will ich folgen. Dir gehör ich für immer. Wie kann es zu solch einem Glaubensanfang kommen? Jesus sagt dem Nikodemus: **Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt. So ist es bei jedem, der aus dem Geist geboren ist.** Mit diesem Wort betont Jesus eindeutig das göttliche Wirken bei einer Wiedergeburt. Es geschieht auf geheimnisvolle, wunderbare Weise. Der Geist teilt sich dem Menschen mit, wann und wo es Gott gefällt. Vielleicht schon vor der Konfirmation im Kindesalter, vielleicht sogar während der Konfirmation, vielleicht aber auch erst im späteren Leben. Auch wenn sich ein Mensch bewußt zum Glauben entscheiden muß und es so aussieht, als sei das sein persönliches Wollen, das Entscheidende tut letztlich immer Gott durch seinen Geist. Insofern ist der Glaube ein Geschenk. Und jeder, der glauben kann, jeder, der aus ehrlichem Herzen Christ ist, sollte Gott dafür danken, daß er's sein darf.

Nikodemus freilich kann den Ausführungen Jesu kaum folgen, obwohl er ein Lehrer Israels ist und Bescheid wissen müßte. So konfrontiert Jesus sein Gegenüber

und damit auch uns noch einmal mit sich selbst, mit seinem Wort, mit seiner Botschaft: **Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Wir reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben; ihr aber nehmt unser Zeugnis nicht an.** Grundlage des Glaubens ist das tiefere Wissen Jesu. Er ist der, der das Reich Gottes aus eigener Anschauung kennt und deshalb mit Vollmacht davon reden kann. Er ist mehr als nur ein kluger Gelehrter, er ist ein Eingeweihter. Er ist der Sohn Gottes, **der im Schoße des Vaters gesessen hat.** Er weiß um die himmlischen Dinge, so wie wir um die irdischen wissen. So ist seine Predigt ein wirkliches Zeugnis, eine Bezeugung der göttlichen Wahrheit.

Und nun auf ihn hören, ihm glauben, sich im ganzen Leben von seinen Worten leiten lassen, darauf kommt es an. So kann der Glaube, der irgendwann einmal seinen Anfang gehabt hat, festwerden und tragfähig. Wieviele Verkündiger des Evangeliums sind unterwegs und sagen die Botschaft Jesu weiter. Sie sind alle sehr unterschiedlich. Jeder hat ein anderes Lebensschicksal. Und doch wirkt durch sie alle der eine Geist Gottes. Die Botschaft unseres Herrn hat sie gläubig gemacht, und sie müssen ihren Glauben weitergeben, und so kann da der Funke überspringen von dem, der redet, zu dem, der bereit ist zu hören.

Bei jeder Verkündigung tritt Jesus unsichtbar an den Zuhörer heran und stellt ihn vor die Frage, die er unausgesprochen dem Nikodemus auch gestellt hat: Willst du in kritischer Distanz dem Wort Gottes gegenüber stehen bleiben, so, daß du möglichst nicht aus den Beziehungen herausfällst, die du zu der dich umgebenden Welt hast, oder willst du ohne wenn und aber ein Jünger Jesu sein. Nikodemus konnte bei aller Interessiertheit den letzten Schritt nicht wagen. Er fürchtete wohl um seine angesehene Position in der führenden Gesellschaft. Und so sagt es ihm Jesus auf den Kopf zu: **Ihr aber nehmt unser Zeugnis nicht an.**

Es geht auch in der heutigen kritischen Gesellschaft um klare Überzeugungen und um den Mut, die eigene Position vor anderen zu bekennen. Die Kraft zu einer solchen Standhaftigkeit kommt aus dem bereitwilligen Hören auf Jesu Wort und die innere Beziehung des Herzens zu dem Herrn der himmlischen Welt.

Erneure mich, o ewigs Licht,
und laß von deinem Angesicht
mein Herz und Seel mit deinem Schein
durchleuchtet und erfüllet sein.

Schaff in mir, Herr, den neuen Geist,
der dir mit Lust Gehorsam leist'
und nichts sonst, als was du willst, will;
ach Herr, mit ihm mein Herz erfüll.

Johann F. Ruopp

1. Sonntag nach Trinitatis

Reicher Mann und armer Lazarus - Lukas 16, 19-31

Eine Geschichte, die vom Jenseits handelt. Sie ist einmalig im ganzen Neuen Testament. Für einen Moment wird der Vorhang, der das Diesseits vom Jenseits trennt, beiseite gezogen, und wir bekommen einen Eindruck von jener anderen Welt, die unserem Blick jetzt noch verborgen ist. Aber Jesus erzählt uns dieses Gleichnis nicht, um unsre Neugier zu befriedigen, sondern um uns zu mahnen und zu warnen ähnlich dem Psalmwort: **Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.**

Der reiche Mann hat diese Mahnung offenbar nicht bedacht. Er lebt einfach drauflos. Sein Wohlleben macht ihn blind für die göttliche Wirklichkeit. Er sieht nur das Diesseits, nur seinen Reichtum. Ja, offensichtlich liebt er seinen Besitz und sein Luxusleben mehr als seinen Schöpfer. Schuldig wird er nicht dadurch, daß er reich ist, sondern dadurch, daß er nichts für andre übrig hat. In jeder Gabe steckt auch eine Aufgabe. Wem Gott viel Hab und Gut anvertraut hat, von dem erwartet er auch, daß er bereit ist, wohlzutun und mitzuteilen.

Der reiche Mann hätte den armen Lazarus vor seiner Tür sehen müssen, er hätte sich von dem Leid dieses Menschen anrühren lassen müssen. Er hätte sich in seine Not hinein fühlen müssen, um ihm dann zu helfen, um ihn aufzurichten und ihn zu pflegen und ihm das nötige Essen zu geben, nicht nur die Brosamen von seiner Tafel. Aber der Reiche kennt nur sein eigenes Wohlleben. Er gönnt sich selbst das Beste vom Besten, und die anderen Menschen sind ihm egal.

Alle Tage herrlich und in Freuden leben, wieviele Menschen tun das heute. Aber wie groß ist die Gefahr, nur auf das äußere Wohl aus zu sein und das Heil der eigenen Seele zu übergehen. War Lazarus eigentlich ein so vorbildlicher Mensch, daß er in den Himmel kommen durfte? Von seinem Gutsein erzählt die Geschichte nichts. Aber sein Name wird genannt: Lazarus. Das bedeutet: Gott hilft. In diesem Namen steckt eine Wahrheit, an die sich der arme Mann sicherlich Zeit seines Lebens geklammert hat. Auf Menschen konnte er sich in seinem Elend nicht verlassen, aber seine Hoffnung auf Gott war darum um so größer.

Jesus erzählt uns in seiner Geschichte nicht, wie die beiden beerdigt worden sind. Aber wir sollten es uns für einen Moment vorstellen. Wir kennen doch die Beerdigungen von wohlhabenden Leuten von heute. Da ist große Anteilnahme. Da wird auch am Sarg und an der Ausstattung der Trauerfeier nicht gespart. Da gibt es Nachrufe, die das bedeutende Leben des Verstorbenen hochjubeln. Und anschließend beim Gedächtnismahl für den Verstorbenen sind die Tafeln reich gedeckt, und viele nehmen Platz, um den Verstorbenen nachträglich zu ehren.

Die Bestattung des Lazarus sah gewiß anders aus. Es war ein Armenbegräbnis. Da gab es keine Anteilnahme. Es ging alles eilig und in aller Stille vonstatten. Wenn

schon im Leben sich niemand um ihn gekümmert hatte, wer wird ihm dann am Grabe die letzte Ehre erweisen?

Aber plötzlich verändert sich für die beiden Verstorbenen die Situation. Menschen können es nicht sehen. Aber Jesus weiß um die Existenz jenseits der Todesgrenze. Und es ist, als nähme er uns an die Hand und führte uns ein Stück in die Ewigkeit hinein, die ja auch auf uns einmal zukommen wird.

Alles wird plötzlich ganz anders. Von Engeln ist die Rede, die den Lazarus vom Ort seines Abscheidens abholen. Sie tragen ihn in Abrahams Schoß, genauer gesagt, an die Seite Abrahams. Abraham lebt in der Welt Gottes, im Paradies. Es ist, wie Jesus gesagt hat: **Vor Gott gibt es keine Toten. Vor ihm leben sie alle.** Das Paradies ist der Zustand, in dem die Erlösten für immer die Nähe Gottes spüren dürfen. Lazarus ist gerettet.

Für den ehemals reichen Mann kommt nach seinem Sterben das böse Erwachen. Er findet sich plötzlich in dem Teil des Totenreiches wieder, in dem die Existenz zur Qual wird. Luther hat hier in seiner Bibelübersetzung das Wort Hölle gewählt. Der Urtext meint aber noch nicht den endgültigen Ort der Qual, sondern den Bereich, in dem sich die Verstorbenen sammeln, die nicht des Paradieses gewürdigt werden.

Von einem Feuer ist die Rede, das den armen reichen Mann peinigt, ohne ihn zu verbrennen. Was kann damit gemeint sein? Nun, in der jenseitigen Welt schlägt die Stunde der Wahrheit. Die Wirklichkeit Gottes ist allgegenwärtig, man kann ihr nicht mehr ausweichen. Man kann Gott nicht mehr wegleugnen, ihn nicht mehr für eine pure Einbildung frommer Seelen halten. Gottes Licht leuchtet unübersehbar wie Feuer. Es durchleuchtet den, der sich im Diesseits von niemandem hat in die Karten seines Innenlebens schauen lassen. Jetzt weiß der ehemals Reiche, wie sehr er sich an Lazarus und an anderen Menschen versündigt hat. Jetzt quält ihn sein Gewissen im Lichte der göttlichen Wahrheit, und er kann nichts wieder gut machen. Es ist alles zu spät. Das ist seine Not.

Das Gleichnis Jesu will uns keine Geographie des Jenseits beschreiben. Es deutet nur an. Alles bleibt gleichnishaft. Und doch müssen wir das Angedeutete mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen. Offenbar kennt das Jenseits keine Entfernungen. Der ehemals reiche Mann sieht in seinem Zustand bis hinein in die Himmelswelt. Er nimmt sogar Kontakt auf mit jenem Abraham, der das Urbild der Seligkeit symbolisiert. Mag eine tiefe Kluft das Paradies vom Totenreich trennen, Abraham erweist sich als eine ansprechbare Person.

Der reiche Mann von einst macht einen letzten Versuch, sein Schicksal doch noch zu wenden. Nicht daß er Reue zeigt und um Vergebung bittet, das nicht. Er möchte nur dies eine, **daß Lazarus die Spitze seines Fingers ins Wasser tauche und seine Zunge kühle.** Soll Lazarus ein gutes Wort einlegen? Soll er ihn ein wenig entlasten? Soll er ihn aus der dunklen Zone des Totenreiches herausbringen? Abraham belehrt den Mann im Totenreich: **Du hast dein Gutes zu Lebzeiten empfangen.** Eigentlich merkwürdig, daß nun niemand da ist, der dem Gequälten helfen will. Er ist absolut allein und einsam. Die Liebe, die er in seinem vergangenen Leben nicht weitergeben

konnte, hat nun endgültig für ihn aufgehört. Das ist es, was ihm Pein macht. Er ist verloren.

Merkwürdig, in dieser Situation der Verlorenheit erkennt der ehemals reiche Mann plötzlich den Stellenwert der Nächstenliebe. Er erinnert sich, daß er noch fünf Brüder hat. Und er sieht mit Schrecken, wie auch sie in ihrem Erdenleben nur den Luxus kennen und sich selbst. Er weiß nun die ganze Wahrheit um den wahren Sinn des Lebens, und er möchte etwas tun, damit die Ahnungslosen nicht auch in das ewige Unheil torkeln. Der Tote sieht die Lebenden. Auch da ist anscheinend keine Grenze. Aber er kann für sie nichts tun. Oder vielleicht doch?

Er beginnt wieder ein Gespräch mit dem seligen Abraham. Es ist eine Art Fürbitte: **Tu doch etwas für meine Brüder, damit sie nicht auch an diesen Ort der Qual kommen. Sende Lazarus in meines Vaters Haus, er soll die Brüder warnen.** Aber Abraham gibt ihm eine Antwort, die es in sich hat: **Sie haben Mose und die Propheten; die sollen sie hören.** Mit diesem Appell wird nicht nur dem armen reichen Mann klarer Wein eingeschenkt, sondern auch uns, die wir dieses Gleichnis hören oder lesen. Mose und die Propheten, das ist die Bibel der Juden zur Zeit Jesu. Ein Neues Testament gab es damals noch nicht. Schon in der jüdischen Bibel, in unserem Alten Testament, steht also genug, um uns den Weg zu Gott zu zeigen. Wieviel mehr müßten wir den Weg zu unserem Heil finden, die wir im Neuen Testament durch Jesus und die Apostel so sehr auf das ewigen Leben hingewiesen werden.

Eine Totenerscheinung wäre eindrucksvoller als die Heilige Schrift, meint der arme reiche Mann. Eine Geistererscheinung würde eher zur Buße führen als Mose und die Propheten. Aber auch hier widerspricht Abraham: **Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn jemand von den Toten auferstünde.**

Es ist klar: Ein Diesseitsmensch, der keinen Zugang zur Bibel hat, wird auch nicht durch eine Geistererscheinung zu beeindrucken sein. Wie leicht läßt sich das alles rein innerweltlich erklären als Halluzination oder geistige Verwirrung. Ein Beweis ist damit nicht gegeben. Der Glaube kann nicht durch Beweise zustande kommen, sondern nur durch das gepredigte Wort und die Bereitschaft, auf die Stimme Gottes zu hören. Gott ruft dich durch Jesus Christus aus seiner Ewigkeit. Bist du bereit, seiner Stimme zu folgen?

Gott ruft noch. Sollt ich nicht endlich hören?

Wie laß ich mich bezaubern und betören!

Die kurze Freud, die kurze Zeit vergeht,
und meine Seel noch so gefährlich steht.

Gott locket mich; nun länger nicht verweilet!

Gott will mich ganz; nun länger nicht geteilet!

Fleisch, Welt, Vernunft, sag immer, was du willst,
meins Gottes Stimm mir mehr als deine gilt.

Gerhard Tersteegen

2. Sonntag nach Trinitatis

Das große Abendmahl - Lukas 14, 15-24

Jesus ist in das Haus eines Oberen der Pharisäer eingeladen worden. Erlesene Speisen werden angeboten. Man spricht über Dinge des Glaubens. Zuletzt hat Jesus betont, daß ein barmherziges Verhalten bei der Auferstehung der Gerechten vergolten werden soll. Hier beginnt nun unser Bibeltext: **Als aber einer das hörte, der mit zu Tisch saß, sprach er zu Jesus: Selig ist, der das Brot ißt im Reich Gottes.**

Damit ist das letzte Ziel angesprochen, das uns von Gott bestimmt ist. **Das Brot essen im Reich Gottes** ist eine bildhafte Umschreibung für die himmlische Vollendung. Dazu erzählt Jesus ein Gleichnis, das seine Zuhörer in ganz besonderer Weise betrifft. **Es war ein Mensch, der machte ein großes Abendmahl und lud viele dazu ein.** Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, umschreibt Jesus also mit dem Bild eines feudalen Gastmahles. In der Tat, das ist schon ein edles Vergnügen, mit befreundeten Menschen in einem herrlich geschmückten Raum vor erlesenen Speisen zu sitzen. Manchmal werden wir durch das Fernsehen Zeugen eines großartigen Festbankettes, das die Bundesrepublik ausländischen Gästen gibt. Manchmal haben wir selbst an gediegenen Hochzeitstafeln gegessen und uns beschenken und verwöhnen lassen. Wir können es uns also vorstellen.

Jeder, der zu einem solchen Mahl geladen ist, sieht es als eine Ehre an, dabei sein zu dürfen. Und der Gastgeber wiederum freut sich über seine Gäste. Ist das nicht ein großartiges Bild? Gott will uns am Ende um sich und bei sich haben. Er will uns verwöhnen wie ein großzügiger vornehmer Gastgeber. Man kann den Himmel kaum schöner beschreiben. Und jeder von uns müßte eigentlich schon jetzt in großer Vorfreude auf die zukünftige Herrlichkeit leben.

Wir also sind gemeint! Schon am Anfang unseres Lebens hat Gott uns zu seinem großen Abendmahl eingeladen. Taufe und Konfirmation waren ein erstes, auf Büttenpapier gedrucktes Einladungsschreiben. **Kommt, denn es ist alles bereit!** Wieviele Gelegenheiten gibt es noch immer, die einladende Stimme Gottes zu hören. Es sind nicht nur die Kirchenglocken, die uns zum Gottesdienst rufen, damit wir die einladende Botschaft des Evangeliums hören. Soviele Möglichkeiten der Einladung werden in der Kirche und über die Kirche hinaus angeboten: Gottesdienste im Grünen, Gottesdienste auf dem Marktplatz, Evangelisationen im Zelt oder in der Stadthalle, Kirchentage für ganz Deutschland oder für die Region, Familienfreizeiten, biblische Studienreisen, Wochenendfreizeiten und Auslandsfreizeiten für die Jugend, Gottesdienste im Rundfunk und im Fernsehen, geistliche Betrachtungen und Artikel in Zeitungen und Illustrierten. Wer da behauptet, er hätte noch keine Einladung zum Reich Gottes bekommen, der sagt nicht die Wahrheit.

Gott ruft uns auf vielfältige Weise zu sich. Oft gebraucht er ganz unerwartete Gelegenheiten, um uns die offenen Türen des Vaterhauses zu zeigen. Da sprechen uns Menschen an, die selbst einen starken Glauben haben. Oder in irgendeiner stillen

Stunde überfällt uns die Stimme des Gewissens und erinnert uns an schon Gehörtes. Sie droht nicht, sie quält nicht, sie lockt uns leise und unüberhörbar.

Ein Mann erzählte mir, wie er zum Glauben gefunden hat. Nach dem Krieg überquerte er als deutscher Gefangener auf einem Schiff den Atlantik mit dem Ziel USA. Er lag bei Nacht auf dem Deck dieses Schiffes. Über ihm funkelten vom klaren Firmament die Sterne. Die Unendlichkeit dieses Sternenhimmels und sein bisher erlebtes Leben brachten ihn zu der plötzlichen Erkenntnis, daß Gott existiert und mit ihm zu tun haben will. Von da an konnte er glauben.

Gott hat tausend Wege und Möglichkeiten, um uns seine Einladungskarte zum großen Abendmahl zu überreichen. Und das Heilige Abendmahl, wie wir es wohl schon manchmal in der Kirche mitgefeiert haben, ist ja auch ein deutlicher Hinweis auf das Fest, das Gott am Ende in seiner Ewigkeit mit uns feiern möchte.

Nun zeigt gerade die Teilnahme am Abendmahlsgottesdienst der Evangelischen Kirche, wie klein die Schar derer ist, die sich für das größte Angebot unseres Gottes gewinnen läßt. Zugegeben, das Abendmahl in der Kirche ist nur ein ganz bescheidenes Mahl. Von einer Oblate und einem kleinen Schluck Wein kann niemand satt werden. Und das kurze Verweilen vor dem Altar läßt wohl auch kaum die Freude christlicher Gemeinschaft aufkommen. Aber wir sind uns ja dessen bewußt, daß mit diesem Mahl vor dem Altar lediglich ein Zeichen gegeben ist, das im Glauben angenommen werden möchte. Wer als gläubiger Christ kommuniziert, der wird darin durchaus eine geistliche Stärkung gewinnen können.

Es ist wohl nicht die Schlichtheit des Gottesdienstes oder des Altarsakraments schuld daran, daß nur eine kleine Schar den Ruf hört: **Kommt, denn es ist alles bereit!** Jesus zeigt uns in seinem Gleichnis den eigentlichen Grund für das Zurückweisen der Einladung Gottes. Da heißt es: **Und sie fingen an alle nacheinander, sich zu entschuldigen.** Der eine wegen seines neugekauften Ackers, der andere wegen seiner fünf Gespanne Ochsen, der dritte wegen seiner frisch geheilichten Frau. Es sind die ganz natürlichen Dinge und Ereignisse des Lebens, die hier für wichtiger gehalten werden als das große Angebot Gottes. Der Berufsalltag nimmt uns in Anspruch, es kann kaum anders sein. Ehe und Familie bedeuten eine starke Bindung und stehen sogar unter Gottes Segen. Wer könnte etwas dagegen haben, daß wir uns mit gutem Gewissen immer wieder den naheliegenden Dingen dieser Welt zuwenden?

Der entscheidende Punkt ist der, daß zwischen dieser Welt und dem Reich Gottes ein riesiger Unterschied besteht. Die zukünftige Gotteswelt ist soviel größer und zukunftsträchtiger als all das, was uns im Alltag des Lebens entgegenkommt und gefangenimmt. Jesus will uns mit seinem Gleichnis bewußt machen, daß Gott den ersten Platz in unserem Herzen beansprucht. Da er uns täglich mit seiner Liebe beschenkt, sollen wir zuerst nach seinem Reich trachten und nach seiner Gerechtigkeit. Danach dürfen wir uns auch um alles andere kümmern. Wir stellen die Reihenfolge immer wieder auf den Kopf: Zuerst die Dinge des Berufslebens, die Welt des Eros, unsere Liebhabereien, Hobbys und Interessen. Und wenn sich dann ab und zu mal etwas

Leerlauf ergibt, erlauben wir dem lieben Gott, daß er bei uns anklopft. Mit einer solchen Winkelexistenz kann Gott aber nicht zufrieden sein, denn er ist Gott.

Die Geschichte, die Jesus uns vom großen Abendmahl Gottes erzählt, bekommt schließlich einen sehr ernsten Ton. Es heißt: **Da wurde der Hausherr zornig.** Ich denke, wären wir an seiner Stelle gewesen, hätten wir vermutlich ganz ähnlich reagiert. Eingeladene Gäste, die uns versetzen und anderes für wichtiger halten als das freundschaftliche Gespräch an unserer Tafel, die werden wir so schnell kein zweites Mal bitten. Sollte Gott mit uns anders verfahren, wenn wir sein großes Angebot ausschlagen?

Die Geschichte nimmt eine erstaunliche Wende. Der Hausherr schickt seine Knechte hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt. Er holt sich die Armen, Verkrüppelten, Blinden und Lahmen in sein Haus. Danach gibt es eine weitere Einladungswelle hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune. Mit diesen bildhaften Zügen umschreibt Jesus die Ausweitung seiner Evangeliumsverkündigung in die ganze Welt. Die Juden, zu denen er zuerst gesandt war, nahmen seine Einladung nicht an. Sie lehnten den Sohn Gottes ab und sorgten dafür, daß er gekreuzigt wurde. So ging der Ruf Gottes schließlich über Israels Grenzen hinaus in die Völkerwelt.

Wir schauen inzwischen zurück auf 2000 Jahre christliche Verkündigung der Kirchen in aller Welt. Die Aktualität des Gleichnisses vom großen Abendmahl ist noch immer gegeben. Waren einst die Juden den erstgeladenen Gästen vergleichbar, die sich der Reihe nach entschuldigten, so sind es heute viele getaufte Christen, die der Botschaft Gottes nichts mehr abgewinnen können. „Die Kirche läßt mich kalt“, sagen viele Zeitgenossen von heute. Man kann den Widerstand gegen das Christliche und Kirchliche oft deutlich zu spüren bekommen, wenn man aufmerksam die Gespräche in den Talkshows des Fernsehens verfolgt. Da werden Desinteresse, Gleichgültigkeit, krasser Unglaube und böswillige Feindschaft hörbar. Es scheint geradezu Mode zu sein, der Institution Kirche alles Mögliche anzulasten. Nun gut, die sichtbare Institution Kirche ist nicht das Endziel der Wege Gottes. Aber immerhin ergeht durch sie vor allem die Einladung Gottes an die Menschen unserer Zeit.

Gott möchte vor allem dies eine, **daß sein Haus voll wird.** So wendet er sich eben solchen Menschen zu, die nichts vorzuweisen haben. Vielleicht möchten wir bei denen sein. Es geht immerhin um unsre „ewige Seligkeit“.

O sammle deine Herden dir aus der Völker Zahl,
daß viele selig werden und ziehn zum Abendmahl.
Schließ auf die hohen Pforten, es ström dein Volk heran;
wo noch nicht Tag geworden, da zünd dein Feuer an!

Christian G. Barth

3. Sonntag nach Trinitatis

Der verlorene Sohn - Lukas 15, 11-32

1. Wer von Gott wegläuft, den läßt er laufen.

Warum laufen Kinder ihren Eltern weg? Warum hat der jüngere Sohn das Haus seines Vaters verlassen? Ganz sicher war es der Drang, die große Freiheit erleben zu wollen. „Wenn ich erst mal achtzehn bin!“ sagen die Teenager heute und sehen im Geiste ungeahnte Möglichkeiten auf sich zukommen. Hoffnung auf Freiheit verbindet sich auch mit dem Losgelöstsein von Gott. Das beginnt schon bei den Konfirmanden. „Wenn ich erst mal konfirmiert bin, dann sieht mich so schnell keiner mehr in der Kirche!“ Und der aufgeklärte Erwachsene denkt: Man soll es mit der Religion nicht übertreiben, man muß nicht dauernd in die Kirche rennen. Das tun nur die Scheinheiligen. Und so sagt er denn dem lieben Gott lebewohl und geht seine eigenen Wege.

Gott hält keinen von uns zurück. Jeden, der sich das in den Kopf gesetzt hat, läßt er seine Freiheit erleben. Jedem gibt er die Möglichkeit, es ohne ihn zu probieren. Schon manch einer hat sich gefragt: Warum macht Gott der Gottlosigkeit kein Ende? Warum hat er auch die schlimmsten Teufeleien auf dieser Erde zugelassen und läßt sie noch immer zu? Antwort: Gott gibt jedem Menschen die Möglichkeit, sich frei zu entscheiden. Du mußt also keineswegs glauben. Du mußt also keineswegs gut sein. Du kannst es auch ohne Gott versuchen, so wie es die meisten tun. Aber bedenke eins: Wie man sich bettet, so liegt man. Die Freiheit von Gott mag verlockend aussehen. Aber wird es ohne Gott wahre Freiheit geben?

2. Ohne Gott ist der Mensch verloren, ohne Gott ist er tot.

Dieser Satz klingt zunächst übermäßig radikal und hart. Aber im Gleichnis, das Jesus erzählt, steht es so. **Dieser mein Sohn war tot, dieser mein Sohn war verloren.** Am weiteren Verlauf der Geschichte wird deutlich, was gemeint ist. Es heißt kurz und ergreifend: **Der Sohn zog in ein fernes Land; und dort brachte er sein Erbteil durch mit Prassen.** Prassen, das meint ein zügelloses, verschwenderisches Leben. Man kann es sich so richtig vorstellen, in welcher Großmannssucht der Sohn gelebt hat und wie er dabei von anderen ausgebeutet worden ist. Irgendwann ist sein Reichtum aber zu Ende. Die Taschen sind leer. Hinzu kommt eine große Hungersnot, die das Land heimsucht. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich in die Knechtschaft eines Bürgers zu begeben. **Der schickt ihn auf das Feld, um die Säue zu hüten.** Nun ist der große Freiheitsheld ganz unten angekommen, bei den Schweinen. Für jüdische Ohren muß dies besonders schimpflich geklungen haben, denn für Juden ist das Schwein ein unreines Tier.

Wohl gemerkt, Jesus erzählt hier ein Gleichnis. In dem jüngeren Sohn ist manch ein gottferner Mensch von heute abgebildet, der sich hemmungslos einer freizügigen Lebensweise hingibt: Alkohol, Drogen, teure Autos und leichte Mädchen. Da wird man innerlich leer und immer leerer. Man brennt aus und landet zuletzt im übertragenen

Sinn bei den Schweinen. Hier könnte man Tausende von Lebensschicksalen als Beispiel anführen.

3. Ein tieferes „In-sich-Gehen“ führt zur Umkehr

Der jüngere Sohn, der auszog, die Freiheit kennen zu lernen und der nun bei den Schweinen angekommen ist, **ging in sich**. Was bedeutet das, **in sich gehen**? Nun, bei den Schweinen hat er Zeit zum Nachdenken. Vor seinen inneren Augen taucht das Vaterhaus auf, die wunderbare Ordnung des elterlichen Anwesens, die Liebe, das Vertrauen, das Sich-Verstehen. Es überfällt ihn das Heimweh nach dem Vater und wohl auch nach der Mutter. Er sehnt sich auch danach, wieder vernünftig essen und trinken zu können. **Zuhause, da haben die Tagelöhner Brot die Fülle und ich verderbe hier im Hunger**. Das heißt, er bilanziert sein augenblickliches Leben. Er wird sich seines Elends und seiner Schuld bewußt. Und auf diese Weise wird er bereit umzukehren. Er wird bereit, ganz unten wieder anzufangen: **Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin hinfert nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner!** Hier beginnt die Chance der Neuwertung. Der nächste Schritt heißt nun: **Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater**. Wenn das doch heute die Verlorenen begreifen würden, was zu ihrer Umkehr dient! Wenn es doch die begreifen würden, die von Gott weggelaufen sind und nun vor dem Scherbenhaufen ihres Lebens sitzen!

4. Wer umkehrt, dem kommt Gott entgegen.

Im Gleichnis vom verlorenen Sohn zählt jedes Wort. **Als er aber noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn**. So sehr der Sohn sich nach dem Vater gesehnt hat, der Vater sehnt sich noch viel mehr nach dem Sohn. **Es jammerte ihn**. Dieses Wort muß man im griechischen Urtext lesen. Es meint einen Zustand des äußersten Ergriffenseins. Der Vater hat auf seinen zerlumpten Sohn gewartet. Und nun kommt der Erwartete heim. Der altgewordene Mann sieht ihn schon, als er noch weit entfernt ist. Welch eine Freude! Wie groß muß doch die Sehnsucht Gottes nach uns Menschen sein, daß Jesus sie in seinem Gleichnis so eindrucksvoll abbilden kann! Wie groß muß die Freude im Himmel sein über einen, der umkehrt und Buße tut! Vom Vater heißt es weiter: **Er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn**. Manch ein Maler hat diesen ergreifenden Augenblick im Bild festgehalten, Rembrandt zum Beispiel.

Jesus kommt in diesem Gleichnis, das er erzählt, anscheinend nicht vor. Und doch könnte man sagen, dies ist genau der Punkt, wo es heißt: **Er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn**. Die ausgebreiteten Arme des Vaters weisen hin auf die ausgebreiteten Arme unseres Erlösers am Kreuz. Unsre Schuld, die wir uns aufgeladen haben, hat Jesus uns abgenommen. Er hat sie für uns getilgt. Wenn wir nur bereit sind, ihn um Vergebung zu bitten, wollen seine ausgebreiteten Hände am Kreuz uns die vergebende Liebe des Vaters zusprechen. Das Gleichnis erzählt es so: Nachdem der Sohn vor dem Vater sein Sündenbekenntnis abgelegt hat, gibt der Vater ihm **das beste**

Gewand, einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße. Schließlich läßt er ein Fest ausrichten und schlachtet das **gemästete Kalb.** Dann heißt es: **Und sie fingen an, fröhlich zu sein.**

Die Freude des Himmels, das Fest, das Gott mit uns feiern möchte, beginnt schon hier in diesem Leben. Menschen, die sich bekehrt haben, erzählen immer wieder von der großen Freude, die sie hernach empfunden haben. Aber natürlich ist das Fest auch ein Hinweis auf die Freude, die für uns Christen einmal im Himmel Wirklichkeit werden soll. Wir haben einen großen Gott. Sein Entgegenkommen ist ohne Ende.

5. Wir sollten uns freuen über Gottes Entgegenkommen.

Das Gleichnis hat noch einen zweiten Teil, die Geschichte von dem daheimgebliebenen Sohn. Manch ein Bibelausleger hat gerade in dem älteren Bruder den verlorenen Sohn gesehen. Als der davon hört, wie sehr der Vater dem jüngeren Bruder entgegengegangen ist, verstockt er sich so sehr, daß er auch durch das freundliche Zureden des Vaters nicht mehr gewonnen werden kann. Eigentlich sollte er sich mit freuen. Der Vater kommt auch ihm entgegen. Er geht zu ihm hinaus aufs Feld und redet mit ihm freundlich. Aber der Verstockte will davon nichts wissen. **Soviele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten.** Hier klagt der Selbstgerechte den Vater an und zerstört damit die herzliche Beziehung zu ihm.

Der Vater rechtfertigt sich: **Kind, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein, denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.**

Wem erzählt Jesus eigentlich dieses tiefsinnige, zu Herzen gehende Gleichnis? Es sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, die ausgesprochen frommen Juden. Sie entsprechen dem daheimgebliebenen, gehorsamen Sohn. Sie bemühen sich, die Tora und ihre Auslegungen lückenlos zu befolgen. Aber sie können Jesus nicht verstehen, der den Verlorenen nachgeht und ihnen Gottes Vergebung zuspricht. Sie können sich nicht mitfreuen über die Umkehr der Sünder. Sie grollen Jesus, der Gottes Liebe so großzügig auslegt. Ausgerechnet sie als die Frommen stehen zum Schluß abseits.

Die Botschaft des Gleichnisses, die uns persönlich angeht, lautet: Gott ist unser Vater, mit dessen großzügigem Verzeihen wir rechnen dürfen. Er geht auf alle seine Kinder ein, er geht ihnen allen entgegen. Seine Liebe ist unvorstellbar und unauslotbar groß. Auch wir sind von ihr umgeben, und wir sollten sie jedem gönnen, dem wir begegnen, auch dem, der sie anscheinend nicht verdient hat.

Ich bete an die Macht der Liebe,
die sich in Jesus offenbart,
ich geb mich hin dem freien Triebe,
wodurch auch ich geliebet ward;
ich will, anstatt an mich zu denken,
ins Meer der Liebe mich versenken.

Gerhard Tersteegen

4. Sonntag nach Trinitatis

Jesus und die Ehebrecherin - Joh. 8, 2-11

Kann denn Liebe Sünde sein? Mit dieser Frage beginnt ein alter deutscher Schläger. Und es scheint so, als liege die Antwort schon in der Frage. Natürlich kann Liebe keine Sünde sein, denn die Liebe ist an sich immer etwas Gutes.

Nun wissen wir allerdings, daß mit der Liebe im Schläger nicht die christliche Liebe, die Agape, gemeint ist, sondern die erotische Liebe oder sogar nur der banale Sex. Und das ist ja doch eine Liebe, die nicht unbedingt nach der Treue fragt, die nicht den anderen mit all seinen Eigenheiten und Schwächen tragen will, sondern eine Liebe, die nur begehrt, eine Liebe, die vor allem den Lustgewinn im Auge hat.

Ich denke, wir haben ein Gespür dafür, daß eine solche Liebe durchaus zur Sünde werden kann. Eine Ehe kann dadurch in Gefahr geraten oder gar zerstört werden. Aber das ist ja nun kennzeichnend für unsere Zeit, daß man in Sachen Ehebruch nicht zimperlich ist. Man genehmigt sich und den anderen die große Freiheit. Man kämpft gegen alle kleinbürgerliche Moral, man übergeht alle Tabus in Sachen Sex.

Und die Christen werden als Moralapostel lächerlich gemacht.

Kann denn Liebe Sünde sein? Aber natürlich nicht, sagt man, denn alles, was Spaß macht, ist erlaubt. Wer sollte etwas dagegen einwenden können? Nun bleibt allerdings merkwürdigerweise bei aller modernen Freizügigkeit die menschliche Schwachheit der Eifersucht bestehen. Treulosigkeit in der Liebe oder Ehe kann noch immer die schlimmsten Haßgefühle auslösen und sogar bis hin zum Mord führen. Auch werden noch immer als Folge der körperlichen Liebe Kinder geboren, die auf Schutz und Hilfe ihrer Eltern angewiesen sind. Also bleibt die Untreue eine nicht zulässige Grenzüberschreitung, eben eine Sünde. Und solche Sünde müßte doch eigentlich bestraft werden. Oder etwa nicht?

Die Pharisäer, eine extra fromme Partei zur Zeit Jesu, haben sich mit der Sünde des Ehebruchs nicht abfinden können. Und sie hatten das Strafgesetzbuch des Judentums auf ihrer Seite. Dieses Gesetzbuch bestand aus den Anweisungen des Mose. Der hatte zum Thema Ehebruch verordnet: **Du sollst nicht Ehe brechen!** Wir kennen es als das sechste Gebot. Aber darüber hinaus hatte Mose geboten: **Wenn jemand die Ehe bricht mit der Frau seines Nächsten, der soll des Todes sterben, Ehebrecher und Ehebrecherin.**

Uns schaudert beim Gedanken an die Todesstrafe. Bei uns ist sie abgeschafft worden. Und gar bei ehelicher Untreue würde niemand auf den Gedanken kommen, daß hier die Untat mit dem Tod geahndet werden müßte. Aber früher war halt alles anders. Und besonders vor 2000 Jahren galt die unerbittliche Strenge des Moralgesetzes. Und so haben die Pharisäer das bestehende Recht auf ihrer Seite, als sie über eine Frau zu Gericht sitzen wollen, die auf frischer Tat beim Ehebruch ergriffen worden ist.

Doch ehe sie urteilen, entdecken sie die fabelhafte Möglichkeit, mit dieser Sache den Rabbi Jesus auf die Probe zu stellen und ihn unmöglich zu machen. Jesus soll Farbe

bekennen: Steht er auf der Seite des Mose oder auf der Seite der Zöllner und Sünder? Liegt er noch auf der Linie des herrschenden Judentums oder hat seine Sünderliebe ihn bereits zum Ketzer gemacht? **Mose hat uns im Gesetz geboten, solche Frauen zu steinigen. Was sagst du?** Wir spüren gleich, wie heikel diese Fangfrage für Jesus sein muß. Indem wir uns in seine Lage versetzen, merken wir, daß weder das eine noch das andere der richtige Weg sein kann. Stimmt Jesus der Steinigung der Frau zu, verrät er seinen Auftrag, sich für die Sünder einzusetzen und sie zu retten. Stimmt er der Steinigung nicht zu, wird er zu einem Feind des mosaischen Gesetzes.

Auch heute besteht die Gefahr, Jesus falsch einzuschätzen. Daß er sich mitunter in schlechter Gesellschaft befunden hat, wird gern so ausgelegt, als sei er ein Feind aller Moralapostel gewesen, als habe er mit seiner Großzügigkeit alle Sünden zugedeckt. Aber vergessen wir bitte nicht seine Worte in der Bergpredigt: **Wer eine Frau ansieht, sie zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.** So gesehen geht Jesus in seiner Sündenbeurteilung sogar noch über Mose hinaus. Und doch ist sein Richten über uns von ganz anderer Art als bei den Schriftgelehrten und Pharisäern seiner Zeit.

Zunächst fällt auf, daß Jesus kein Mann der vorschnellen Entschlüsse ist. Er läßt sich Zeit. Er schreibt in aller Ruhe mit dem Finger auf die Erde. Die Spannung der Zuschauer steigt. Die Angst der betroffenen Frau wächst ins Unermeßliche. Die ungeduldrigen Fragesteller haken schließlich nach. Jetzt wollen sie's wissen. Jesus scheint in einer Zwickmühle zu stecken. Die pharisäischen Richter kennen keine Gnade, sie kennen nur das Gesetz. Am liebsten würden sie mit der Frau auch gleich noch Jesus steinigen.

Aber dann sagt Jesus mit ruhiger Stimme jenen Satz, der Weltbedeutung gewonnen hat: **Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.** Plötzlich hat sich die Situation völlig gewandelt. Der potentielle Angeklagte ist selber zum Ankläger geworden, nicht gegenüber der schuldigen Frau, sondern gegenüber den keineswegs sündlosen Richtern. Hier erfahren wir etwas von der göttlichen Klugheit und Vollmacht unseres Herrn. Die, die selbstherrlich über die sündige Frau urteilen, werden durch Jesus aufgefordert, in sich zu gehen und die eigene Sünde zu bedenken. Gerade mit der Sexualmoral hatten die Männer damals ihre Probleme. Es muß auffallen, daß sie nur die Ehebrecherin aburteilen wollen, den Ehebrecher aber haben sie entkommen lassen. Wie scheinheilig! Dem ehebrecherischen Mann sieht man die Sünde nach, aber die Frau soll büßen.

Jesus legt mit seinem Wort den Finger auf eine wunde Stelle. Auch Männer machen sich schuldig. Auch jene selbstgerechten Pharisäer haben ihr Schuldkonto vor Gott. Die Ältesten unter den Anklägern begreifen es anscheinend zuerst. Sie verlassen kleinlaut den Schauplatz der Handlung. Und die Jüngeren folgen nach. Also, wer schlechthin als Sünder unter dem Urteil Gottes steht, der soll sich nicht anmaßen, einen anderen Sünder zu richten. Jesus trifft jetzt auch uns mit seiner Auffassung mitten ins Gewissen.

Aber was wird nun aus dem Strafgesetzbuch der Juden, was aus den Strafgesetzbüchern unserer Zeit? Wenn nur sündlose Menschen richten dürfen, wer kann dann überhaupt noch ein Gerichtsurteil fällen? Sollte man nicht gleich allem Unrecht freien Lauf lassen? So kann es von Jesus nun auch wieder nicht gemeint sein. Nein, er will uns mit seinem Urteilswort sensibilisieren. Keiner soll lieblos richten, auch wenn von höherer Stelle noch immer gerichtet werden muß.

Jesus selbst gibt das Beispiel, wie mit der Sünde verfahren werden soll. Zunächst wendet er sich freundlich an die Frau, die mit ihrem Tod gerechnet hat. **Wo sind sie, Frau? Hat dich niemand verdammt?** Es klingt ein wenig nach Ironie. Sieh mal, Frau, all deine Ankläger haben anscheinend auch kein sauberes Gewissen. Du stehst mit deiner Schuld nicht allein da.

Sie antwortet: **Niemand, Herr.** D.h. ehrfürchtig redet die Frau Jesus an. Sie hat seine Autorität erkannt. Aber nun bleibt er als Richter übrig. Wie wird er entscheiden? Eigentlich ist Jesus der einzig Schuldlose dieser Welt, so daß er das Recht hätte, den ersten Stein zu werfen. Stattdessen sagt er zu ihr: **So verdamme ich dich auch nicht.** Aber gleich danach kommt die Anweisung: **Geh hin und sündige hinfort nicht mehr!**

Es bleibt also dabei: Auch Jesus stellt sich gegen die Sünde, obwohl er der Sünderin das Leben geschenkt hat. Aber jetzt weiß die Frau, wie sie mit der Sünde dran ist. Ehebruch bleibt bei Jesus Ehebruch. Kinder brauchen für eine gesunde Entwicklung die verlässliche Liebe ihrer Eltern. Ehegatten, die sich sooft der Liebe versichert haben, sollen diese Liebe in der Treue bewahren. Grenzüberschreitungen in Sachen Liebe und Ehe können Gott nicht gefallen. **Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.**

Jesus hat offenbar gemeint, daß es möglich ist, die Gebote Gottes zu halten. Da, wo einer den festen Willen hat, da kann er auch etwas Gutes bewirken. Und noch besser: Da, wo Jesus von Schuld befreit, da, wo er die Sünde vergibt, da schenkt er auch die Kraft zur Neuwerdung, die Kraft zum Gutsein. Wenn wir uns anstrengen, mit den Versuchungen der Welt allein fertig zu werden, werden wir immer wieder scheitern. Wo wir aber Gott um seine Hilfe bitten und um seinen Schutz, da werden wir das Böse überwinden und das Gute tun können.

Ein reines Herz, Herr, schaff in mir,
schließ zu der Sünde Tor und Tür;
vertreibe sie und laß nicht zu,
daß sie in meinem Herzen ruh.

Dir öffn ich, Jesu, meine Tür
ach komm und wohne du bei mir;
treib all Unreinigkeit hinaus
aus deinem Tempel, deinem Haus.

Heinrich G. Neuss

5. Sonntag nach Trinitatis

Nachfolge und Selbstverleugnung - Lukas 14, 25-33

So auch jeder unter euch, der sich nicht lossagt von allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein. Sich-lossagen, entsagen, sich-selbst-verleugnen, darum geht es in diesem Text. Entsagung um Jesu willen, um des Reichs Gottes willen, seit Jahrhunderten hat es immer wieder Menschen gegeben, die das versucht haben oder denen es sogar gelungen ist. Denken wir nur an die Eremiten der alten Kirche oder an die Bettelmönche des Mittelalters.

Bei uns löst im allgemeinen das Wort Entsagung eher Widerwillen und Ablehnung aus. Wir können das finstre Asketentum des Mittelalters nicht nachvollziehen. Man stelle sich das einmal vor: Hungern und Durst erleiden, barfußgehen mit dem Bettelsack auf dem Rücken, in ungeheizten Klosterzellen nächtigen, womöglich auf dem kalten Steinfußboden, niedrigste Dienste versehen und sich von aller Welt um dieser Niedrigkeit willen auch noch verspotten lassen, das wäre nichts für uns.

Dieser ganze Spuk paßt nicht in unsre lebensbejahende, diesseitsfrohe Welt. In unsrer heutigen Zeit liegt das höchste Ideal genau im Gegenteil der Entsagung: Man setzt auf Konsumfreudigkeit, Genußsteigerung, Lustverherrlichung. Wer wollte angesichts der vollen Schaufenster einer Großstadt dem Wohlstand lebewohl sagen? Wer möchte auf all das verzichten, was die moderne Technik an Erleichterungen geschaffen hat, das Auto, die moderne Kücheneinrichtung mit allem Drum und Dran, das behagliche Wohnzimmer mit Farbfernseher und Stereoanlage? Welcher Pfarrer oder Lehrer wollte schließlich zu den strengen Moralvorstellungen des 19. Jahrhunderts zurückkehren wollen, nachdem sich die sexuelle Aufklärung im ganzen Volk breit gemacht hat.

Nein, entsagen, sich-lossagen von allem, was man hat, das paßt ganz und gar nicht in die heutige Zeit. Man wird schon Schwierigkeiten bekommen, wenn man für das Maßhalten eintritt. Wir fragen also: Was kann Jesus in unserem Bibeltext wohl gemeint haben? Wozu soll man verzichten, sich lossagen, entsagen?

Der Bibeltext hat mich zum Nachdenken gebracht. Und da ist mir aufgegangen, daß der Mensch, auch der sogenannte moderne Mensch, durchaus in der Lage ist zu entsagen. Im zweiten Weltkrieg waren bekanntlich dem deutschen Volk die Kanonen lieber als die Butter auf dem Brot. Da konzentrierte man alle Kräfte der Nation auf ein großes Ziel, auf den Endsieg über Deutschlands Feinde. Worauf hat man damals nicht alles verzichten müssen um dieses Zieles willen!

In der Zeit nach dem Kriege hat man gehungert und gefroren. Man war mit weniger Lohn einverstanden. Man ging Holz sammeln im Wald und las Ähren auf dem Felde. Man war mit einem einfachen Dach über dem Kopf zufrieden, nur um des Überlebens willen. Weil es so viele Menschen betraf, war das Entsagen kein Kunststück.

Oder eine andere Art von aufgezwungener Entsagung: Da überfällt jemanden eine böse und schwere Krankheit wie der Blitz aus heiterem Himmel. Der Arzt schüttelt

bedächtig den Kopf und sagt: „Mein lieber Freund, wenn Sie das überstehen wollen, dann müssen Sie sich schwer zusammenehmen, nicht mehr rauchen, nicht mehr trinken, keine Aufregung, nur noch ganz bestimmte Speisen zu sich nehmen und die Arbeit ganz aufgeben.“ Entsagung um eines höheren Zieles willen! Die Gesundheit wird hier zum höchsten Ziel, und dafür tut man alles, oder besser gesagt, dafür läßt man alles, was man vorher nicht lassen konnte, man entsagt.

Neben der aufgezwungenen Entsagung gibt es auch die freiwillig übernommene. Ein tüchtiger Sportler zum Beispiel wird nur dann zum entscheidenden Erfolg kommen, wenn er sich einer harten Disziplin unterwirft. Es ist manchmal erstaunlich, was ehrgeizige Sportsleute alles aufgeben, um ihr gestecktes Ziel zu erreichen. Da verläßt man in gewisser Weise Vater und Mutter, ja, auch Frau und Kinder. Man ist erfüllt von einem großen Gedanken, dem wird alles untergeordnet. Ebenso in der Forschung, in der Wissenschaft, beim Weltraumflug, bei Expeditionen gibt es selbst erlebten Verzicht und Entsagung. Man weiß eben, wer ein großes Ziel verfolgt, der muß dafür auch Opfer bringen, er muß sich selbst überwinden.

Fragen wir uns nun, welches große Ziel hatte Jesus vor Augen, damit wir seine harten Forderungen nach Verzicht und Entsagung verstehen können. Die Unerbittlichkeit seiner Aussagen läßt schon ein sehr hohes Ziel erwarten. Nur wegen ein bißchen mehr Frömmigkeit wird man wohl kaum Besitz und Familie hintanstellen und das Kreuz auf sich nehmen. Worauf also wollte Christus hinaus? Jesus verwies seine Jüngerinnen und Jünger auf das überirdische Reich Gottes und sagte: Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, alles andere wird euch zufallen. Genau betrachtet entdecken wir hier zwei Ziele, die Gerechtigkeit in dieser Welt und das Reich Gottes.

Jesus sah mit überscharfen Augen schon damals die ganze Hinfälligkeit und Verlorenheit der menschlichen Existenz, er sah das ewige Fressen und Gefressenwerden, die Versklavung der Menschenmassen unter die Herrschsucht und Gewaltmentalität der herrschenden Clique, die Vernebelung des Geistes durch religiösen und sonstigen Irrtum. Er sah die Leiden der Kreatur unter Krankheiten, Katastrophen, Elend, Not und Tod. Wie sollte die Menschheit je aus dieser Finsternis herausfinden? Einzig und allein dadurch, daß einzelne entschiedene Persönlichkeiten eine Vorstellung bekommen von dem Reich Gottes, dem Reich der Liebe und des Friedens, dem Reich der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit. Alle Kräfte seiner Jüngerinnen und Jünger wollte Jesus dahingehend mobilisieren, daß sie dieses Ziel vor Augen hatten, ein Stück des Himmelreiches auf dieser dunklen Erde zu leben und zu verwirklichen.

Das überweltliche Reich Gottes war ein Ansporn und Beweggrund, daß Jesus seinen Leuten versprach, mit ihm in diesem ewigen Himmelreich über den Tod hinaus zu leben. Das ist eine ganz entscheidende und einzigartige Zielvorstellung: Ich darf eines Tages, wenn das Leben in dieser Welt zu Ende geht, wenn ich einen guten Kampf gekämpft habe, durch die Pforte des Todes zu Gott, dem Vater gelangen und zu dem auferstandenen Herrn Jesus Christus und zu der Gemeinde der vollendeten Gerechten.

Am Anfang dieser Ausführungen hatten wir den Eindruck, es sei unsinnig, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen und ein entsagungsreiches Leben zu führen. Nun müssen wir erkennen, daß es sich um des Zieles willen, das Jesus uns vor Augen stellt, tatsächlich lohnt, einen engagierten Einsatz zu wagen. Wie soll die Welt heller, lichter, freundlicher werden, wenn nicht einzelne mutige Christen wie Fackelträger das Licht der Liebe und der Wahrheit in ihrer Umwelt leuchten lassen.

Das eine sollte uns schon klar sein: Aller starke, selbstlose Einsatz ohne eine deutliche Zielvorstellung ist eine völlig unverständliche und sinnlose Angelegenheit. Freiwilliges Verzicht auf irgend etwas ist für uns nur dann sinnvoll, wenn es dadurch möglich wird, freier, beweglicher, einsatzbereiter zu werden für den Herrn, dem wir folgen wollen.

Für uns Christen von heute stellt sich die Frage: Sehen wir überhaupt noch das Ziel, das Christus uns gesteckt hat? Sehen wir, wieviel in unsrer Welt getan werden muß, um dem Willen Gottes mehr Geltung zu verschaffen? Sehen wir auch die wunderbare Zukunft, die unser Herr uns über den Tod hinaus verheißen hat? Wer nicht weiß, worum es im Christenleben geht, der wird wohl kaum dafür etwas einsetzen oder wagen wollen. Für den wird das Eurostück in der Kollekte gerade ausreichend sein.

Jesus macht seinen Jüngerinnen und Jüngern klar: Ihm nachfolgen, das ist kein Spaziergang und auch kein bloßes Sonntagsvergnügen. Da muß etwas investiert werden, Zeit und Kraft und Geld und manches andere mehr. Wer das nicht will, der soll es lieber bleiben lassen. Ja, tatsächlich, so eindeutig sagt es Jesus. Wer einen Turm bauen will, setzt sich ja auch zuerst hin und überschlägt die Kosten, ob er das große Projekt durchführen kann. Wer einen harten Kampf kämpfen muß, der muß logischerweise auch erst überlegen, ob ihm die Kräfte zu seinem Vorhaben ausreichen.

Die Nachfolge Christi entspricht einem großen Turmbau oder einem harten Kampf. Mit billigen Mitteln ist da nichts zu erreichen. Ob die Christenheit in unserem Land heute deshalb so lahm ist, weil sie das Ziel aus den Augen verloren hat, beziehungsweise sich im Bedenken des hohen Einsatzes verkalkuliert hat?

Mir nach, spricht Christus, unser Held,
mir nach, ihr Christen alle!
Verleugnet euch, verlaßt die Welt,
folgt meinem Ruf und Schalle;
nehmt euer Kreuz und Ungemach
auf euch, folgt meinem Wandel nach!

Johann Scheffler

6. Sonntag nach Trinitatis

Der Missionsbefehl Jesu - Matth. 28, 16-20

Der oben angegebene Text dürfte uns vertraut sein. Man spricht von Matthäi am letzten. Bei jeder Taufe eines kleinen Kindes wird er als Einsetzungswort verlesen. Diese Worte des auferstandenen Christus klingen vollmächtig und erhaben: **Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.**

Ob wir das aber wirklich verstehen können, ob uns das tatsächlich im Herzen bewegt, daß Christus soviel Macht hat, daß er sozusagen der Stellvertreter Gottes ist in der sichtbaren und in der unsichtbaren Welt? Können wir da folgen, wenn Christus zu seinen Leuten sagt: **Geht hin und macht zu Jüngern alle Völker?** Haben wir noch soviel Glaubensgewißheit, sind wir davon überzeugt, daß das Evangelium zu allen Menschen gebracht werden muß, zu den nahen und zu den fernen? Es gibt heute ähnlich wie damals einige, die zweifeln. Statistisch betrachtet sind es in Deutschland sogar sehr viele Bürgerinnen und Bürger.

Das beginnt schon damit, daß man immer wieder von getauften Christen den Satz hören kann: Es ist noch keiner von den Toten zurückgekommen. Hier in unserem Bibeltext wird ganz klar bezeugt, daß es den einen, der von den Toten zurückgekehrt ist, eben doch gibt. Es ist der Herr, der seinen Jüngern zu Ostern erschienen ist.

Durch die Auferstehung ist Christus überhaupt erst zu dem geworden, dessen Botschaft Weltniveau bekommen hat. Seit Jahrhunderten haben sich seine Jünger von ihm in alle Welt senden lassen. Durch die Äußere Mission ist das Evangelium weitergegeben worden. Noch im 19. Jahrhundert war unser Volk in der Mission besonders aktiv. Zwei meiner Urgroßväter waren zum Beispiel als Missionare tätig, der eine in Indien, der andere auf Jamaika. Aber auch in Sachen Mission gibt es heute viele Zweifler. Es wird behauptet, die Christenheit habe kein Recht, mit ihrer Botschaft fremde Kulturen zu zerstören. Soll nun der Befehl des erhöhten Herrn - **Geht hin!** - nicht mehr gelten?

Übrigens, Mission ist heute keine Einbahnstraße mehr, auf der die Weißen zu den heidnischen Schwarzen, Braunen oder Gelben gehen. Viele deutsche Gemeinden haben inzwischen erleben können, daß farbige Menschen als bereits getaufte und überzeugte Christen zu ihnen gekommen sind, und ihren Glauben an Christus bezeugt haben. Drei Begegnungen in unserer Gemeinde sind mir noch in lebhafter und guter Erinnerung.

Da war bei uns zu Gast die junge Frau Margarethe Mbah aus Kamerun. Sie wollte uns persönlich sehen und kennen lernen, nachdem wir uns schon viele Briefe geschrieben hatten. Jahrelang hatten wir ihr über eine kirchliche Organisation das Schulgeld bezahlt. Sie war eine fleißige Schülerin, inzwischen hat sie auch erfolgreich studiert und bekleidet nun in ihrer Heimat Kamerun einen verantwortungsvollen Posten in der Wirtschaft. Mit ihr waren wir eines Tages auf einem Aussichtsberg nahe der ehemaligen innerdeutschen Grenze. Beim Anblick der inzwischen gefallenen Grenze hat sie

Gott gepriesen, der die gottlose Herrschaft der Kommunisten zu Fall gebracht hat. Für uns war dies ein eindrucksvolles Zeugnis ihres christlichen Glaubens.

Unsere Kirchengemeinde hat mit ihrem Missionsopfer jahrelang ein afrikanisches Pfarrerehepaar in Namibia unterstützt. Vor einigen Jahren kam die afrikanische Pfarrfrau in unsere Gemeinde und hat in schlichter, aber recht überzeugender Weise ihren christlichen Glauben bezeugt. Später schrieb sie aus Afrika einen lieben Brief und bedankte sich für unsere Missionsgabe, die danach einer Gemeinschaft von ehemaligen afrikanischen Bibelschülerinnen zugute kommen sollte.

Besonders bewegend war in unserer Gemeinde das Auftreten eines südafrikanischen Pfarrers. Er diente für ein Jahr in unserer Landeskirche und hat in vielen Gemeinden von seinem Glauben an Jesus Christus Zeugnis abgelegt. Nachdem wir ihn kennen gelernt hatten, las ich ein von ihm verfaßtes Buch, in welchem er seine spannende Bekehrungsgeschichte erzählt, von dem Sohn eines okkulten Zauberpriesters zu einem aufgeweckten Theologen. Ich mußte staunen über die Wege, die Christus seine Leute führt.

Daß Jesus Christus wirklich alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden, das wird daran deutlich, wieviel Kraft des Heiligen Geistes noch immer in dieser Welt ist, um Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit von der Liebe Gottes zu führen. Rund um den Globus gibt es circa zwei Milliarden Christen, die in irgendeiner Kirche eingegliedert sind. Das ist etwa ein Drittel der gesamten Menschheit.

Hätte es nicht vor 100 oder 200 Jahren jene mutigen Glaubenspioniere gegeben, die dem Missionsbefehl unseres Herrn gehorsam waren und als Missionare in die fremden Länder gegangen sind, so wären christlicher Glaube und christliche Bildung nicht in jene afrikanischen Regionen gekommen, aus denen unsere oben erwähnten Gäste zu uns gereist sind. Heidentum bedeutet noch heute für viele Menschen in Afrika Angst vor schadenstiftenden Dämonen und bösen Geistern. Heidentum läßt die Menschen in ihren Krankheiten verkommen. Da bleibt nur die obskure Quacksalberei der Zauberpriester. Heidentum beschert besonders den Frauen unwürdige und demütigende Verhältnisse in der Polygamie und im Arbeitsleben der Eingeborenen.

Nun kann man natürlich nicht behaupten, daß durch die Ausbreitung des christlichen Glaubens alle Mißstände mit einem Mal behoben worden wären. Dazu sind die Menschen viel zu versuchlich und zu schwach. Mit den Missionaren kamen ja auch die Geschäftemacher und Abenteurer aus Europa. Es kamen gewalttätige Ausbeuter, Herrenmenschen und Soldaten. Sie alle galten als getaufte Christen. Aber welch böses Zeugnis gaben sie mit ihrem Lebenswandel!

So hat der Feind immer wieder Unkraut unter den Weizen gesät, so, wie es seine Art ist von Anbeginn der Welt. Und doch ist dadurch die Vollmacht des auferstandenen Herrn nicht in Frage gestellt. Er hat es schon ganz am Anfang abgelehnt, das Unkraut aus dem Weizenfeld zu entfernen. Beides soll miteinander wachsen und reifen. Aber am Ende wird sich eben doch erweisen, was Weizen und was Unkraut ist.

Glaubwürdiges Christsein ist heute gefragt, bei uns und in aller Welt. Jesus will Jüngerinnen und Jünger haben, die nicht durch Zweifel umgetrieben sind, sondern die ihn

als ihren Herrn anbeten und sich an seine Lehre halten. Christlicher Glaube ist nicht Stillsteh-Glaube, sondern Hingeh-Glaube. Das jedenfalls sagt der Missionsbefehl ganz deutlich. Für uns ist es wichtig, daß wir in unserem eigenen Lande mit unserem Leben und, wo es geht, auch mit dem Wort, Christus und seine Wahrheit bekennen.

Versetzen wir uns zum Schluß noch einmal für einen Augenblick zurück an jenen Anfang, als Jesus einem kleinen Kreis von Jüngern auf jenem unbekanntem Berg in Galiläa erschienen ist. Da stand auf der einen Seite der österliche Christus, auf der anderen Seite seine Leute, die ihm nachgefolgt sind. Wie sollten diese wenigen Menschen den universalen Befehl ihres Herrn wahr machen? Woher sollten sie die Kraft, den Mut und den Geist nehmen, um das große Missionswerk zu vollbringen?

Es ist ein Geheimnis, daß die Mission zu dem geworden ist, was wir heute nach 2000 Jahren als Ergebnis feststellen können. Da wird sichtbar, es lag nicht an den großen Fähigkeiten oder klugen Überlegungen jener ersten Christusbefolger, die zu einer machtvollen Ausbreitung der christlichen Botschaft führten. Es war die Kraftwirkung des erhöhten Herrn, der täglich unsichtbar in der Mitte seiner Leute wirkte. Er hatte es schon ganz zu Anfang bekräftigt, daß er seine Apostel nicht allein lassen werde. **Siehe**, sagte er ihnen, **ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.**

Dieses Wort sollte ihnen Mut machen und ihnen seine Nähe bezeugen. **Er ist wirklich da, wo zwei oder drei sich in seinem Namen versammeln.** Er ist auch heute da, unter Christen in aller Welt, und achtet darauf, daß sie ihm vertrauen und gehorchen. Er ist gegenwärtig in seinem verkündigten Wort und zeichenhaft in seinem Heiligen Mahl. Er teilt sich uns mit in allen guten Regungen unseres Herzens und in den Äußerungen unseres Gewissens.

Kein Christ soll sich überfordert fühlen durch das, was ihm das Wort des Herrn gebietet. Der Herr schenkt uns Mut und Zuversicht, er schenkt uns Glaubensgewißheit und eine liebevolle Ausstrahlung. Lassen wir uns von ihm an die Hand nehmen, daß wir etwas tun zur Ehre seines Namens, daß durch uns anderen Menschen geholfen wird und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Heiland, deine größten Dinge beginnest du still und geringe.

Was sind wir Armen, Herr, vor dir.

Aber du wirst für uns streiten und uns mit deinen Augen leiten;
auf deine Kraft vertrauen wir.

Dein Senfkorn, arm und klein, wächst ohne großen Schein doch zum Baume,
weil du, Herr Christ, sein Hüter bist, dem es von Gott vertrauet ist.

Albert Knapp

7. Sonntag nach Trinitatis

Jesus – Brot des Lebens - Joh. 6,30-35

Muß man als Christ ein schlechtes Gewissen haben, wenn einem das tägliche Brot gut schmeckt, ob es sich um das knusprige Brötchen auf dem Frühstückstisch oder um eine köstlich zubereitete Lachsforelle auf dem Mittagstisch handelt? Ich denke, man muß nicht. Jesus selbst hat nicht wie ein Asket gelebt. Er lehrte uns, um das tägliche Brot zu bitten. Also wird er nichts dagegen haben, wenn wir es mit Dankbarkeit genießen.

Nur sollten wir uns auch immer wieder vor Augen halten, daß in vielen Ländern das tägliche Brot Mangelware ist und sollten bereit sein, mit unserem Geld dem Mangel abzuhelpen. Brot ist ganz sicherlich die Grundvoraussetzung zum Leben, und zwar Brot im umfassenden Sinn, Nahrung und Kleidung, ein Dach überm Kopf und anderes. Es wird in der Zukunft der Welt noch viel Kampf und Verzweiflung geben, weil dieses tägliche Brot ungleich verteilt ist: die einen haben zuviel davon – und zu denen gehören wir -, die anderen haben sehr wenig, und es gibt auch welche, die fast gar nichts haben.

Ein Spitzenpolitiker, der der Menschheit für immer Brot garantieren könnte, wäre ein von allen umjubelter Mann. Wenigstens vorübergehend hat Mose im Alten Bund das fertiggebracht, als er den Israeliten das Manna gab. Wenigstens vorübergehend hat auch Jesus das möglich gemacht, als er die 5000 Menschen mit Broten und Fischen speiste. Verständlich, daß die derart Beschenkten ihn zum Brotkönig machen wollten. Aber wie wir wissen, hat er sich dem entzogen. Dahinter steht eine Überzeugung, die er schon in der Versuchungsgeschichte offenbart hat: **Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von dem Wort, das durch den Mund Gottes geht.** In unserem Textwort bekennt Jesus: **Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.**

Mit diesem Selbstzeugnis macht Jesus uns auf eine ganz andere Dimension aufmerksam. Neben dem irdischen, materiellen Leben gibt es ein Leben, das qualitativ um vieles höher steht. Die Bibel nennt es ewiges Leben. Das Besondere am Johannes-Evangelium ist dies, daß mit dem ewigen Leben nicht allein das Leben nach dem Tod gemeint ist, sondern grundsätzlich das Leben aus Gott, das schon hier und jetzt beginnt und dann allerdings bis in die Ewigkeit reicht.

Versuchen wir es noch deutlicher zu sagen, was mit dem Begriff ewiges Leben gemeint ist. Ich begann meine Predigt mit einer Lobrede auf das tägliche Brot und zählte zum täglichen Brot auch das materielle Eigentum, mit dem wir uns täglich umgeben. Ist es nicht so, daß wir alles besitzen können, was uns das Wohlstandsleben heute zu bieten hat, und doch verfehlen wir dabei das spezifisch Menschliche? Was nützt der schönste Luxus bis hin zu einem Ferienhaus in Spanien, wenn wir innerlich nicht fröhlich oder zufrieden sind? Das eigentliche Leben spielt sich doch da ab, wo wir mit anderen Menschen wirklich glücklich sind, wo wir verantwortliches Ich sind im

Gegenüber zum Du, wo wir entscheiden müssen, ob wir gut sein wollen oder böse, ob wir unsre Aufgaben richtig erfüllen oder uns einfach gehen lassen. Richtig leben, das müßte doch heißen, sich und seine Triebe, seine Launen und Schwächen unter Kontrolle haben. Richtig leben, das müßte auch dies bedeuten, daß wir den Sinn des Daseins verstehen, daß wir unser Woher und Wohin begreifen, ja, daß wir über alle Beziehungen zum Irdischen hinaus eine Beziehung zu Gott haben.

Unsre Seele kann sich mit dem täglichen Brot allein nicht zufrieden geben. Sie hat Hunger nach mehr. Sie ist voller Sehnsucht, ja, voller Heimweh. Tatsächlich, es gibt ein Heimweh nach Gott. Dieses Heimweh drängt uns zu einer Verbindung mit dem Ursprung unseres Seins. Solange der Mensch bei Gott noch nicht angekommen ist, wird dieses Heimweh ihn quälen. Oft geschieht es unbewußt. Dann wirkt es sich aus als eine innere Unruhe, als ein Umgetriebensein, als ein fried- und freudloser Zustand. Der Mensch sucht ihn zu überwinden, indem er die materiellen Genüsse dieser Welt an sich reißt, er sucht zur Erfüllung zu kommen auch in der Liebesgemeinschaft mit dem anderen Geschlecht. Aber merkwürdigerweise kann er davon auf die Dauer nicht satt werden. Die Genüsse sind zu flüchtig und auch die schönste menschliche Liebe kann sehr schnell durch den Tod ihr Ende finden.

Jesus sagt: **Schafft euch Speise, die nicht vergänglich ist, sondern die bleibt zum ewigen Leben.** Mit solchen und ähnlichen Worten gibt er der hungernden Seele eine Antwort, er macht auf das Defizit einer rein materiellen Nahrungsaufnahme aufmerksam. Und dann fährt er fort mit den Worten: **Ich bin das Brot des Lebens.** Das heißt, in ihm ist all das zu finden, was ein erfülltes Leben möglich macht.

Die Juden damals baten ihn: **Herr, gib uns allezeit solches Brot.** Aber sie wollten materielle Nahrung, sie wünschten sich eine Wiederholung des Mannawunders, das Mose einst vollbracht hatte. Jesus gibt mehr als Mose. Er gibt uns geistliche Speise, er gibt uns sich selbst. Jesus ist sozusagen die Antwort Gottes auf das sehnsuchtsvolle Suchen der menschlichen Seele. Gott selbst wäre zuviel für uns. Wir könnten ihn nicht fassen. Wie sollten wir auch je den Schöpfer des Himmels und der Erde mit unserem kleinen Herzen bewältigen können, der doch das ganze Universum mit seinem Geist ausfüllt. Obwohl unser inwendiger Mensch auf Gott angelegt ist, gibt es also in unserer natürlichen Verfaßtheit keine Möglichkeit, direkt auf seine Ebene zu kommen.

Dennoch, Gott findet einen Weg zu uns. Er gibt uns seinen Sohn in menschlicher Gestalt, mit einer Botschaft in menschlichen, verständlichen Worten. Und auf diesem Wege stillt er das Verlangen unseres Herzens nach ihm.

Nehmen wir an, ein Mann muß eine weite Reise machen und ist von seiner Gattin eine lange Zeit getrennt. In der Eile des Aufbruchs hat er vergessen, sich ein Bild von seiner Frau einzustecken. Kann es nicht sein, daß trotz aller Liebe im Laufe der Trennungszeit das Bild der geliebten Frau verblaßt? Zunehmend mehr kann er sich ihre Gesichtszüge nicht vorstellen. Je mehr er sich darum bemüht, desto verzerrter erscheint ihm seine Erinnerung. Und doch bleibt das Heimweh nach ihr ganz stark in seinem Herzen. Eines Tages schickt ihm seine Frau ein wunderbar gelungenes Bild

von ihr zu. Nun ist das Heimweh nicht mehr so quälend. Das Bild schafft eine lebendige Vorstellung, und diese Vorstellung gibt Kraft, die restliche Trennungszeit zu überstehen.

Ich denke, dieses Beispiel kann etwas deutlich machen. Jesus ist das Bild des Wesens Gottes, ein Bild nicht wie eine Fotografie, aber dennoch ein Bild, in welchem wir das Wesentliche erkennen können. Dieses Bild läßt sich finden in den Evangelien des Neuen Testaments, ebenso in den Briefen der Apostel. Wollen wir es betrachten, dann müssen wir es lesen oder von ihm hören in den Predigten der Kirche. Biblische Worte werden für uns verständlich, wenn wir sie mit großer innerer Offenheit auf uns wirken lassen.

Da entdecken wir zum Beispiel den Jesus, der die Kinder an sein Herz drückt und sie segnet. Wir hören seine Stimme: **Laßt die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihnen gehört das Reich Gottes.** Durch diese Szene hindurch nehmen wir etwas wahr von dem Glanz des Himmels, und in Jesus und seiner Kinderliebe begegnet uns Gott selbst. Wir dürfen es für uns selbst annehmen, daß auch wir vor ihm wie Kinder sein dürfen. Wir sind von ihm geliebt und gesegnet.

Jesus hat uns diesen Durchblick in vielen Begebenheiten des Neuen Testaments geschenkt. Durch den Sohn Gottes dürfen wir das Angesicht des Vaters im Himmel erkennen. Es gibt von den biblischen Erzählungen um Jesus wiederum wunderbare Bilder und Gemälde, die uns ansprechen können, Bilder aus den Kinderbibeln verschiedenster Art, aber auch große Gemälde. Ich denke zum Beispiel an Rembrandts Hundertguldenblatt, auf dem er den Armen und Kranken seine Liebe schenkt. Da drückt sich Gottes Liebe aus zu den Verlorenen, die bereit sind heimzukehren. Sie werden mit großer Liebe vom Vater empfangen. Ich denke an das erschütternde Bild des Gekreuzigten von Matthias Grünewald. Jesus stirbt als glaubenstreuer Märtyrer, aber nicht nur das, er stirbt für dich und für mich und streicht damit unsre Sünden durch.

Wo das wahr geworden ist, daß ein heimwehkranker Mensch zurückgefunden hat zu Gott, wo ihm seine Lebensschuld vergeben ist durch den Mann am Kreuz, da wird Jesu Wort wahr: **Wer zu mir kommt, wird nie mehr hungrig sein.** Es gibt recht viele Menschen, die das erlebt haben. Zu ihnen dürfen auch wir gehören.

Meins Herzens Kron, mein Freudensonn
sollst du, Herr Jesu, bleiben;
laß mich doch nicht von deinem Licht
durch Eitelkeit vertreiben;
bleib du mein Preis, dein Wort mich speis,
bleib du mein Ehr, dein Wort mich lehr,
an dich stets fest zu glauben.

Georg Weissel

8. Sonntag nach Trinitatis

Die Heilung des Blindgeborenen - Joh. 9, 1-9

Blauer Himmel, Sonnenschein und Temperaturen, die im Bereich des Erträglichen liegen, so stellen wir uns einen richtigen Sommer vor. Und wenn wir ihn so in Deutschland erleben, dann brauchen wir nicht nach Spanien oder Italien zu reisen, sondern wir können zu Hause die schöne Jahreszeit genießen.

Wie kann das klare Sonnenlicht uns beleben und beglücken, wie kann es die Umwelt in die schönsten Farben tauchen. Wer irgend einen Blick hat für die Schönheit dieser Welt, der kommt im Sonnenschein bestimmt auf seine Kosten. Besondere Faszination geht immer wieder von dem Ereignis einer untergehenden Sonne aus. Besonders eindrucksvoll kann man das am Meer erleben. Da stehen dann die Menschen am Strand und schauen dem sinkenden Sonnenball nach, bis er in purpurner Farbe hinter der Horizontlinie verschwunden ist. Oft überzieht sich der Himmel danach noch mit einem leuchtenden Farbschleier und glüht solange nach, bis die Dunkelheit die Oberhand gewinnt. Man könnte ins Schwärmen geraten bei der Beschreibung dieses Vorgangs.

Was aber nun, wenn das Auge nicht fähig ist, die wunderbaren Farben der Natur in sich aufzunehmen? Oder was, wenn ein Mensch noch nie die Gelegenheit hatte, überhaupt nur einen Schimmer von alledem wahrzunehmen, wenn die Augen von Geburt an tot sind und blind und empfindungslos in die Welt starren? Solche Blindheit muß ein furchtbarer Zustand sein.

Genießen wir desto bewußter und dankbarer die Gnade des Sehendürfens. Wir nehmen unser Sehvermögen meist als eine so selbstverständliche Tatsache hin, daß wir uns kaum in die Lage der Menschen versetzen können, die mit einer dauerhaften Sehbehinderung leben müssen.

Der angegebene Bibeltext erzählt uns von einem Menschen, der seit seiner Geburt verhindert war, das Licht der Sonne zu sehen. Als Jesus eines Tages den Tempel verließ, kam er an diesem Blindgeborenen vorbei. Der saß vermutlich an einem Tempeltor und bettelte. Gewiß hätte Jesus diese Elendsgestalt übersehen können. Es gab ja doch so viele von diesen Ärmsten der Armen. Aber der Herr übersieht den Behinderten nicht. Er sieht ihn vielmehr sehr bewußt. Er kann sich in sein Elend hineinversetzen. Er nimmt an seinem Leiden innerlich Anteil.

Anders die Jünger. Ihnen erscheint der Blinde wie ein Gezeichneter, wie ein Gebranntmarkter. Sie sehen ihn so, wie man damals im Judentum solche Menschen ansah. Die toten Augen sind ihnen wie das Nein Gottes zu einem schlimmen Sünder. Für sie stellt sich sofort die Frage nach der tieferen Ursache des Elends: **Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren ist?** Nach jüdischem Verständnis konnte nur die Sünde eine solch schwere Behinderung bewirkt haben. Aber wessen Sünde? Der Blinde konnte ja schon von Geburt an nicht sehen. Sollten etwa seine Eltern mit ihrer Schuld das Schicksal ihres Kindes belastet haben?

Hier wollen also die Jünger den vom Schicksal geschlagenen Mann ziemlich unge-
rührt zum Ausgangspunkt einer interessanten Diskussion machen. So gefühllos kön-
nen sich gesunde Menschen den kranken gegenüber verhalten. Sie begegnen ihnen
von vornherein mit einer gewissen Distanz, mit der Distanz der Unversehrten und
Nichtbetroffenen. Wer nicht so normal ist wie die anderen, verdient nicht die volle
Anerkennung. Die Vogelmutter wirft das mißgebildete Junge aus dem Nest. Auch wir
Menschen sind in der Versuchung, nach dem Schema der natürlichen Auslese zu han-
deln. Wer dabei zu kurz kommt, der hat eben Pech gehabt.

Jesus ist gekommen, um uns von diesem Denken zu befreien. Auf die Frage der
Jünger antwortet er: **Weder dieser noch seine Eltern haben gesündigt, sondern an
ihm sollen die Werke Gottes offenbar werden.** Jesus läßt sich nicht ein auf die Fra-
ge nach dem Warum. Er befaßt sich vielmehr mit der Frage nach dem Wozu. Worauf-
hin ist diese Krankheit angelegt? Was hat Gott mit diesem Menschen vor? Hier wer-
den also nicht Schuld und Schicksal miteinander verrechnet. Der vergeltende, strafen-
de Gott ist hier überhaupt nicht im Blick. **Jesus vertritt vielmehr den barmherzigen
Gott, der das geknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht
auslöscht.**

Daß die Werke Gottes gerade an einem behinderten Menschen offenbar werden
sollen, das leuchtet uns so schnell nicht ein. Gewiß, der Blinde damals wurde geheilt.
Jesus vollbrachte an ihm das Werk Gottes. Aber wieviele Blinde bleiben zeitlebens in
ihrer Dunkelheit? Wieviele von Not, Krankheit und Elend gezeichnete Menschen
müssen für lange Zeit oder gar bis zu ihrem Tod mit dem Leid kämpfen? Werden auch
an ihnen Gottes Werke offenbar? Auf diese Frage möchten wir eine Antwort finden,
sonst wird uns unser Bibeltext nicht trösten können.

Befassen wir uns noch ein wenig mit dem Blinden, den Jesus geheilt hat. Also er
konnte wieder sehen, als er sich im Teich Siloah gewaschen hatte. Das Augenlicht war
ihm ganz neu geschenkt worden. Für ihn war das wohl wie eine Neugeburt. Nun
konnte er sich erstmals freuen am Licht der Sonne und daran, wie es sich in den Wer-
ken der Schöpfung widerspiegelt. Er konnte den Mitmenschen fröhlich in die Augen
sehen, sicher seinen Weg beschreiten und am Abend manch schönen Sonnenunter-
gang genießen.

Sah er damit wirklich alles? Der Evangelist schildert uns, wie es im weiteren Verlauf
der Geschichte zu einer schweren Auseinandersetzung um Jesus kam. Jesus war ein
umstrittener Mann. Ohne es zu wollen, wurde der zuvor Blinde in den Streit um Jesus
hineingezogen. Und die Geschichte endet damit, daß dem von der Blindheit Geheilten
ein zweites Mal die Augen geöffnet werden. Er darf in Jesus den Sohn Gottes erken-
nen und anbeten.

Hier ist das Werk Gottes an ihm erst richtig offenbar geworden. Er hat den Heiland
der Welt, der sich selbst als das Licht der Welt offenbart hat, sehen gelernt. So kostbar
es ist, einen funktionstüchtigen Körper zu besitzen, damit ist der Mensch noch nicht
an sein Ziel gekommen. Sein wahres Menschsein erfüllt er erst, wenn er es lernt, mit

den Augen des Glaubens zu sehen. Wenn er den unsichtbaren Gott und seine Barmherzigkeit wahrnimmt. Genau das ist das Geschenk, das uns durch Jesus zuteil wird. Er, das Licht der Welt, lehrt uns sehen, daß wir ohne Gott nicht leben können und daß wir ihn als unseren Vater lieb gewinnen dürfen.

In unserem Bibeltext geht es letztlich um zwei Augenwunder: um das Wunder einer Blindenheilung und um das Wunder einer tieferen Gotteserkenntnis. Welches von beiden hat wohl den Vorrang? Verstehen wir die Wunder des Neuen Testaments richtig. Sie wollen keineswegs bloß berichten, was Jesus alles an Großartigem zustande gebracht hat. Sie sind immer auch Zeichen mit einer tieferen Bedeutung. So wird auch die Heilung des Blinden zu einem Gleichnis auf Jesus hin. Wie könnte er sonst am Ende der Geschichte sagen: **Ich bin zum Gericht in diese Welt gekommen, damit die, die nicht sehen, sehend werden und die Sehenden blind werden.**

Den haßerfüllten Pharisäern, die ihn als das Licht der Welt nicht erkennen wollen, bestätigt er ihre Blindheit. Sie meinen, Gott auf ihrer Seite zu haben. Sie halten sich für sehend. In Wahrheit kämpfen sie verbissen gegen den, der von Gott gesandt ist und beweisen damit, wie weit sie von Gott entfernt leben. So ist die wahre Blindenheilung das Hineingenommenwerden in Gottes Nähe und Liebe durch Jesus Christus. Und die bleibende Blindheit ist das Verharren in eigenmächtiger Gottesferne und Schuld.

Es gilt immer wieder, die Chance wahrzunehmen, die uns mit Jesus gegeben ist, nämlich aus dem Zustand der Finsternis herauszukommen in den Zustand des Lichts. Und wenn uns die körperliche Heilung nicht gewährt würde und wir bekämen nur die geöffneten Augen für Gott und seine Liebe, so wäre uns dennoch das Eigentliche gegeben, worauf es im Leben ankommt. Das zweite Augenwunder ist das entscheidende. Es braucht die persönliche Verbindung mit Jesus Christus und die Gewißheit, daß nichts uns trennen kann von der Liebe Gottes.

Wäre Jesus nicht gekommen, wir hätten Gott nicht als unseren Gott erkannt. Der Weg zum Vater wäre uns verborgen geblieben. Auch den Weg zum ewigen Vaterhaus hätten wir nicht gezeigt bekommen. So aber dürfen wir glauben: Es gibt eine von Gott gesegnete Gegenwart und eine von Gott eröffnete Zukunft.

Du Morgenstern, du Licht vom Licht, das durch die Finsternisse bricht,
du gingst vor aller Zeiten Lauf in unerschaffner Klarheit auf.

Du ewge Wahrheit, Gottes Bild, der du den Vater uns enthüllt,
du kamst herab ins Erdental mit deiner Gotterkenntnis Strahl.

Bleib bei uns, Herr, verlaß uns nicht, führ uns durch Finsternis zum Licht,
bleib auch am Abend dieser Welt als Hilf und Hort uns zugesellt.

Johann G. Herder

9. Sonntag nach Trinitatis

Vom stabilen Fundament - Matth. 7, 24-27

Es gibt nicht viele Häuser, die auf Sand gebaut sind. So töricht verhalten sich die Menschen eben nicht, daß sie für ihre ständige Behausung einen losen Untergrund wählen. Nein, wer sich ein neues Eigenheim erstellen läßt, der schachtet vorher tief aus. Und wenn er auch nicht auf Felsengrund bauen kann, so schafft er sich ein stabiles Fundament aus Beton. Nehmen wir die Bildworte Jesu so plastisch, wie sie sind, dann müssen wir ihm recht geben: Jemand, der auf Sand baut, der handelt wirklich töricht; er handelt, ohne richtig zu überlegen.

Aber wenden wir nun das Gleichnis auf unser Leben an, sprechen wir nicht mehr vom Hausbau, sondern davon, was einer aus seinem Leben gemacht hat, dann müssen wir feststellen: Sehr viele Menschen haben ihr Lebensgebäude auf schwankenden oder sandigen Boden gebaut. Bei sehr viele Leuten zeichnen sich dementsprechend Risse in den Wänden ab, es knistert im Gebälk, die Fundamente geben nach. Es braucht nur einen kräftigen Dauerregen von Mißerfolgen, einen Schicksalswind von schwerer Krankheit, eine tiefere Erschütterung im Seelenleben, und schon kracht alles zusammen.

Bei aller Aufgeklärtheit unserer Zeit, es laufen viele umher wie wandelnde Ruinen. Da ist der Platzregen schon gefallen, die Stürme des Lebens haben schon getobt, und weil von Anfang an das Fundament schlecht gelegt war, blieb nur noch der Zusammenbruch. Vielleicht hat man sich inzwischen wieder eine Notunterkunft aus Pappe oder Blech errichtet und fühlt sich einigermaßen sicher. Aber das nächste Unwetter oder das allerletzte – der Tod – kommt bestimmt und dann kann alles hin sein.

Jesus ruft uns auf, unser Lebensgebäude auf das Fundament seiner Wahrheit zu stellen, damit es an Festigkeit gewinnt und den Stürmen des Lebens trotzen kann: **Wer diese meine Rede hört und tut sie, der gleicht einem klugen Mann, der sein Haus auf Fels baute.**

Nun gibt es viele Menschen, die sagen: Ich kann mein Lebensgebäude auch ohne Jesus stabil halten. Sie meinen, wenn man die Dinge des Lebens nur recht vernünftig anpackt, dann könne so leicht nichts schief gehen. Ich frage, hilft uns die Vernunft tatsächlich, immer den richtigen Weg durchs Leben zu gehen? Sind nicht die Triebkräfte des Herzens viel stärker als die Vernunft? Es braucht nur ein Streit zu entstehen zwischen zwei Menschen. Verstimmung kommt auf, böse Haßgefühle machen sich breit. Was wird stärker sein, das ungute Gefühl oder die mäßigende Vernunft? Wir beobachten, wie schnell andere Menschen und auch wir selbst fähig sind, die Spielregeln der Vernunft zu verlassen, weil die Neigung unseres Herzens in eine andere Richtung geht. Nein, es muß das Herz von vorn herein einen festen Halt bekommen und die Grundlagen unserer Motivationen müssen stimmen.

Jesus bietet sich an als der Baumeister für unser Lebensgebäude. **Wer meine Rede hört und sie tut, der bekommt Stabilität in sein Dasein.** Seine Rede hören und tun.

Zunächst ist hier einmal an die Rede der Bergpredigt gedacht. Es wird also gut sein, ein paar Brocken dieser Predigt vorzulegen, damit uns klar wird, daß hier wirklich göttliche Weisheit angeboten wird.

Da haben wir zum Beispiel **die Goldene Regel Jesu**. Es ist ein Wort, in welchem alle guten Ratschläge, alle Gesetze und Verordnungen zusammengefaßt werden können. Jesus sagt: **Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!** Wie einfach hört sich das an, und wie schwer ist es zu verwirklichen. Aber muß da nicht jeder zustimmen? Du erwartest, daß andere dich ernst nehmen, also nimm sie auch ernst! Du wünschst, daß man auf dich Rücksicht nimmt, also tu du es auch! Du erwartest Versöhnung in einem Streit, also versöhne dich! Du willst, daß man dir die Treue hält, also sei treu! Du hältst es für selbstverständlich, daß andere dir beim Reden zuhören, also sei du auch ein aufmerksamer Zuhörer! Man kann diese Reihe beliebig fortsetzen. Jesus erwartet nicht mehr und nicht weniger, als daß jeder von uns dem Mitmenschen dasselbe zugesteht, was er sich selber gönnt, und daß er bereit ist, das Entsprechende auch zu tun. Handle danach, und es kommt Stabilität in dein Leben! Denn jeder, der liebevoll von dir behandelt wird, wird dir ähnlich begegnen müssen. Darin liegt eine gewisse Folgerichtigkeit.

Die Weisungen der Bergpredigt Jesu haben viel mit der Vernunft zu tun. Nur, daß diese Vernunft aus einer besseren Quelle kommt als unsre eigene Vernunft. Jesus offenbart uns Wertmaßstäbe, die bei Gott Gültigkeit haben. Und wer sich darauf einläßt, der gibt damit Gott die Ehre. Wer aber Gott die Ehre gibt, der darf mit Gottes Schutz und Hilfe rechnen. Wie nötig haben wir diesen Schutz! Würden wir auf ihn verzichten, wir wären den Dämonien unseres Herzens ausgeliefert.

Jesus will in uns Schutzwälle des Guten aufbauen. Er tut es mit seinen glasklaren Weisungen. Er ruft auf zum Kampf gegen alle Gefühle der Feindschaft, des Hasses und der Wiedervergeltung. Er mahnt eindringlich, das Böse schon im Keim zu ersticken. Nicht erst der Totschlag ist gefährlich, nein, schon mit bösen Gedanken und Worten droht die Gefahr. Nicht erst der Ehebruch ist zu verurteilen, nein, schon der begehrlische Blick bringt auf einen falschen Weg.

Höhepunkt der Bergpredigt ist das Gebot der Feindesliebe. Mag sein, daß ich selbst Frieden habe und Frieden halte. Aber da ist der böse Nachbar oder sonst ein böswilliger Mensch. Was soll ich tun? Jesus tritt hier für eine Ordnung ein, die allein bei Gott in reinster Form zu finden ist, die Ordnung der Feindesliebe. Auch wenn es schier unmöglich scheint, sie ganz zu verwirklichen, da, wo ein guter Mensch es wagt, sich dem Anstifter zum Bösen oder dem Gewalttäter ohne Haß zu stellen, ja, wo er für ihn sogar noch Güte und Liebe aufbringt, da zeigt sich eine Kraft zur Überwindung des Bösen, wie sie nirgendwo stärker zu finden ist.

Wir können, glaub ich, hier nicht anders, als Jesus recht zu geben. Ja, der ist ein Felsenmann, der es fertigbringt, nach den Weisungen Jesu zu leben. Aber vielleicht möchte nun mancher doch aussteigen und sich bescheiden oder kritisch zurückziehen. Die Forderungen der Bergpredigt sind doch ziemlich schwer. Wer kann das schaffen, immer alles nach Jesu Worten auszurichten? Sind das nicht Forderungen für Elite-

menschen, für Menschen, die eine ungeheure Kraft zur Selbstdisziplin und Selbstüberwindung in sich haben?

Vielleicht möchte manch ein Christ an dieser Stelle lieber die Gnadenpredigt des Apostels Paulus für sich in Anspruch nehmen, mehr im Sinne einer billigen Gnade: Ich kann nicht vollkommen sein, darum verlasse ich mich von vornherein auf die Gnade des barmherzigen Gottes und auf seine Vergebung.

Auch wenn wir es kaum fassen können, Jesus erwartet von uns, daß wir seine Worte in die Tat umsetzen. Nicht nur hören sollen wir sie, nicht nur sie für ganz eindrucksvoll halten, nein, wir sollen sie tun. Auf dem Tun liegt der Akzent. Das heißt, bei Jesus geht es nicht nur um ein kindliches Vertrauen, sondern auch um einen konsequenten Gehorsam.

Es ist verständlich, wenn uns solcher Gehorsam in heutiger Zeit nicht gefällt und uns schwer zu schaffen macht. Denn die Strömungen unserer Zeit gehen ja in eine ganz andere Richtung. Aber das soll uns nun eine Hilfe sein: Jesus hat diesen Gehorsam vorgelebt und mit ihm viele andere Christen. Er ist selbst den Weg gegangen, den er in der Bergpredigt als Heilsweg anbietet. Und deshalb sollten wir uns ihm anvertrauen wie einem großen Lehrer und Helfer. Er geht den Weg mit uns und stärkt uns den Rücken, wenn wir uns bemühen, ihm nachzueffolgen.

Zum Tun des Guten gehört ein bereitwilliges Herz. Ein bereitwilliges Herz ist umso eher da zu finden, wo man sich geliebt weiß, wo man angenommen ist, wo man umsorgt und beschützt wird. Wir sollen wissen, Jesus offenbart uns in der Bergpredigt nicht nur den Willen Gottes, sondern auch sein Für-uns-Dasein. Durch Jesus erfahren wir Gott als den himmlischen Vater, der seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute. Er sorgt in Liebe für alle seine Geschöpfe, und der Mensch steht für ihn an erster Stelle. Er schaut in das Verborgene und kennt unsere Gedanken und Motivationen. Er weiß, was wir bedürfen. Er hört unsere Gebete und gibt uns, was wir für Leib und Seele brauchen. Ja, er ist der, der uns mit seiner großen Liebe immer voraus ist und uns entgegenkommt, sogar dann, wenn wir seine Gebote nicht ganz befolgt haben.

So dürfen wir wissen, das stabile Fundament für unser Leben besteht im Trauen auf Gottes Güte und Barmherzigkeit und im rechten Hören und Tun der Worte Jesu. Und sollte unser Fundament doch zu schwach gewesen und unser wackeliges Haus eingestürzt sein, da besteht noch immer die Möglichkeit, mit Jesus und dem liebenden Gott neu anzufangen.

Fällt's euch zu schwer? Ich geh voran,
ich steh euch an der Seite,
ich kämpfe selbst, ich brech die Bahn,
bin alles in dem Streite.
Ein böser Knecht, der still mag stehn,
sieht er voran den Feldherrn gehn.

Johann Scheffler

10. Sonntag nach Trinitatis

Jesus weint über Jerusalem - Lukas 19, 41-48

Am 10. Sonntag nach Trinitatis denkt die Kirche seit langer Zeit an das schwere Schicksal des jüdischen Volkes. Insbesondere erinnert sie sich bei diesem Gedenken an die furchtbare Zerstörung der Stadt Jerusalem im Jahre 70 nach Christus. Dieses schlimme Ereignis in grauer Vorzeit bedeutet für Israels Geschichte einen zutiefst schicksalshaften Einschnitt. Wir heutigen Christen in Deutschland sind natürlich stärker beeindruckt und erschüttert durch das unmäßige Leiden des jüdischen Volkes in den Vernichtungslagern des Dritten Reiches.

Wenn jedoch Jerusalem im Jahre 70 nach Christus nicht zerstört worden wäre, hätte vermutlich der Holocaust in den Jahren 1940 – 45 gar nicht stattfinden können. Erst die Eroberung Judäas und Galiläas durch die Römer brachte die Zerstreung der Juden über das ganze Römische Reich mit sich. Und vom Römischen Reich aus kam es schließlich zu der Diaspora des jüdischen Volkes in der gesamten westlichen Welt. Inzwischen gibt es nach den Grausamkeiten des Dritten Reiches wieder einen jüdischen Staat Israel. Er wurde gegründet im Jahre 1948, nachdem die UNO den Juden ein Heimatrecht im damaligen Palästina zugesprochen hatte.

In wie starkem Maße das heutige israelitische Jerusalem wieder bei dem anknüpft, was in grauer Vorzeit in Geltung war, davon kann man sich ein Bild machen, wenn man als Tourist das Heilige Land besucht. Welch ein Kult wird um jene Westmauer des einstigen Tempels gemacht, die der römische Eroberer Titus im Jahre 70 nach Christus stehen ließ, um der Nachwelt zu zeigen, welche großartige Bauwerke er bezwungen hat. Und da sind noch manche anderen Mauern und Ruinen aus noch viel älterer Zeit, die man sorgsam restauriert hat, um sie der Nachwelt zu zeigen. Jerusalem ist heute zu einer Hauptattraktion des Welttourismus geworden und gleichzeitig zu einem gefährlichen Zankapfel zwischen Juden und Palästinensern.

Am Ölberg, der im Osten der Stadt Jerusalem gegenüberliegt, steht eine kleine Kapelle mit dem Namen **Dominus flevit**. Wenn man in sie hineintritt und durch das schmiedeeiserne Fenster hinter dem Altar schaut, bietet sich dem Betrachter ein wunderbarer Ausblick über die Altstadt Jerusalems mit dem Tempelberg und seinen Kuppeln. Dominus flevit heißt zu deutsch: Der Herr weinte. Die Kapelle mit diesem Namen erinnert genau an jene Episode im Leben Jesu, von der unser Bibeltext erzählt.

An keiner Stelle im Neuen Testament wird berichtet, daß Jesus gelacht habe. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, daß er auf Grund seines Vorherwissens seiner Zukunft von einem großen Ernst geprägt war. Daß er geweint hat, wird mehrfach berichtet. Im Falle unseres Bibeltextes hat er Tränen vergossen aus tiefer Erschütterung über das, was Gott ihm in visionärer Schau über die Menschen seines Volkes und über ihre Hauptstadt geoffenbart hat.

Da konnte man also schon vor 2000 Jahren vom Ölberg aus das wunderbare Panorama Jerusalems auf sich wirken lassen. In unerhörter Pracht hatte Herodes, der Große,

den Tempel innerhalb von vielen Jahren umbauen und erneuern lassen. Die vergoldete Hauptfassade blendete geradezu die Betrachter, die vom Ölberg her in die Stadt kamen. Starke Befestigungsanlagen schienen die Stadt uneinnehmbar zu machen. Mit den hinein in den Anblick von Schönheit und Stärke drängt sich für Jesus die furchtbare Schau einer Katastrophe: **Es wird eine Zeit über dich kommen, sagt er, da werden deine Feinde um dich einen Wall aufwerfen, dich belagern und von allen Seiten bedrängen, und werden dich dem Erdboden gleichmachen samt deinen Kindern in dir und keinen Stein auf dem andern lassen in dir.**

Vierzig Jahre nach dieser Vision hat sich die schreckliche Prophezeiung erfüllt. Schon im Jahre 67 nach Christus hatte die zelotische Bewegung, die nur auf gewaltsame Vertreibung der Römer gesetzt hatte, einen Aufstand im ganzen Land angezettelt. Konsequenterweise mündete diese Tollkühnheit ein in die Zerschlagung des Aufstands durch die übermächtigen römischen Legionen. Und nach langer Belagerung kam dann auch die Totalzerstörung Jerusalems durch den römischen Feldherrn Titus.

Krieg und Zerstörung hat es immer gegeben. Jerusalem hat Zerstörung und Wiederaufbau im Laufe seiner Geschichte sogar mehrfach erlebt. Was jedoch die Zerstörung der Stadt im Jahre 70 nach Christus für uns so besonders eindrucksvoll und bedeutsam macht, ist die tiefere Begründung, die Jesus für dieses Ereignis im Vorhinein gibt. Da sagt er: **Wenn doch auch du erkennst zu dieser Zeit, was zum Frieden dient! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen.** Jesus spricht mit diesen Worten die Bewohner Jerusalems an. Sei sind es, die nicht begreifen, was zu ihrem Frieden dient. Ihnen kündigt er das Gericht an, **weil sie die Zeit nicht erkannt haben, in der sie heimgesucht worden sind.**

Wir sehen, es gibt hier einen zwingenden Zusammenhang zwischen der Ablehnung des Messias Jesus durch die Juden und der furchtbaren Zerstörung der Hauptstadt durch die Römer. Gott selbst, der Herr der Geschichte, hat hier gehandelt, und Jesus ist es, der das Handeln Gottes durchschaut. Und er weiß durch höhere Eingebung, daß seine eigene Verwerfung durch die Juden das göttliche Strafgericht nach sich ziehen wird.

Mit Jesus ist ja doch das Reich Gottes ganz nahe zum Volk Israel gekommen. Was die Propheten angekündigt hatten, daß Gott sein Volk besuchen werde, das war in dem Mann aus Nazareth wahr geworden. Gnädige Heimsuchung ist das, die größte Chance, die einem Volk überhaupt geboten werden kann. Gott bietet durch Jesus sein Heil an. Damit wird sichtbar, **was zum Frieden dient.** Hier hat selbst der Tempel noch eine letzte Chance. Der Sohn Gottes stellt die ursprünglichen Verhältnisse wieder her. Er macht Gottes Haus wieder zu einem Bethaus, indem er die Händler austreibt, die nur dem Mammon dienen. Das Volk ist zunächst begeistert. Aber die führenden Volksvertreter sinnen schon auf Mord und Beseitigung des Unruhestifters.

Ich sehe in diesem Geschehen, das uns die Bibel überliefert, einen Modellfall, an dem jedes Jahrhundert und jede Generation ganz neu für sich studieren kann, was damals die Leute von Jerusalem hätten studieren können. Auch uns begegnet Jesus in

seinem Wort und in seinem Geist. Auch wir haben die unendlich große Chance zu erkennen, was zu unserem Frieden dient. Wir dürfen darüber froh werden, daß Gottes Reich auch uns in Jesus Christus nahe gekommen ist, daß der gnädige und barmherzige Gott uns als sein Volk freundlich heimsucht.

Das Weinen Jesu und sein visionäres Gerichtswort über Jerusalem offenbaren Zusammenhänge, die uns unbedingt zu denken geben sollten. Es besteht ein Zusammenhang zwischen den Gewalttaten und Kriegen in dieser Welt und dem Ungehorsam der Menschen gegenüber dem göttlichen Willen. Wo Menschen die Liebe Gottes, die ihnen in Jesus begegnet, mit Füßen treten, ablehnen, verleugnen oder gar erneut ans Kreuz schlagen, da verfallen sie dem Gericht Gottes. Und dieses zeigt sich oft so, daß Gott die Menschen an ihre eigensüchtigen, gewalthaften Vorstellungen ausliefert.

Man kann geradezu eine Gesetzmäßigkeit feststellen: Je mehr sich ein Mensch dem höheren Willen Gottes verschließt, je mehr er Liebe, Güte, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit von sich weist, desto mehr gerät er in den zerstörerischen Sog widergöttlicher Mächte, aus dem es keinen Ausweg gibt, solange die Blindheit gegenüber Gott andauert.

Tränen Jesu über Jerusalem. Tränen Jesu vielleicht auch über Deutschland und die gesamte moderne westliche Welt von heute? Tränen Jesu womöglich auch über uns selbst? Jesus sieht uns alle an. Er bietet uns seinen Frieden an. Lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun, rät er uns. Lieber dem Feind vergeben, als sich an ihm rächen. Lieber den unteren Weg gehen in Demut, Sanftmut und Geduld, als den Weg des hochmütigen, selbstgerechten Herrenmenschen.

Jesus lädt auch heute noch ein in das Gotteshaus und will, daß es ein Bethaus sei. Er will, daß es einen Ort der Begegnung gibt zwischen Gott und den Menschen. Er will selbst mit seinem Wort und seinem Geist der Brückenbauer zu Gott sein und bleiben. Ach, daß wir doch als Prediger das Wort Gottes treu und wahrheitsgemäß weitergeben würden! Ach, daß wir doch als Zuhörer im Gottesdienst Gottes Wort aufmerksam hören und in uns bewegen würden!

Ach, daß doch auch du an diesem Tag erkennst, was zu deinem Frieden dient!

Komm in unsre stolze Welt,
Herr, mit deiner Liebe Werben.
Überwinde Macht und Geld,
laß die Völker nicht verderben.
Wende Haß und Feindessinn
auf den Weg des Friedens hin.

Hans von Lehndorff

11. Sonntag nach Trinitatis

Pharisäer und Zöllner - Lukas 18, 9-14

Das Gegensatzpaar Pharisäer und Zöllner ist uns ziemlich vertraut. Beide Gestalten kommen wie selbstverständlich in unsrer deutschen Sprache vor, der Pharisäer als der aufgeblasene und heuchlerische Fromme, der mit Verachtung auf die anderen herabsieht, und der Zöllner als der zerknirschte Sünder, der in Gottes ganz besonderer Gunst steht.

Bei diesem Verständnis kann es leicht passieren, daß wir den eigentlichen Wahrheitsgehalt des Gleichnisses nicht mehr recht erfassen. In Wirklichkeit war ja doch damals der Zöllner der verachtenswerte Mensch. Er stand im Dienste der verhaßten römischen Besatzungsmacht und wirtschaftete ohne Skrupel in seine eigene Tasche, ein Kollaborateur also. In der öffentlichen Meinung stand er mit den Räubern auf einer Stufe. Er besaß keine bürgerlichen Ehrenrechte und wurde von allen anständigen Juden gemieden.

Ganz im Gegenteil dazu der Pharisäer. Auf ihn könnte man wahrhaftig ein Loblied singen. Während im mosaischen Gesetz nur ein Fastentag im Jahr vorgesehen war, fastete er freiwillig zweimal wöchentlich, nämlich am Montag und am Donnerstag. Er tat es stellvertretend für die Sünden seines Volkes. Ähnlich war es mit dem Zehnten. Nach Moses Anweisung mußte der Zehnte von Getreide, Most und Öl, sowie von der Erstgeburt des Viehs vom Erzeuger abgeliefert werden. Aber weder die Bauern, noch die Händler nahmen es zu Jesu Zeit genau damit. Der Pharisäer jedoch brachte es aus Abscheu vor der Gesetzesübertretung fertig, alles noch einmal zu verzehnten, was eventuell der erstmaligen Verzehntung entgangen sein konnte. Kaufte er Obst oder Suppenkräuter, so lieferte er selbst davon den zehnten Teil ab.

Wir müssen also fragen: Warum lobt Jesus ausgerechnet den Zöllner, und warum schneidet der Pharisäer in seiner Beurteilung so schlecht ab?

Jesus zeigt uns den Pharisäer und den Zöllner während des Gebets im Tempel. Da geht es also um die Beziehung zu Gott. Vom Pharisäer wird berichtet, daß er ein Dankgebet spricht. Anfänger im Glauben und Gelegenheitschristen pflegen sich ja meistens auf das Bittgebet zu verlegen, vor allem dann, wenn sie in Not sind. Der Pharisäer dankt Gott. Er ist schon weiter als mancher Durchschnittschrist.

Wofür dankt er? Dafür, daß Gott in seinem Leben etwas Großartiges gewirkt hat. Er hat ihn aus der Knechtschaft der Sünde herausgeholt und ihn befähigt, Gott zu dienen. Er sagt nicht einfach: Schau mal, lieber Gott, was ich für ein anständiger Mensch bin. Nein, so simpel ist er nicht. Er kann danken dafür, daß Gott ihn so gut gemacht hat. Was könnte man dagegen eigentlich einwenden?

Aber nun wollen wir doch ein wenig genauer hinschauen auf das, was hier geschieht. Wir müssen danach fragen, wie der Pharisäer dazu kommt, sich für einen guten Menschen zu halten. Woher nimmt er den Maßstab für sein Gutsein? Er nimmt ihn aus der Masse des verachteten Volkes. Der böse Zöllner dient ihm als Maßstab. Mit ihm ver-

gleicht er sich und schneidet darum in der Selbstbeurteilung so gut ab. Er schaut also unter sich, oder, besser gesagt, er mißt sich nach unten hin. Und bei diesem Sich-Messen nach unten entsteht in ihm der Hochmut, an dem Gott ganz und gar kein Gefallen finden kann.

Auch wir messen uns häufig nach unten hin. Warum zum Beispiel machen wir soviel Gerede über unsre Mitmenschen? Woher stammt die geschwätzige Freude, die Schwächen und Fehler der anderen ans Tageslicht zu ziehen? Doch wohl daher, weil man sich bei solchem Geschwätz so unendlich viel besser vorkommt als die anderen, über die man redet. So etwas kommt bei mir nicht vor, möchte man am liebsten hinter jedes peinliche Histörchen von den anderen setzen. Das heißt, auch wir sind zutiefst des Pharisäismus verdächtig.

Es gibt natürlich auch solche Zeitgenossen, die bei der Frage nach dem eigenen Gutsein von vorn herein signalisieren, daß sie mit sich selbst nicht zufrieden sind. Sie verstehen sich recht gut auf das christliche Bekenntnis: **Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir bei Gott haben sollten.** Das hört sich zunächst ganz fromm und demütig an. Man stellt sich hier von vorn herein auf die Seite des bescheidenen Zöllners, der seine Schuld offen zugibt.

Aber mit der Demut und der Bescheidenheit ist das so eine Sache. Das bußfertige Schlagen an die eigene Brust kann auch zu einem raffinierten Trick werden, durch den man die anderen auf seine Zöllner-Demut aufmerksam machen möchte. Kaum etwas aber ist verlogener als der geistliche Hochmut eines demütigen Zöllners, der sich im Stillen ausrechnet, wieviel Pluspunkte er durch seine Selbsterniedrigung gesammelt hat.

Der Zöllner-Hochmut ist heute wahrscheinlich noch mehr verbreitet als der Pharisäer-Hochmut. Wie oft muß man als Pfarrer sich anhören, daß Leute sagen: „Die anderen, die dauernd in die Kirche rennen, sind auch nicht viel besser als wir.“ Aber so werden Christen, die ihren Glauben ernst nehmen, von vorn herein des Pharisäismus und der Heuchelei bezichtigt. Ihnen gegenüber hält man sich mit seiner Unkirchlichkeit für besser und ehrlicher. Solche Zöllner-Christen von heute wären sicherlich fähig zu beten: Lieber Gott, ich danke dir, daß ich nicht so heuchlerisch bin wie jener Kirchenchrist. Ich bin zwar in mancher Hinsicht nicht ganz so, wie ich sein sollte, aber dennoch glaube ich, dir zu gefallen, weil ich dir mit meinen Sünden nichts vormache.

An solchem Zöllner-Hochmut hat Gott ganz gewiß keine Freude. Wie sollte er auch Freude daran haben, daß einer ganz ungeniert seine Sünden zugibt, ohne sie zu bereuen und ohne das Bedürfnis, sie sich von Gott vergeben zu lassen. Wer sich mit seiner Sünde wichtig macht, ohne daß sie ihm leid tut, der hat das Erlösungswerk Jesu Christi ganz und gar mißverstanden.

Fragen wir nun, was den Zöllner in unserem Bibeltext so vorbildlich macht. Er tritt vor Gott hin, das Haupt gesenkt, die Hände über der Brust gekreuzt. Er wagt es einfach nicht, in der üblichen Gebetsgeste seiner Zeit vor Gott hinzutreten. Er schlägt sich auf das Herz, das man damals als den Sitz der Sünde verstand, ein Zeichen tiefs-

ter Reue. Ihm ist es jetzt ganz egal, daß da im Tempel noch ein Pharisäer steht. Er hat es nur mit seinem Gott zu tun, und der Schmerz übermannt ihn, daß er diesem Gott so ferne ist.

Er befindet sich mit seiner Familie in einer hoffnungslosen Lage. Denn zu einer echten Umkehr zu Gott gehört für ihn nicht nur der Verzicht auf das sündige Leben, das heißt, der Verzicht auf seinen Beruf, sondern auch die Wiedergutmachung. Er muß alles unterschlagene Geld zurückerstatten und noch ein Fünftel dazu. Er kann letztlich kein Erbarmen von Gott mehr erwarten. Und doch kommt das Stoßgebet über seine Lippen: **Gott, sei mir Sünder gnädig!**

Jesus bestätigt uns, daß Gott diesen Menschen annehmen wird, weil er sieht, daß diese Selbsterniedrigung und Reue wirklich von Herzen kommt und durch und durch echt ist. Der Zöllner vergleicht sich nicht mit dem Herrn Oberzöllner XY, der ja noch ein viel schlimmerer Geldeintreiber ist als er. Er verteidigt nicht seinen letzten Rest von Anständigkeit, er stellt sich vielmehr ganz und gar dem Gericht Gottes. Er sieht sich im Licht der Heiligkeit Gottes. Er mißt sich sozusagen nach oben hin. Nur Gott selbst ist sein Maßstab.

Wie ganz anders verhält sich dieser Mensch als viele Christen unserer Zeit, die immer und ganz selbstverständlich mit Gottes Nachsicht und Vergebung rechnen. Echte Reue tut weh und macht ein verzagtes Herz. In diesem Sinne heißt es im Psalm 51: **Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist, ein geängstetes, zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.** Gott will keine lieben Sünderlein, sondern Herzen, die an ihrer eigenen Schuld leiden.

Schauen wir also nicht auf die anderen, die besser sein wollen als wir oder die schlechter sind. Vergleichen wir uns am besten überhaupt nicht mit den anderen. Wollen wir wissen, ob wir vor Gott bestehen können, so messen wir uns an jenen Maßstäben, die uns der Sohn Gottes geoffenbart hat, und wir werden schnell erkennen, wie sehr wir der Gnade Gottes und der Fürsprache Jesu Christi für uns bedürfen. Im Lichte der göttlichen Wahrheit werden wir nicht anders rufen können als jener Zöllner von einst: **Gott, sei mir Sünder gnädig!**

Es klingt wie ein göttlicher Grundsatz – und wir sollten ihn uns einprägen -, wenn Jesus am Ende seiner Beispielerzählung sagt: **Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.**

Jesus nimmt die Sünder an.
Saget doch dies Trostwort allen,
welche von der rechten Bahn
auf verkehrten Weg verfallen.
Hier ist, was sie retten kann:
Jesus nimmt die Sünder an.

Erdmann Neumeister

12. Sonntag nach Trinitatis

Die Heilung eines Taubstummen - Markus 7, 31-37

Hefata! – Tu dich auf! heißt das Befehlswort, mit dem Jesus in unsrer Geschichte dem Taubstummen die Ohren öffnet. Hephata ist der Name für etliche diakonische Einrichtungen in unserem Lande geworden. Besonders bekannt ist das Diakoniezentrum Hephata im nordhessischen Treysa. Da sind geistig schwer- und schwerstbehinderte Menschen untergebracht und werden betreut und gepflegt. Treysa-Hephata ist zu einem Riesenkomples angewachsen mit vielen verschiedenen Einrichtungen, in welchen über 800 Mitarbeiter tätig sind, um den vielen Behinderten ein annähernd lebenswertes Leben zu ermöglichen.

Gäbe es nicht die Botschaft des Neuen Testamentes von dem Herrn, der sich auch der Kranken angenommen hat, gäbe es nicht den christlichen Auftrag zur helfenden Nächstenliebe, so müßten die vielen geistig, körperlich oder sonst irgendwie behinderten Menschen noch immer mitten unter den Gesunden leben, und ihr Leben erführe keine personengerechte Pflege und keine Förderung.

Treysa-Hephata ist in Hessen zu einer Stätte der Barmherzigkeit geworden, auf die das Land wirklich angewiesen ist. Wieviele Einrichtungen ähnlicher Art gibt es in der Diakonie der Kirche! Am bekanntesten sind wohl die Anstalten von Bethel bei Bielefeld. All diese kirchlichen Stätten der Nächstenliebe haben ihren Ursprung in dem, was unser Herr Jesus Christus geboten und selbst vorgelebt hat. Ohne das Wirken Jesu wären unendlich viele unsrer Kranken und Behinderten noch immer in ihrem Elend sich selbst überlassen. Er, unser Herr, hat Menschenherzen erst bereit gemacht zum Dienst am notleidenden Nächsten.

Hephata ist auch der Name so mancher Taubstummeneinrichtung geworden. Gehörlose oder Gehörgeschädigte müssen inzwischen nicht mehr auf einer Insel des Schweigens leben. Ihnen kann geholfen werden. Man hat nicht nur die Technik der Hörgeräte immer mehr verbessert, sondern auch die Methoden der gegenseitigen Kommunikation der Gehörgeschädigten. Aber wieviel Geduld braucht es da und wieviel Einfühlungsvermögen! Wir können Gott nur danken, daß er immer wieder Menschen bereit macht zum Dienst am behinderten und leidenden Mitmenschen.

Widmen wir uns jetzt dem vorliegenden Bibeltext genauer. Vor 2000 Jahren gab es noch keine Krankenhäuser, und es gab erst recht keine Schulen für Gehörlose oder Gehörgeschädigte. Geistig und körperlich behinderte Menschen führten ein armseliges, menschenunwürdiges Leben. Kaum jemand kümmerte sich recht um sie. Sie waren ganz auf Mitleid und Almosen der Leute angewiesen. Mitfühlende Menschen waren es, die den Taubstummen in unserer Erzählung zu Jesus bringen.

Einige Züge dieser Geschichte fallen besonders ins Auge: **Jesus nimmt den Kranken vom Volk weg beiseite.** Angesichts der großen Menschenmenge, die Jesus umgab, war das etwas Besonderes. Jesus kümmert sich um einen Einzelnen. In der Masse wird der Einzelne gewöhnlich übersehen. Das ist schmerzlich, aber auch verständ-

lich. Jesus geht es nicht um den Applaus der Menge, ihm geht es in erster Linie um den, der seine Hilfe dringend braucht.

Merkwürdig erscheint allerdings, wie Jesus mit dem Taubstummen umgeht: **Er legte ihm die Finger in die Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel.** Geht es hier um eine göttlich-magische Manipulation oder dürfen wir es einfacher verstehen? Einfacher wäre dies, daß wir annehmen, Jesus benutzt hier eine Art Zeichensprache, um zwischen sich und dem Taubstummen einen Kontakt herzustellen. Dir soll geholfen werden, will er dem Kranken sagen. Und indem er zum Himmel aufblickt und seufzt, will er andeuten, daß die Hilfe nur von dem zu erwarten ist, der dem Menschen die fünf Sinne geschenkt hat.

Hefata! - Tu dich auf! Dieses Befehlswort kann nur der sprechen, der mit dem Schöpfer des Menschen im engsten Bunde steht. Jesus erweist sich hier als der von Gott bevollmächtigte Sohn, als der Vollstrecker des göttlichen Willens. Indem er die wunderbare Heilung vollbringt, handelt er als der liebevolle Helfer der Menschen, zu dem nach Ostern alle kommen dürfen, die mit leiblichen oder seelischen Nöten behaftet sind. In der Geschichte von der Heilung des Taubstummen leuchtet die Barmherzigkeit unsres Gottes auf, der durch seinen Sohn an uns zum Wohltäter werden will.

Wir fragen nun vielleicht kritisch, warum solche spektakulären Heilungen nur damals vor 2000 Jahren geschehen sind. Wir fragen weiter, was es uns wohl in unseren Krankheiten hilft, wenn wir solche Geschichten erzählt bekommen, sie aber nicht selber erleben können. Mit Wundern rechnen wir heute kaum noch. Wir rechnen damit, daß in der Medizin immer wieder neue Entdeckungen gemacht werden und so die natürliche Heilkunst der Menschen verbessert wird.

Ich meine allerdings, daß die Geschichte von der Heilung des Taubstummen nicht darum erzählt wurde, um uns für das eventuelle Erleben von Wundern sensibel zu machen. Sensibel machen möchte uns diese Geschichte vielmehr für die Barmherzigkeit Gottes, die sich jedem einzelnen von uns mitteilen möchte und uns selbst auf den Weg der barmherzigen Hilfsbereitschaft bringen will.

In Jesus haben wir das Spiegelbild Gottes vor uns. Er gibt mit seinem liebevollen Handeln Zeichen, die uns das Wesen Gottes offenbaren sollen. So nah wie Jesus damals dem Taubstummen gekommen ist, so nah will er uns heute sein. Um jeden von uns will er sich persönlich kümmern, auch wenn wir das verstandesmäßig gar nicht fassen können. Wir sollen nicht in der Masse der Milliarden Menschen untergehen und bedeutungslos sein. Wir sollen auch nicht meinen, daß unsre kleine Lebensgeschichte in der jahrtausende-langen Menschheitsgeschichte keine Rolle spielt. So wie Jesus den Einen aus der Menschenmenge herausnimmt, sein persönliches hartes Schicksal bewußt bedenkt, ihm schließlich die Sprache und das Gehör wiederschenkt, so will Gott sich um jeden von uns kümmern, in jedem Augenblick und in jeder Situation unseres Lebens.

Beachten wir bitte auch dies, Jesus ist nicht nur für unsre Seele zuständig, er ist auch der Herr unsrer Leiblichkeit. Ihm dürfen wir unsre Krankheiten und auch die Leiden anderer Menschen anbefehlen. Er wird uns heute zwar nicht in jedem Fall durch wun-

derhaftes Eingreifen heilen und auf diese Weise seine Existenz beweisen, er wird aber dem, der ihm zutraut, daß er die Macht hat, immer wieder Zeichen dafür geben, daß er wirkungsvoll helfen kann, auch durch medizinische Helfer und Mittel. Wie manch ein gläubiger Christ lebt in der Gewißheit, daß Gott seine Gebete wirklich erhört hat, daß er es war, der geholfen hat.

Haben wir im Glauben die Barmherzigkeit Gottes erkannt, dann sollte es uns nicht schwerfallen, nun unsrerseits unsre Mitmenschen mit barmherzigen Augen zu sehen. Wir können zwar keine Taubstummen heilen. Wir können aber vielleicht noch mehr als bisher darauf achten, daß wir im Gespräch und im Umgang mit den anderen wirklich ganz präsent sind. Deutlicher gesagt: Es gibt so viele Menschen, die können nicht recht zuhören. Selbst wenn sie den Anschein des Zuhörens erwecken, bleiben sie im Grunde genommen bei sich selbst und kreisen um ihr eigenes Ich. Man merkt es oft an ihrem Reden. Ihr Reden dient immer wieder dazu, sich selbst zu Gehör zu bringen. Der andere soll zuhören, der andere soll sie ernst nehmen, der andere soll sich Mühe geben, sie zu verstehen. Und so kommt es, daß man häufig aneinander vorbeiredet, daß man sich nicht recht versteht, daß man letztlich gar nicht begreift, wer der andere wirklich ist und was ihm am Herzen liegt.

So leben Ehegatten aneinander vorbei, so verstehen Eltern ihre Kinder nicht mehr, so gibt es Schwierigkeiten im Verhältnis zu der älteren Generation und im Umgang mit Nachbarn, Verwandten und Bekannten. Wie kann diese Störung im Hören und im Reden überwunden werden? Ich meine, das richtige Hören und Reden wird uns geschenkt, wenn wir uns von dem Mitgefühl und der Barmherzigkeit Jesu leiten lassen. Wie intensiv hat Jesus zuhören können! Wie konnte er sich in die inneren Nöte seiner Mitmenschen hineinversetzen! Wie konnte er von Herzen mitleiden, so daß er das Seufzen eines Kranken zu seinem eigenen Seufzen machte!

Man müßte es fertigbringen, sich selbst nicht so furchtbar wichtig zu nehmen, aus dem eigenen Ich herauszutreten, hin zu dem anderen, und ihm mit Wärme und Sympathie zu begegnen. Nur so schließt sich der andere auf, gewinnt Vertrauen und wird bereit, Einblick in sein Inneres zu geben. Werde jeder von uns ein Seelsorger, der seinen Mitmenschen wohl tut und ihnen mit Einfühlungsvermögen begegnet!

Laß mich dein sein und bleiben, du treuer Gott und Herr,
von dir laß mich nichts treiben, halt mich bei deiner Lehr.

Herr, laß mich nur nicht wanken,
gib mir Beständigkeit;
dafür will ich dir danken
in alle Ewigkeit.

Nikolaus Selnecker

13. Sonntag nach Trinitatis

Der barmherzige Samariter - Lukas 10, 25-37

Kaum eine Geschichte des Neuen Testaments ist uns so vertraut wie die des barmherzigen Samariters. Selbst wer die Bibel kaum kennt, hat aber schon von dieser Geschichte gehört. Der Gedanke der Hilfsbereitschaft, der uns durch den barmherzigen Samariter vermittelt wird, ist seit Jahrhunderten in der westlichen Welt so sehr zum Allgemeingut geworden, daß man heute das typisch Christliche daran kaum noch wahrnimmt. Inzwischen spricht man nicht mehr soviel von Nächstenliebe, sondern von Mitmenschlichkeit und sozialem Verhalten, von Solidarität und zwischenmenschlichem Engagement.

Wir kennen manche Aktion der Hilfsbereitschaft und des guten Willens aus den Medien. Immer wieder gibt es Sendungen des Fernsehens, die an die Spendenbereitschaft der Zuschauer appellieren, um bedürftige Menschen zu unterstützen. Der Erste-Hilfe-Kurs für Verkehrsteilnehmer wird heute schon beim Erwerb des Führerscheins zum Pflichtprogramm. Und sollte jemand auf der Straße verunglücken, so bieten sich das Rote Kreuz, die Johanniter-Unfallhilfe oder der Arbeiter-Samariterbund als Hilfsdienste an, ohne daß dabei das Christliche betont würde.

So gesehen erscheint es fast überflüssig, wenn in den Kirchen immer wieder zur Nächstenliebe aufgerufen wird und die Geschichte des barmherzigen Samariters gepredigt wird. Und doch müssen wir uns fragen lassen: Haben wir diesen Bibeltext tatsächlich schon verstanden?

Wo wird denn noch beachtet, daß das Gleichnis vom barmherzigen Samariter in einer Rahmenhandlung steckt und daß es in dieser Rahmenhandlung vor allem um die Frage nach dem ewigen Leben geht? **Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe?** so wird Jesus von einem Schriftgelehrten gefragt. Das war damals zu Jesu Zeiten eine gängige Frage. Die Leute wollten wissen, wie sie in den Himmel kommen. Darum geht es vielen Menschen der heutigen Zeit überhaupt nicht mehr. Die einen halten solches Fragen für völlig überflüssig, weil für sie mit dem Tode alles aus ist. Die anderen meinen, die Frage nach der Ewigkeit verbietet sich, weil der Mensch sich in erster Linie um die Bewährung in diesem Leben kümmern müsse.

Und doch bleibt die Frage nach dem seligen Sterben für alle Zeiten relevant. Vor einiger Zeit wurde es in der Kirche für wichtig befunden, sich mit dem Thema Seelsorge angesichts des Todes zu beschäftigen. Die inzwischen verstorbene Schweizer Ärztin Elisabeth Kübler-Ross hatte sich in besonderer Weise um die Sterbensvorbereitung ihrer Patienten bemüht. Ihre Erfahrungen hatte sie vor allem bei Krebskranken gemacht, sowohl bei Erwachsenen als auch bei Kindern. Wie begleitet man sterbende Menschen auf angemessene und hilfreiche Weise? das ist die Frage. Inzwischen hat sich herausgestellt, wie wichtig es ist, auf ein Leben danach vorbereitet zu werden. Hat der Mensch eine Ewigkeitshoffnung, so stirbt er trotz mancher Krankheitsnot

leichter und bereitwilliger. Wo dagegen Sterbende sich gegen den Tod wehren und ihren Frieden mit Gott nicht gemacht haben, da wird das letzte Ende oft zur Qual.

Jesus hat damals den Schriftgelehrten auf seine Frage nach dem richtigen Tun angesichts der Ewigkeit selber antworten lassen. Und wir hören ihn antworten mit zwei Zitaten aus dem Alten Testament: **Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.** Jesus bestätigt dieses Doppelgebot der Liebe und fügt hinzu: **Tue das, so wirst du leben.** Gemeint ist ewig leben.

Nun ist es ein Trauerspiel, daß wir Menschen dieses Doppelgebot der Liebe meist auseinanderreißen. Entweder überbetonen wir die Beziehung zu Gott und vernachlässigen die Nächstenliebe. Oder wir überbetonen die Nächstenliebe und vergessen darüber unsere Beziehung zu Gott. Für die Erlangung des ewigen Lebens ist beides wichtig, die Gottesliebe in Verbindung mit der Nächstenliebe und umgekehrt.

Aus den Evangelien geht hervor, daß die frommen Juden zur Zeit Jesu vor allem das korrekte Verhalten gegenüber Gott beachtet wissen wollten. Darüber geriet die Liebe zum Mitmenschen ins Hintertreffen. Deshalb hat Jesus seinen Finger immer wieder in diese offene Wunde gelegt und die Nächstenliebe angemahnt. In heutiger Zeit müßte es wahrscheinlich genau anders herum gehen. Jesus würde uns besonders die Liebe zu Gott ans Herz legen, weil eine Mitmenschlichkeit ohne Gottesbeziehung meist sehr kurzatmig ist.

Der Schriftgelehrte damals hat Jesus die Frage gestellt: **Wer ist denn mein Nächster?** Und auf diese Frage hin erzählt Jesus die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Wie originell ist doch diese Geschichte! Der Samariter war ja keineswegs von Natur aus ein hilfsbereiter Mensch. Vom Standpunkt der Juden aus betrachtet, konnte er eigentlich nicht wissen, was der Weg zum ewigen Leben ist. Denn er galt ihnen als ein halber Heide oder Ungläubiger. Das Völkchen der Samariter wohnte zwischen Judäa und Galiläa. Es hielt sich zwar an die fünf Bücher Mose, wollte aber vom Tempel in Jerusalem nichts wissen. Es hatte sein eigenes Heiligtum auf dem Berge Garizim. So lag es nahe, daß sich die Juden und die Samariter feindlich gegenüberstanden. Die Frage war für einen Juden wohl naheliegend: Kann ein Samariter überhaupt in den Himmel kommen?

Es ist bezeichnend, daß Jesus ausgerechnet den Samariter zum Beispiel echter Frömmigkeit macht. Als der von den Räubern arg zugerichtete, halbtote Mann am Weg zwischen Jerusalem und Jericho in einem einsamen Wüstental lag, da gingen zwei fromme Juden, ein Priester und ein Levit, vorüber, der Samariter ging nicht vorüber.

Jesus kritisiert mit seiner Erzählung aufs Schärfste jene Frömmigkeit, die den Gottesdienst loslöst vom Dienst am Nächsten. Der Priester und der Levit taten wohl Dienst am Tempel in Jerusalem und hielten sich sicherlich für auserwählte, fromme Juden, aber sie übersahen, daß Gott ihren Dienst gerade an der einsamen Wüstenstraße zwischen Jerusalem und Jericho erwartete. In dem halbtoten Mann war der Herr gegenwärtig und wollte von ihnen Hilfe erfahren. Sie aber hatten sich so sehr auf den Tem-

peldienst spezialisiert, daß sie den lautlosen Schrei der Not nicht hören wollten. Der halbgläubige Samariter hatte Ohren für diesen Schrei. Er sah den Verunglückten am Wegesrand, er machte dessen Not zu seiner eigenen Not und erfüllte auf diese Weise den heiligen Gotteswillen.

Ist es uns schon aufgefallen: Jesus beantwortet zunächst gar nicht die Frage, wer ist mein Nächster? Er geht vielmehr ein auf die Frage: Wer hat angesichts eines notleidenden Menschen das mitfühlende, erbarmende Herz? Achten wir einmal besonders auf jene Stelle, wo es heißt: **Ein Samariter aber, als er ihn sah, jammerte er ihn.** Wir fragen zu Recht: Was bedeutet diese altertümliche Redewendung **er jammerte ihn**? Befragen wir den griechischen Urtext, so stoßen wir hier auf ein Wort, das eine intensive Gefühlsregung bezeichnet, die sich im ganzen Körper niederschlägt. Wir sagen heute: Es ging ihm durch und durch, oder es ging ihm an die Nieren.

Was ist also passiert? Während Priester und Levit kalten Herzens vorübergingen, ließ sich der Samariter von der Not seines Mitmenschen seelisch und körperlich zutiefst anrühren. Er fühlte, als wäre er der Notleidende. Er versetzte sich ohne Umschweife in seine Lage. Er hatte ein warmes, mitfühlendes Herz.

Auf dieses warme, mitfühlende Herz kommt es an, wenn wir Gott zu Gefallen leben wollen. Auch heute brauchen wir es dringend in all jenen Situationen, wo unsre Nächsten oder Allernächsten Trost und Hilfe nötig haben. Wo ein Christ ein solches Herz in sich zuläßt, da braucht er nicht lange zu überlegen, welche Hilfsmaßnahmen in einem Notfall getroffen werden müssen. Wer sich einfühlsam in die Lage des anderen versetzen kann, den macht sein Mitgefühl erfinderisch. Und er wird nicht unterscheiden zwischen sympathischen oder unsympathischen Notleidenden, sondern er wird in jedem Bedürftigen einen Nächsten erkennen.

Jesus will uns mit seinem Gleichnis auf jene Barmherzigkeit aufmerksam machen, die göttlichen Ursprungs ist. Die Quelle allen Erbarmens ist Gott selber. Das hat Jesus vorgelebt. An machen Stellen steht es von Jesus selbst geschrieben, daß es ihn jammerte. Gott geht aus seiner Heiligkeit heraus und kommt mit einem großen, mitfühlenden Herzen an unsere Seite. Ewiges Leben wird uns zuteil, wenn wir in der liebenden Beziehung zu dem erbarmenden Gott leben und selbst auch den Weg der Barmherzigkeit gehen und unseren Mitmenschen betrachten, als wäre er ein Teil von uns.

Zwischen Lebensanfang und –ende liegt der Weg der Barmherzigkeit.

Und man braucht bereite Hände auf dem Weg der Barmherzigkeit.

Sag, willst du vorübergehen?

Sag, läßt du den andern allein?

Sag, willst du die Not nicht sehen?

Wem kannst du der Nächste sein?

Komm, sei bereit, geh den Weg der Barmherzigkeit.

Martin G.Schneider

14. Sonntag nach Trinitatis

Die zehn Aussätzigen - Lukas 17, 11-19

Not lehrt beten, so sagt eine alte Volksweisheit. Die Geschichte von den zehn Aussätzigen bestätigt dieses Wort. Versuchen wir, uns die Lage dieser verzweifelten Männer deutlich zu machen: Aussatz, Lepra, da verfaulen Haut und Knochen bei lebendigem Leibe. Das war die Krankheit, mit der die Zehn leben mußten. Was die damalige Heilkunst an Hilfe zu bieten hatte, das hatten sie sicherlich längst in Anspruch genommen. Es war wenig genug. Geblieben waren die weiterfressenden Geschwüre und die wachsende Verzweiflung. Heim und Familie gab es nicht mehr für sie. Die Dorfgemeinschaft hatte sie ausgestoßen. Keine Arbeit, kein Verdienst. Als armselige Bettler fristeten sie ihr Dasein. Obwohl sie noch lebten, galten sie für die anderen schon so gut wie tot. Sogar der Kontakt zu Gott war erschwert. Am Gottesdienst im Tempel oder in der Synagoge durften sie nicht teilnehmen. Die Krankheit hatte sie auch religiös unrein gemacht.

Die Not lehrt sie nicht nur beten. Sie lehrt diese Männer, mit lauter Stimme zu schreien. Sie schreien aus der Ferne zu dem, von dem das Gerücht ging, er könne Wunder tun: **Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!** Das ist der verzweifelte Schrei um Hilfe aus letzter Todesangst.

Not lehrt beten. Selbst der aufgeklärte Mensch unserer Tage unterliegt diesem Gesetz. Wie laut und ungeniert ist in den Luftschutzkellern des Zweiten Weltkrieges gebetet worden. Ich habe es als Kind selbst erlebt. In der Not greift der Mensch nach dem letzten Halt, der Rettung verspricht. Hände, die es schon verlernt haben, sich zu falten, finden im Gebet zueinander, und aus tiefster Seele steigt der Notschrei zu Gott. Man bittet um ein Heilungswunder selbst bei unheilbarer Krankheit. Man verspricht sogar, ein neues Leben mit Gott zu beginnen, wenn er nur ja aus Angst und Schmerzen befreit. Es bleibt wahr: Not lehrt beten.

Muß der Mensch eigentlich erst in Not kommen, ehe er das Beten lernt? Warum tut er es nicht vorher schon, zum Beispiel in guten Tagen. Im Beten drückt sich doch der Glaube an Gott überhaupt erst richtig aus. Beten, das heißt doch, mit Gott reden dürfen wie mit einem Freund oder einem guten Vater. Sollte uns dieses innere Zwiegespräch mit unserem Schöpfer nicht ein Herzensbedürfnis sein?

Der aufgeklärte Mensch wird natürlich zurückfragen: Woher weiß ich überhaupt, das es Gott gibt? Ich sehe ihn nicht, ich höre ihn nicht, ich bin ihm noch nicht begegnet. Hinter solchen Äußerungen steckt bestimmt nicht immer die Not des Verstandes, der sich einen unsichtbaren Gott nicht vorstellen kann. Dahinter steht eher Hochmut und Ablehnung. Man will mit Gott nichts zu tun haben, man will sich von ihm nicht dreinreden lassen. Man möchte sein Leben selbst in die Hand nehmen, möchte sich selbst bestimmen. Und so versteckt man sich hinter angeblichen Verstandesschwierigkeiten. Warum sind diese Verstandesschwierigkeiten in der Not auf einmal wie weggeblasen? Warum können auf einem Krankenhausbett selbst gestandene Männer die Hände fal-

ten und mit Tränen in den Augen zu dem unsichtbaren Gott beten? Der moderne Zweifler antwortet: In der Not greift der Mensch nach dem letzten Strohalm, der Rettung verspricht. Kann man Gott wirklich mit einem Strohalm vergleichen? Vermutlich macht es Sinn, wenn Gott uns hartnäckigen Glaubensverweigerer in große Schwierigkeiten kommen läßt, weil wir anders nicht zu erreichen sind. Gott muß bisweilen wie ein strenger Vater hart zufassen, muß uns kräftig durchschütteln, um uns zur Vernunft zu bringen. Und wir sollten nicht meinen, so hart dürfe der liebe Gott nicht sein. Er darf schon, weil er die höchste Autorität über unserem Leben ist und weil es um unendlich viel geht. Er hat uns in der Taufe berufen zum ewigen Leben, er schenkt uns soviel Freude in unseren Tagen. Ist das etwa nichts? Eigentlich sollten wir ihm dafür herzlich dankbar sein. Aber viele danken ihm nicht oder danken ihm viel zu wenig.

In einem Psalmwort sagt Gott: **Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.** Die Geschichte von den zehn Aussätzigen ist eine wunderbare Auslegung dieses Psalmwortes. Die zehn Männer, die zu Jesus um Hilfe geschrien hatten, wurden geheilt. Gott schenkte ihnen durch seinen Sohn die Gesundheit des Leibes wieder, die sie erbettelt hatten. Mit neuer Hoffnung, mit neuem Lebensmut durften sie in die Gemeinschaft der Gesunden zurückkehren.

Du sollst mich preisen! sagt Gott im Psalmwort. Das allerdings hat nur einer von den zehn begriffen. Einer von zehn Geretteten! Er dankt und preist Gott in vorbildlicher Weise. Wir können von ihm lernen. Zuerst heißt es: **Er sah, daß er gesund geworden war.** Dieser Eine hat seine Heilung offenbar mit anderen Augen gesehen als die übrigen Neun. Er hat verstanden, daß hinter der Gabe der Heilung der Geber zu suchen ist. Verstehen das eigentlich unsre Ärzte im Krankenhaus? Verstehen das die vielen Patienten auf den Krankenstationen? Da hört man so oft das vordergründige Wort: Der Körper hat sich selbst geholfen.

Woher hat denn der Körper die Kraft, sich selbst zu helfen? Wer hat die Zellen unseres Leibes so angelegt, daß sie sich auf geheimnisvolle Weise erneuern und ergänzen können? Wer hat dem roten Saft des Blutes die Abwehrzellen beigemischt, die die Krankheitskeime in Schach halten oder abtöten? Man muß schon ein bißchen tiefer schauen, um zu begreifen, was Leben und Gesundheit überhaupt bedeuten. Und wer tiefer schaut, der wird das geheimnisvolle Wirken des Schöpfers und Erhalters durchaus erahnen können.

Der geheilte Samariter sah es, und von ihm heißt es weiter: **Er kehrte um und pries Gott mit lauter Stimme.** Sein Lobpreis geschieht also nicht unauffällig im Verborgenen, sondern frei und offen auf der Straße. Er macht den Weg zurück zu seinem Wohltäter. **Er fällt Jesus zu Füßen – nieder auf sein Angesicht – und dankt ihm.**

Dieser Geheilte ist nun nicht nur gesund geworden, er ist bei Gott angekommen. Er hat Gott gefunden. Und so will es Gott haben. Über allem, was er uns Gutes tut, und er tut ja doch eine Menge Gutes, will er selbst erkannt werden und will mit uns Gemeinschaft haben und uns glücklich machen. So also sollen wir unser Christsein

leben, als von Gott Beschenkte, die ihm in herzlicher Liebe und Dankbarkeit zugewandt sind.

Der letzte Satz unseres Bibeltextes ist sehr aufschlußreich. Jesus sagt dem Mann, der so herzlich danken kann: **Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen!** Man könnte hier fragen: Ist den anderen Neun etwa nicht geholfen worden? Gewiß, sie sind vom Aussatz befreit worden. Der Körper ist wiederhergestellt worden. Sie sind am wahren Sinne des Wortes mit heiler Haut davongekommen. Aber was ist mit ihrem inwendigen Menschen? Sei hielten es nicht für nötig, ihrem Wohltäter zu danken und Gott die Ehre zu geben.

Dahinter wird eine Haltung sichtbar, die nur Unglaube oder Gleichgültigkeit bedeuten kann. Und diese beiden Regungen finden sich bei vielen Menschen. Neun haben nichts begriffen von den Zehn. Das sind 90 %, die in der Undankbarkeit leben. Wie werden sie nach Hause gekommen sein? Sicherlich mit Jubel und übergücklich, aber ebenso auch mit einem leeren Herzen. Sie hatten die Chance, Gott zu begegnen in seinem Sohn Jesus Christus, die größte Chance, die man sich überhaupt denken kann. Aber sie haben diese Chance verpaßt.

So geschieht es bei uns Menschen immer wieder, auch in heutiger Zeit. Nach einer erzwungenen Krankheitspause stürzt man sich – kaum genesen – wieder in die Arbeit oder in das, was einem sonst wichtig ist. Die angeblich verlorene Zeit im Krankenhaus muß ja wieder nachgeholt werden. Wohl hatte man in seiner Not zu Gott gebetet und um Hilfe gerufen. Aber nach der Entlassung erzählt man seinen Freunden und Bekannten von den tollen Ärzten, die ihr Bestes gegeben haben, oder man weist hin auf die gute körperliche Verfassung, die einen wieder auf die Beine gebracht hat. Dabei hätte doch die Zeit des Krankenhauses zu einer tieferen Begegnung mit Gott führen können. Man hätte begreifen können, daß alle menschliche Sicherheit wie eine Seifenblase zerplatzen kann.

Nach dem furchtbaren Zweiten Weltkrieg sind viele mit heiler Haut davongekommen. Es bestand die Chance, nach dem Zusammenbruch einer gottlosen Diktatur mit Gott einen neuen Anfang zu machen. Aber was geschah? Das Wunder der Errettung entwickelte sich bald zu einem Wirtschaftswunder. Man wollte das Entbehrte möglichst schnell nachholen. Anfangs gab es zahlreiche Gottesdienstbesucher. Aber das änderte sich. Die Kirchen wurden leerer und leerer und sind bis heute ziemlich leer geblieben. Wo bleibt die Dankbarkeit der Deutschen, auch angesichts der Wiedervereinigung unseres Volkes?

Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen! Das, was im Herzen Gott gegenüber geschieht, das zählt, das macht die Seele gesund. Also geh hin, nur der Glaube kann helfen an Leib und Seele!

Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet,
der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet.
in wieviel Not
hat nicht der gnädige Gott
über dir Flügel gebreitet.

Joachim Neander

15. Sonntag nach Trinitatis

Vom unnötigen Sorgen - Matth. 6, 25-34

Ein tröstliches Wort, dieses **Sorget euch nicht!** Und der, der es uns zuruft, ist glaubwürdig. Er war kein kirchlich beamteter Prediger mit ansehnlichem Gehalt und Dienstwohnung. Als er zu dem armen Volk von Galiläa sprach, stand er unter freiem Himmel und nicht auf einer Kanzel in einer schmucken Kirche. Als er die Vögel und die Lilien zu anschaulichen Beispielen der Sorglosigkeit machte, da konnte man über ihm die Vögel ziehen sehen und das Gras unter ihm rauschen hören. Man muß bei diesem Abschnitt der Bergpredigt wirklich einmal den Sprung in das alte Palästina vor 2000 Jahren tun. Da lag eine wunderbare Landschaft um den See Genezareth mit Palmen und üppiger Vegetation. Die Schöpferherrlichkeit Gottes war zum Greifen nahe. Da mitten drin stand Jesus, der schlichte Wanderprediger aus Nazareth, **der so arm war, daß er nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte.** Aber aus einer unaußbaren Vollmacht konnte er die Menschen seiner Zeit mit seinem großen Gottvertrauen trösten.

Wir leben heute in einer anderen Zeit und an anderem Ort. Was uns heute tröstet, sind steigende Produktionszahlen, stabile Arbeitsplätze und eine verbesserte Lebensqualität. Als Kinder der modernen Industriegesellschaft kommen wir ohne planende Vorsorge nicht mehr aus. Daß es uns noch immer gut geht und wir reichlich Lebensmittel vorfinden, hängt zusammen mit den planenden Bemühungen und Berechnungen für die Zukunft. Man spricht von Kalkulation. Ohne eine vernünftige Kalkulation gibt es keinen reibungslosen Ablauf der Wirtschaft. Jede Firma, jeder Betrieb muß kalkulieren. Jeder Geschäftsmann tut es. Ja, jeder Familienvorstand muß im voraus bedenken, wie er mit seinem Einkommen auskommt. Ist das alles verboten? Ist das alles unerlaubtes und unchristliches Sorgen? Wir müssen es wohl genauer untersuchen, was Jesus mit dem **Sorget nicht!** gemeint hat.

Zunächst sei gesagt, wenn Jesus seine Zuhörer auffordert, sich nicht zu sorgen, dann tut er das nicht aus einer idealistischen Weltbetrachtung. Auch er und gerade er weiß etwas von dem Kampf und der Vergänglichkeit dieser Welt. Und so muß der falschen Meinung gewehrt werden, als wende sich Jesus gegen eine vernünftige Vorratshaltung oder gegen eine sinnvolle Kalkulation. Schon gar nicht will er der Faulheit das Wort reden. Als schriftkundiger Jude weiß er um die Verpflichtung des gefallenen Adam, **im Schweiß seines Angesichtes das tägliche Brot zu erarbeiten.**

Wenn wir verstehen wollen, vor welchen Sorgen uns Jesus bewahren will, dann schauen wir am besten in unser eigenes Leben. Da muß uns doch auffallen, mit wieviel Angst und Sorge wir täglich besetzt sind. Wie mancher von uns seufzt und stöhnt nicht nur still vor sich hin, sondern auch vor den Ohren seiner nächsten Verwandten oder Bekannten. Jeder weiß sein ganz persönliches Lied zu singen von den Schwierigkeiten und Nöten, in denen er steckt: Sorgen um die Gesundheit, besonders im Alter, Sorgen um die Kinder oder Enkelkinder, Sorgen um die Bewältigung der anste-

henden Aufgaben, Sorgen um die Anerkennung vor den Leuten. Schließlich sind da noch die Sorgen um das Älterwerden und das Sterben.

Sorge ist nicht nur die kleinmütige Ängstlichkeit, mit der wir uns vor unseren Problemen ducken. Sorge ist auch nicht nur die unersättliche Begehrlichkeit, mit der wir die materiellen Dinge an uns reißen. Sorge ist eigentlich die Urhaltung des Menschen, der sich in eine fremde Welt hineingeworfen sieht und sich gegen alle Unsicherheiten eine möglichst sichere Existenz aufbauen möchte.

In aller Sorge steckt das Mißverständnis, als müsse der Mensch mit seinem Leben grundsätzlich allein fertig werden, als dürfe er nichts dem Zufall überlassen, als habe er Macht genug, in allem sich selbst helfen zu können. Letztlich müssen wir zugeben, daß uns solch ein gottfernes Sorgen nicht weiterhilft. Je mehr wir uns die Last vom Halse sorgen wollen, desto größer wächst sich die Last in unserer Vorstellung aus. Darum fragt der Dichter Georg Neumark zu Recht in einem seiner Lieder: **Was helfen uns die schweren Sorgen? Was hilft uns unser Weh und Ach? Was hilft es, daß wir alle Morgen beseufzen unser Ungemach? Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit.**

Es kann Gott nicht gefallen, daß wir unser Kreuz und Ungemach größer machen, als es ist. Die schweren Sorgen sind ihm zuwider. Denn einerseits lähmen sie unsere Schaffenskraft und Daseinsfreude, andererseits treiben sie uns von Gott weg bis hinein in die Dunkelzone von Depressionen und Selbstmordgedanken. Da nämlich, wo ein Mensch sich der ängstlichen Sorge hingibt, hat er Gott aus seinem Denken ausgeklammert und sich selbst die Bürde seiner Schicksalsbewältigung auferlegt. Ja, er hat sich geradezu selbst zum Gott gemacht.

Insofern kann es kaum einen strengeren Bußruf geben als jenes **Sorget nicht!**, das Jesus uns zuruft. Und so ist das **Sorget nicht!** keine fromme Beruhigungsspiel für ängstliche Gemüter, sondern eine daseinsverändernde Botschaft. Es stürzt unser eigenmächtiges Denken zu Boden und hebt ein neues machtvolleres Gottvertrauen auf den Thron.

Und nun möchte ich sprechen von der frohen Botschaft, daß wir einen Vater im Himmel haben, der für seine Geschöpfe sorgt und besonders uns Menschen helfen möchte, die wir doch mehr sind als die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde. Jesus will uns Mut machen, an einen Gott zu glauben, der unser Leben in schrankenloser Macht und Treue trägt. In seiner Fürsorge dürfen wir uns unbegrenzt geborgen fühlen. Er ist nicht nur mächtig genug, daß er um all unsre Bedürfnisse im voraus weiß, er ist auch mächtig genug, uns in jeder Situation hilfreich zur Seite zu stehen.

Damit, daß wir ihm unser ganzes Vertrauen schenken, werden wir frei von den Fesseln des eigenmächtigen Sorgenmüssens. Die Ketten, die uns binden wollen, werden durch solches Gottvertrauen gesprengt. Allen Sklaven des ruhelosen Umgetriebenseins gilt der Heilandsruf Jesu: **Kommt her zu mir alle, die ihr euch abrackert und abquält, ich will euch Ruhe geben!** Es ist wahr, das radikale Gottvertrauen, zu dem

Jesus uns ermuntert, macht wirklich frei, es entlastet und bringt neue Freude. Denn es schafft uns den Zugang zu dem großen Vater im Himmel, bei dem wir unsre Sorgen abladen dürfen und der das Beten und Schreien seiner Kinder hört.

Wenn wir dies auf uns selbst anwenden, daß Gott uns persönlich umsorgt und liebt, dann ergeben sich daraus für unser Leben, Denken und Handeln weitreichende Konsequenzen. Als wichtigste Folge eines elementaren Gottvertrauens nenne ich dies, daß wir zu unterscheiden lernen zwischen der Lebensmitte und den Lebensmitteln. Zweifellos werden wir uns nach wie vor um die Lebensmittel bemühen müssen. Aus den täglichen Pflichten des Berufslebens will Jesus uns nicht entlassen. Aber als Christen, die das **Sorget nicht!** verstanden haben, werden wir Gott die Mitte unseres Lebens sein lassen. **Wir werden ihn**, wie Luther im Kleinen Katechismus gesagt hat, **über alle Dinge fürchten, lieben und ihm vertrauen.**

Das wird nicht immer leicht sein. Die Versuchung, Gott aus der Mitte zu entlassen, wird uns unser Leben lang verfolgen. Aber auch hier dürfen wir ihm zutrauen, daß er unserem Kleinglauben immer wieder aufhilft. Wenn wir festhalten an der wahren Mitte unseres Lebens, dann wird sich allmählich der Blick schärfen für das, was mehr Wert und das, was weniger Wert besitzt.

In unserem Bibeltext zielt letztlich alles hin auf den kernigen Spruch: **Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen!** Die Betonung in diesem Jesuswort liegt auf dem Wörtchen **zuerst**. Das Reich Gottes hat Vorrang vor Essen und Trinken, vor Wohlstand und Erfolg. Berufliches Fortkommen, Persönlichkeitsentfaltung und Selbstverwirklichung, das alles hat seinen Wert, das alles ist uns gegönnt. Aber nicht so, daß es der einzige Lebensinhalt wird, sondern so, daß das Reich Gottes für uns das größere Ziel ist.

Franz von Assisi hat es unübertrefflich schön gesagt, was das Trachten nach dem Reich Gottes sein soll: **Liebe üben da, wo man sich haßt, verzeihen, da wo man sich beleidigt, verbinden da, wo Streit ist, die Wahrheit sagen, wo der Irrtum herrscht; Hoffnung bringen, wo Verzweiflung quält, ein Licht anzünden, wo die Finsternis regiert und Freude bringen, wo der Kummer wohnt.**

Gib dich zufrieden und sei stille
in dem Gotte deines Lebens!
In ihm ruht aller Freuden Fülle,
ohn ihn mühst du dich vergebens.
Er ist dein Quell und deine Sonne,
scheint täglich hell zu deiner Wonne.
Gib dich zufrieden!

Paul Gerhardt

16. Sonntag nach Trinitatis

Der Jüngling zu Nain - Lukas 7, 11-17

Wenn ein Jugendlicher unter zwanzig Jahren durch Krankheit oder Unfall aus dem Leben gerissen wird, ist das Erschrecken besonders groß. Alle Verwandten, alle Nachbarn und Freunde werden vorübergehend sprachlos, weil der Tod so grausam zugeschlagen hat.

In der Geschichte, die der Bibeltext erzählt, wird die Grausamkeit des Todes noch verschärft durch die Tatsache, daß der Verstorbene der einzige Sohn seiner Mutter war und sie bereits im Witwenstand lebte. Diesen Sohn hatte sie nicht nur mit ihrer ganzen Liebe umgeben, von diesem Sohn hatte sie gehofft, daß er ihr Ernährer und Beschützer im Alter sein werde. Ohne ihn war ihr Leben leer und inhaltslos geworden. Ohne ihn würde sie in Zukunft auf die Gnade ihrer Schwiegereltern angewiesen sein.

Viele Menschen in Nain werden mit der trauernden Frau geweint und getrauert haben. Ein große Menge Menschen nimmt jedenfalls Anteil und begleitet den Toten auf seinem letzten Weg zum Grab. So ein Leichenzug hat etwas Düsteres an sich. Auf ihm lasten Schwermut, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Da scheint es keinen Sinn zu geben, wenn ein junger Mensch aus der Blüte seiner Jugend gerissen wird. Und manches Herz wird bitter und hart und beginnt mit Gott zu hadern.

Wußte Gott nichts von dem harten Los dieser verwitweten Frau? Hätte er diesen Tod nicht verhindern können? In solch einer Verfassung des Haderns mit Gott möchte man sich kaum trösten lassen. Fragen wir nun einmal ganz bewußt nach dem Gott, der solches Sterben geschehen läßt. Fragen wir nach seinem Mitgefühl mit den Trauernden. Fragen wir auch danach, welchen Sinn bei ihm das Sterben hat. Mit dem Bibeltext soll uns eine hilfreiche und tröstende Antwort gegeben werden.

Bisher haben wir nur auf den Trauerzug gesehen, auf jene düstere Prozession des Todes, die da aus dem Stadttor von Nain in das Freie quillt. Aber wir müssen nun auch jene andere Bewegung auf das Stadttor zu beachten, jene Prozession des Lebens, die von Jesus und seinen Jüngern angeführt wird. Es kommt zu einer Begegnung zwischen der Prozession des Lebens und der Prozession des Todes, und in dieser Begegnung erfahren wir die Antwort Gottes auf unser Fragen und Klagen angesichts eines sinnlos scheinenden Sterbens.

Das erste, was uns trösten kann, ist jener kleine Vers unsres Bibeltextes: **Und als sie der Herr sah, jammerte sie ihn, und er sprach zu ihr: Weine nicht!** Wir haben es bei Jesus nicht mit einem introvertierten Stubengelehrten zu tun, nicht mit einem blutleeren Theologen, der nur seine intellektuellen Probleme kennt und sonst die Wirklichkeit kaum wahrnimmt. Nein, Jesus besitzt die Gabe des einfühlsamen Sehens. Er sieht die Witwe, und zugleich erfaßt er ihre ganze notvolle Situation. Und da kann er sich des Erbarmens gar nicht erwehren. Es geht ihm sozusagen an die Nieren. Er ver-

setzt sich in die Lage der betroffenen Frau. Er kann ihr Weinen kaum ertragen. Er sagt: **Weine nicht!** Er sagt es liebevoll und zugleich verheißungsvoll.

Und dann geschieht ein großes Wunder, ja, eigentlich ist es das wunderbarste aller Wunder, denn größeres als eine Totenerweckung kann man sich kaum vorstellen. Jesus handelt wie ein Feldherr mit Befehlsgewalt. Er berührt den Sarg, da müssen die Träger stehen bleiben. Und auf das Wort: **Jüngling, ich sage dir, steh auf!** muß die unheimliche Macht des Todes weichen. Die Geistseele des Verstorbenen kehrt in ihren Körper zurück, der Tote wird wieder lebendig, er richtet sich auf, und er beginnt zu reden. Und Jesus gibt ihn lebend an seine Mutter zurück. Es ist wie ein zweites Geborenwerden.

Hier scheitern alle Erklärungsversuche zu dem, was Jesus getan hat. Das Wunder der Totenerweckung ist einfach zu einmalig. Ganz eindeutig will uns das Evangelium einen Erweis der großen Macht unseres Herrn bringen. Wir sind herausgefordert, ihm seine Macht zu glauben, ihm zuzutrauen, daß er auch den Tod besiegen kann. Das Volk von damals jedenfalls erkennt in ihm wenigstens einen großen Propheten, und es kommt zu dem Bekenntnis: **Gott hat sein Volk besucht.**

Für unser Getröstetwerden in allen Todesängsten und –nöten wird sehr viel davon abhängen, ob wir dieses Bekenntnis übernehmen können: **Gott hat in Jesus sein Volk besucht.** Denn wenn in jenem Menschen, der vor dem Stadttor von Nain damals der hoffnungslosen Witwe sein ganzes Erbarmen zugewandt hat, Gott selbst sichtbar geworden ist, dann dürfen auch wir heute wissen, daß Gott uns mit einem einfühlsamen Herzen begegnet. Und begreifen wir es doch: Nur deshalb konnte das Wunder der Totenerweckung geschehen, weil der große Gott, der allein die Macht über den Tod hat, damals in seinem Sohn vor dem Stadttor zu Nain zugegen war.

Natürlich kann man jetzt kritisch einwenden und fragen, warum Gottes Gegenwart in seinem Sohn nicht noch wesentlich mehr Totenerweckungen bewirkt hat. Natürlich kann man nüchtern feststellen, daß eine Totenerweckung in dieses Leben zurück irgendwann einmal erneut zum Tode führen muß. Durch die Botschaft der Evangelien wissen wir im übrigen, daß für Jesus selbst ein bloßes Zurückholen körperlichen Lebens nicht das Wichtigste gewesen sein kann. Ihm ging es doch um das tiefere Leben, um das Leben aus Gott, um ein geistliches Leben, das hinzielt auf Ewigkeit.

Und darum dürfen wir es so verstehen, daß Jesus hier vor Nain ein Exempel statuiert, das letztlich schon den Morgenglanz der Ewigkeit ankündigt. Wir Christen dürfen es glauben, daß uns in Jesus der begegnet, der uns selbst durch Tod und Auferstehung ins ewige Leben vorausgegangen ist. Er, der erhöhte Herr, will uns alle zu sich ziehen. Er will uns als seinen Brüdern und Schwestern Anteil geben an der Herrlichkeit, die ihm der Vater geschenkt hat. Und wo der Tod grausam nach uns oder einem lieben Mitmenschen greift, wo wir die Prozession des Todes zum Grab auf dem Friedhof mitmachen, da sollen wir im Glauben wissen, es gibt noch immer eine Prozession des Lebens, die von Jesus angeführt wird. Die bringt uns ins ewige Leben, dahin, wo der Tod keine Macht mehr hat.

Lassen Sie mich zum Schluß eine Vision wiedergeben, die der große indische Christ Sadhu Sundar Singh erlebt hat:

„Ein kleines Kind starb an einer Lungenentzündung, und eine Engelschar kam, um seine Seele in die Geisterwelt zu geleiten. Ich wünschte, seine Mutter hätte den wundervollen Anblick sehen können, dann hätte sie nicht geweint, sondern vor Freude gesungen, denn die Engel sorgen für die Kleinen mit einer Sorgfalt und Liebe, wie eine Mutter sie niemals zeigen könnte. Ich hörte, wie einer der Engel zu einem anderen sagte: ‚Sieh nur, wie die Mutter dieses Kindes über diese kurze und zeitliche Trennung weint! In nur wenigen Jahren wird sie bei ihrem Kinde wieder glücklich sein.‘ Dann brachten die Engel die Seele des Kindes in jenen schönen, lichterfüllten Teil des Himmels, der für die Kinder bestimmt ist. Dort sorgen die Engel für sie und unterrichten sie in aller himmlischen Weisheit, bis die Kleinen allmählich selber wie die Engel werden.

Nach einiger Zeit starb auch die Mutter des Kindes. Und ihr Kind, das nun den Engeln gleich geworden war, kam mit anderen Engeln, um die Seele seiner Mutter willkommen zu heißen. Als es zu ihr sagte: ‚Mutter, kennst du mich nicht mehr, ich bin doch dein Sohn‘, da wurde das Mutterherz von Freude überflutet. Und als sie einander umarmten, fielen ihre Freudentränen wie Blüten hernieder.“

Stoßen wir uns bitte nicht an der Schlichtheit dieser Erzählung. Sie kann uns vielleicht gerade aufgrund ihrer Einfachheit mehr Verständnis des ewigen Lebens geben, als manche gelehrten Erklärungsversuche. Das Leben hat eine Fortsetzung auf der anderen Seite des Todes! Und das, was hier als unendlich großer Verlust angesehen wird, ist in Wahrheit das Ankommen in einer Ewigkeit, in der Gottes Erbarmen und Liebe alles bestimmt.

Leben wir nur ja im Glauben, leben wir nur ja im Vertrauen auf Gott und bemühen uns den Weg zu gehen, den Jesus uns gewiesen hat. Er, der uns das Leben in der ewigen Gotteswelt verheißen hat, möchte uns jedenfalls jetzt schon auferwecken aus aller Todesfurcht, damit wir eine starke Hoffnung haben und diese Hoffnung wie einen Anker in die verheißene Gotteswelt werfen. Dieser Anker wird uns Halt geben und Antwort finden lassen auf alle Fragen, die der Tod mit sich bringt.

Jesus, er mein Heiland lebt;
ich werd auch das Leben schauen,
sein, wo mein Erlöser schwebt;
warum sollte mir denn grauen?
Lasset auch ein Haupt sein Glied,
welches es nicht nach sich zieht?

Otto von Schwerin

Erntedankfest

Der reiche Kornbauer - Lukas 12, 15-21

Wie hat sich doch das Ernteeinbringen im Laufe der letzten Jahrhunderte geändert! Dazu ein interessanter Vergleich:

Im Jahre 1840, als man das Getreide noch mit der Sichel oder der Sense mähte, brauchte ein Landwirt etwa 126 Tage, bis er den Ernteertrag gedroschen und gereinigt auf dem Speicher liegen hatte. Und wieviele Leute waren damals beschäftigt, dem Bauern bei seiner Erntearbeit zu helfen!

Heute benötigt ein Landwirt ganz allein auf einer gleichgroßen Fläche nur etwa einen Tag, um diese Erntearbeit zu leisten. Ein Mährescher mittlerer Größe sorgt dafür, daß das Getreide noch auf dem Feld verarbeitet wird und die Körner umgehend in die Säcke fließen. Dabei wird heute drei- bis fünfmal soviel geerntet als zu damaliger Zeit.

Es hat sich also einiges verändert im Laufe der Jahrhunderte, und zwar bezieht sich diese Veränderung nicht nur auf den technischen Vorgang des Erntens, sondern auch auf das Denken und Danken anläßlich einer Ernte. Kann ein Landwirt, der heute an einem Tag mit seinem Mährescher ohne Probleme 100 Doppelzentner Getreide erntet, wirklich noch begreifen, daß Gott der Spender aller guten Gaben ist?

Da sagte ein Landwirt vor einiger Zeit: „Man kann nicht genug kalkulieren. Wer sich nicht spezialisiert, wer nicht noch rationeller arbeiten will, der muß sich nicht wundern, wenn er keine positive Bilanz erwirtschaften kann. Was Gott damit zu tun hat, wüßte ich nicht. Früher meinten manche, Gott sei vor allem für gutes Wetter zuständig. Na ja, man sollte es mit Gott nicht ganz verderben. Vielleicht gehen wir am Erntedankfest mal wieder in die Kirche. Das ist aber noch nicht sicher. Im letzten Jahr hatte ich keine Lust - was soll's auch.“

So spricht der reiche Kornbauer aus unserer Zeit. Offensichtlich hat er Gott in seiner Kalkulation nicht mit drin. Er hat ihn anscheinend nicht nötig. Teilnahme am Erntedankfest wäre da nur ein bißchen Theater nach außen hin, aber nichts, was von Herzen kommt.

Wenn schon ein Landwirt so gottlos denkt, der doch immerhin noch ein wenig Beziehung zur Natur hat, wie soll dann erst ein Arbeiter denken, dessen Betätigungsfeld nicht unter dem freien Himmel, sondern unter dem Dach einer Fabrikhalle liegt? Er sagt angesichts des Erntedankfestes etwa folgendes: „Ich habe mein Auskommen, bin glücklicherweise nicht arbeitslos. Ich kann mir ein schönes Auto leisten und jedes Jahr in Urlaub fahren. Meine Arbeit ist geregelt, wenn auch manchmal ganz schön stur. Aber was soll's. Man kriegt nichts geschenkt. Unser Bausparvertrag ist bald soweit. Dann geht's mit dem Eigenheim los. Die Kollegen wollen helfen. In punkto Kirche kann ich nur sagen, daß mir die Glocken sonntags morgens ganz schön auf den Geist gehen. Immer diese Bimmelei, wo man doch mal richtig ausschlafen möchte. In der Kirche waren wir zuletzt bei der Konfirmation unsrer Tochter. War ja ganz schön

feierlich. Aber was ich am Erntedanktag da soll, das ist mir nicht ganz klar. Ich arbeite nicht in der Landwirtschaft und einen Schrebergarten habe ich auch nicht.“

Wir sehen, wie bei solchen Worten und Gedanken das Erntedankfest als unzeitgemäß erscheint. Danken kann doch eigentlich nur der, der weiß, wem er etwas zu verdanken hat.

Zum Zeitpunkt der Geschichte, die Jesus vom reichen Kornbauern erzählt, waren die Verhältnisse noch wieder ganz anders als bei uns heute oder im Jahre 1840. Und doch, der reiche Kornbauer ist mit seinem Denken noch immer aktuell. Er weiß ja auch nicht, wem er was zu verdanken hat. Am Erntetag hält er nicht dankbar Zwiesprache mit Gott, dem Geber aller guten Gaben. Er hält vielmehr Zwiesprache mit sich selbst: **Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Mut!** Aus solchen Worten spricht satte Selbstzufriedenheit. Der gute Mann glaubt offenbar, nun könne ihm nicht mehr viel passieren, da er doch so gut mit Erntevorräten eingedeckt sei. Ein unwahrscheinlicher Optimist!

Gleichen ihm nicht all die Zeitgenossen heute, die ähnlich selbstzufrieden und optimistisch in die Zukunft sehen? Ob es nun der clevere Geschäftsmann ist, der scharf kalkulierende Landwirt oder der fleißige Arbeiter, eins ist ihnen allen doch gemeinsam: Sie glauben, daß ihre Sicherheit für die Zukunft eine rein menschliche Angelegenheit sei. Gott kommt in ihrem Denken so gut wie gar nicht mehr vor.

Aber was geschieht nun, wenn dieser Gott auf einmal ins Leben eingreift, wenn er dem einen oder anderen sagt: **Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern!?** Wie erschütternd zum Beispiel, wenn da der Betriebsleiter eines großen Unternehmens am Herzinfarkt zusammenbricht und stirbt. Da hat er noch bis zuletzt an seinem Schreibtisch gesessen. Alle Fäden des Betriebes liefen bei ihm zusammen. Jeder hielt ihn für eine gewaltige Persönlichkeit und nahm sich vor ihm in acht. Und dann auf einmal das Ende!

Oder wie traurig, wenn da ein Arbeiter fleißig gespart hat und sich ein Haus leisten konnte und sich hübsch eingerichtet hat. Und dann passiert auf einmal ein Verkehrsunfall, und das vorher so selbstverständlich und sicher scheinende Leben ist mit einem Schlag aus und vorbei. Wir können wohl lange Zeit unseres Lebens uns einbilden, es hinge alles an unserem Fleiß und unserer Tüchtigkeit. Wenn aber Gott unverhofft in unser Leben eingreift und uns an die letzte Grenze führt, dann wird offenbar: **Wir haben falsch kalkuliert, ja, wir haben uns benommen wie Narren.**

Was ist ein Narr? Ein Narr ist ganz einfach ein dummer Mensch, der die Wirklichkeit nicht recht begreift. Will jemand klug sein und die Wirklichkeit richtig einschätzen, so muß er die Frage berücksichtigen: **Wo komme ich her, und wo gehe ich hin?** Das Leben genießen, essen und trinken, Familie gründen und Häusle bauen, ohne nach dem tieferen Sinn des Lebens zu fragen, das ist eben närrisch. Es ist närrisch, Gott in sein Denken nicht hineinzunehmen, nicht zu begreifen, daß wir von ihm herkommen und auf ihn zugehen. Wir bedürfen in allem der höheren Weisheit und Hilfe des fürsorgenden Gottes. An seinem Segen ist alles gelegen.

Jesus mahnt uns: **Seht zu und hütet euch vor aller Habgier, denn niemand lebt davon, daß er viele Güter hat.** Diese Worte sind Wahrheit. Wirkliches Leben, ein Leben, das sich lohnt, beruht nicht auf Reichtum und Besitz. Eigentlich sollten wir das alle wissen. Aber es wird uns nur manchmal bewußt, wenn plötzlich einer von uns ging. Worauf beruht denn ein Leben, das sich lohnt? Erinnern wir uns an die Stunden, in denen wir wirklich glücklich waren. Hing da unsre Freude, unser Erfülltsein nicht daran, daß wir geliebt wurden oder Liebe schenken durften? Menschen zeigten uns ihre Zuneigung, ihre Anteilnahme, schenkten uns ihr Vertrauen, ließen uns Anteil haben an ihren innersten Regungen. Wir nahmen es dankbar an. Wir fühlten uns beschenkt.

Wo die Liebe und Herzlichkeit in unserem Leben fehlt, da sind wir bei allem äußeren Wohlstand arm dran. Und nun gehen wir einen Schritt weiter. Begreifen wir, daß auch die Liebe nicht nur aus menschlicher Kraft und Fähigkeit kommt. Sie hat ihren Ursprung in dem, der diese Welt mit all ihrem Schöpfungsreichtum hervorgebracht hat. Gott ist die Quelle der Liebe und der Lebensfreude. Er hat uns Menschen so angelegt, daß wir uns gegenseitig glücklich machen können. Ja, er will, daß unser Leben in der Gemeinschaft der Liebe ihren Sinn findet.

Auch der Glaube an Gott und unseren Herrn Jesus Christus soll Gemeinschaft in der Liebe sein. Im Glauben dürfen wir davon ausgehen, daß Gott der Geber aller guten Gaben ist. Und so wird man als richtiger Christ gar nicht anders können, als vor ihm in einer ständigen Haltung der Dankbarkeit zu leben. Nicht ich habe die Körner auf dem Felde wachsen lassen, sondern der Schöpfer hat es so angelegt, daß im alljährlichen Prozeß des Wachsens, Blühens und Reifens als Endprodukt das Brot steht, daß mich ernährt. Wie kurzsichtig ist es doch, die tieferen Zusammenhänge der Natur nicht zu begreifen.

Also, als gläubige Menschen haben wir begriffen, es gibt vor Gott noch einen anderen Reichtum als den aus Geld und Gut. Was vor ihm zählt, sind die Qualitäten unseres Herzens: Glaube, Liebe und Hoffnung. Das sind die Früchte, die auf unserem Lebensacker wachsen sollen. Bei wem sie gedeihen, der braucht sich dann auch nicht vor der letzten Grenze zu fürchten, weil er weiß, er ist für immer geborgen bei Gott.

Er sendet Tau und Regen und Sonn und Mondenschein,
er wickelt seinen Segen gar zart und künstlich ein
und bringt ihn dann behende in unser Feld und Brot:
Es geht durch unsre Hände, kommt aber her von Gott.
Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn,
drum dankt ihm, dankt, drum dankt ihm, dankt und hofft auf ihn!

Matthias Claudius

17. Sonntag nach Trinitatis

Heilung des besessenen Knaben - Markus 9, 14-29

Wieviele Menschen leiden unter psychischen Krankheiten! Und da wird manches getan, um der kranken Seele zu helfen. In psychiatrischen Krankenhäusern wird in leichteren Fällen Psychotherapie angeboten, mit Gesprächen, Maltherapien, Sport usw. In schwereren Fällen sucht man in den psychiatrischen Abteilungen auch mit harten chemischen Mitteln zu helfen. Diese Mittel sind durchaus hilfreich, haben aber doch so manche Nebenwirkungen, die man durchaus auch als krankmachend bezeichnen kann. Kurzum, es ergibt sich, daß die Seele oft ein sehr schwieriger Patient ist und ihr selten so richtig geholfen werden kann.

Um eine leibseelische Krankheit geht es in der Geschichte unseres Bibeltextes. Ein fallsüchtiger Knabe wird zu Jesus gebracht. Wir sprechen heute von Epilepsie und haben auch hierfür spezielle Einrichtungen und Medikamente. Ein Epileptiker wird meist plötzlich von seiner Fallsucht überfallen. Dabei tritt Schaum vor den Mund, er knirscht mit den Zähnen und verfällt in die sogenannte kataleptische Starre. Und weil das alles in einer Art Bewußtlosigkeit vor sich geht, kommt es leicht zu Unfällen.

Unsre heutige Medizin ist weit davon entfernt, bei Epilepsie von Besessenheit zu sprechen, wie es in unserem Bibeltext geschieht. Sie kann dies aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie nur das gelten läßt, was vor Augen ist, was sich wissenschaftlich-experimentell nachweisen läßt. Aber die Bibel geht hinter die sichtbare Seite der Krankheit zurück und spricht von einer letzten verursachenden Kraft. Sie spricht von krankmachenden Geistern bösen Ursprungs, die ein Interesse haben, menschliches Leben zu stören oder zu zerstören.

In diesem Fall wird ein sprachloser Geist genannt, ein dämonisches Wesen also, das das Kind von klein auf befallen hat, und es in Stummheit und gefährlicher Fallsucht gefangen hält.

Es wird uns in diesem Moment gewiß erschrecken, daß so etwas überhaupt möglich sein könnte: das Einwirken unsichtbarer Mächte und Kräfte auf unser geistiges, seelisches und körperliches Leben. Sehr schnell weist der moderne Mensch solche Vorstellungen als archaisch, mittelalterlich oder altmodisch zurück. Wir sind es gewohnt, die Erscheinungen unserer Welt mit dem Gesetz von Ursache und Wirkung zu erklären.

Aber mit dieser Methode kommen wir da nicht viel weiter, wo krankhafte seelische Prozesse zu durchleuchten sind. Das unsichtbare Seelische ist sehr geheimnisvoll. Es ist irrational. Es entzieht sich weitgehend der wissenschaftlichen Durchleuchtung und Erforschung. So bleibt vieles unerklärlich, auch bei einem gesunden Menschen.

Warum zum Beispiel sind wir nicht in der Lage, die guten Vorsätze unsres Herzens jeweils zu verwirklichen? Schon der Apostel Paulus fand eine Art Grundsatz für unser ethisches Verhalten heraus: **Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.** Woher kommen die vielen negativen, ja,

zum Teil ausgesprochen gefährlichen Vorstellungen in unserem Inneren? Woher stammen die kriminellen Energien vieler Verbrecher? Jeder Mensch hat in seinem Inneren eine dunkle Seite, die mitunter völlig irrationale Verhaltensweisen produziert. Die Bibel nennt uns Sünder und meint damit im übertragenen Sinne fallsüchtige Geschöpfe Gottes, die immer wieder ihre Gottesebenbildlichkeit beschmutzen, anstatt sie rein zu halten.

Nicht Unwissenheit oder Altertümelei stecken hinter der biblischen Erwähnung dämonischer Mächte. Nein, es geht hier vielmehr um das Offenbarmachen einer letzten Wirklichkeit. Und nur wenn wir diese Wirklichkeit ernst nehmen, werden wir die Notwendigkeit unserer Erlösung begreifen.

Jesus ist gekommen, um die Werke des Teufels zu zerstören. Er sah die unheimliche Macht des Gegenspielers Gottes. Er sah den Abgrund, die Finsternis, den Greuel des Bösen. Er sah dies alles als den höchst realen Hintergrund menschlichen Daseins. Jesu Werk ist letztlich der von Gott selbst geführte Kampf gegen den Satan, den Versucher, den Mörder von Anfang, den Widersacher.

Die Jünger waren zunächst zu schwach für diesen Kampf. Ihnen wollte der böse Geist nicht weichen. Und das ist typisch für Jesu Jüngerschaft bis in unsere Zeit. Immer wieder erweist sich die Ohnmacht der Kirche gegen all die kaputtmachenden und bösen Tendenzen der Zeit. Sie nimmt die Wirklichkeit des Feindes zu wenig ernst. Sie wagt es nicht, ihm ins Angesicht zu widerstehen. Sie läßt sich womöglich selbst von negativen Tendenzen bestimmen.

Jesus klagt über seine unfähigen Kampfgenossen. **O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen?**

Hat er schon damals geklagt, wie wird er als der erhöhte Herr heute klagen, wenn er seine arme, schwache und zerstrittene Christenheit auf Erden wahrnimmt. Das Gespräch, das Jesus mit dem Vater des kranken Kindes führt, kann uns zeigen, wie wir den Kampf gegen das Böse bestehen können.

Halb zweifelnd, halb gläubig sagt der Vater zu Jesus: **Wenn du etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns!** Er hat noch nicht recht begriffen, wen er in Jesus vor sich hat. Der dämonische Geist hat das längst erfaßt. Er weiß, daß der Augenblick seiner Niederlage unmittelbar bevorsteht. Und so bäumt er sich noch einmal auf und demonstriert sein Unwesen in dem kranken Kind.

Mit unerschütterlicher Klarheit antwortet Jesus dem flehenden Vater: **Alle Dinge sind möglich dem, der glaubt!** Dies ist eine Antwort, die wir vielleicht für eine Übertreibung halten könnten. In dem vollmächtigen Wort Jesu begegnet uns aber der Glaube als die alles entscheidende Kraft des Christen. Und wir fragen, wie haben wir diesen Glauben zu verstehen?

Dieser Glaube hat ganz unmittelbar mit Gott zu tun, mit dem Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist. Dieser Glaube ist ein festes Sich-Verlassen auf Gott, ein Rechnen mit seinem Eingreifen, ein Sich-Stellen unter seine Herrschaft, ein herzliches Vertrauen. Glaube ist gegenüber allem Dunklen und Bösen Siegesgewißheit. Glaube ist der Mut,

den Mächten des Bösen Paroli zu bieten. Jesus tut das an erster Stelle. Er ist der Anfänger und Vollender des Glaubens. Vor ihm müssen die Dämonen fliehen. Auch der böse Geist, der den kranken Knaben peinigt, muß auf Jesu vollmächtiges Befehlswort hin sein Opfer freigeben. Ein eindrucksvolles Erlebnis.

Von einem solch machtvollen Glauben sind wir wohl noch weit entfernt. Haben wir überhaupt eine Chance, hier ein Stückchen weiterzukommen? Eindrucksvoll ist es, wie der Vater des besessenen Knaben aus all seinem unvollkommenen Glauben heraus zu Jesus aufschreit: **Ich glaube; hilf meinem Unglauben!**

Er will es also mit Jesus wagen. Er setzt alles auf eine Karte. Sein bißchen Glaube erscheint ihm noch selbst als ein Unglaube, aus welchem Jesus ihn befreien soll. Ist dieser verzweifelt-gläubige Schrei nicht für uns ein tröstliches Zeichen? Auch wir dürfen uns mit all unserm unvollkommenen Glauben zu Jesus hinwagen und ihn bitten: **Herr, ich glaube! Hilf meinem Unglauben!**

Einmal baten Jesus seine Jünger: **Mehre uns den Glauben!** Und Jesus wies sie darauf hin: **Wenn euer Glaube so klein wie ein Senfkorn ist, wird er eine riesengroße Wirkung haben.** Das schlichte Vertrauen zu Gott: Er kann! gibt bereits Anteil an der göttlichen Kraft. Wie schwer fällt dem Menschen von heute ein solches Gottvertrauen! Wie möchte er immer alles aus eigener Kraft und Vernunft lösen!

Jesus beweist uns mit seinem machtvollen Handeln, daß letztlich ganz andere Kräfte eine Rolle spielen als die Kraft der Vernunft. Er spricht schließlich ganz offen von der Macht des Gebets: **Diese Art kann durch nichts ausfahren als durch Beten,** sagt er. Im Gebet eines Christen verwirklicht sich der Glaube, der auf Gott traut. Würde man in unserer Zeit die Macht des Gebets neu entdecken und auch die Weltprobleme dem mächtigen Lenker der Geschichte, nämlich Gott, anbefehlen, so müßten die Mächte des Bösen und des Unfriedens umso eher weichen und die **fallsüchtige Weltgesellschaft** würde umso eher aus ihrer dämonischen Umklammerung befreit.

Lassen wir uns auf alle Fälle mit unserem kleinen oder großen Glauben in Gottes Hand fallen und ihm mit einem großen Zutrauen begegnen. Und beten wir zu Jesus, dem Weltüberwinder, daß er uns vor dem Bösen bewahren möchte. Sein Kreuz ist das Siegeszeichen, das für die ganze Welt bezeugt, daß unser Herr den Kampf mit dem Feind gewonnen hat.

Zieh an die Macht, du Arm des Herrn,
wohlauf und hilf uns streiten.
Noch hilfst du deinem Volke gern,
wie du getan vorzeiten.
Wir sind im Kampfe Tag und Nacht,
o Herr, nimm gnädig uns in acht
und steh uns an der Seiten.

Friedrich Oser

18. Sonntag nach Trinitatis

Welches ist das höchste Gebot? - Markus 12, 28-34

Wo kämen wir denn hin, wenn jeder tun und lassen könnte, was er wollte?!

Vielleicht haben wir dieses Wort noch aus unsrer Jugendzeit im Ohr. Irgendwann hatten wir etwas Verbotenes getan, vielleicht die Kirschen geerntet, die uns nicht gehörten oder eine alte Fensterscheibe auf einem fremden Grundstück eingeworfen. Ein Erwachsener hatte uns trotz unserer Vorsicht entdeckt und zur Rede gestellt. Und dann hörten wir diese bekannten Worte.

Die Moral von der Geschichte: Es kann eben nicht jeder nach seinem Gutdünken leben. Die Gesellschaft hat allgemeinverbindliche Normen, Gebote und Verbote. Nur so läßt sich die Anarchie, das ganz große Durcheinander verhindern.

Die jüdische Gesellschaft zur Zeit Jesu hatte das Prinzip der gesetzlichen Regelung geradezu auf die Spitze getrieben. Zu den zehn Geboten des Mose waren 613 Gebote und Verbote hinzugekommen. Und auch für diese 613 gab es wiederum ungezählte Auslegungen und Anwendungsvorschriften. Der gebildete jüdische Schriftgelehrte kannte sich damit aus. Er beherrschte den jüdischen Paragraphen- dschungel. Das einfache Volk dagegen war mit dieser Gesetzlichkeit total überfordert.

Dies ist der Hintergrund für das Gespräch, das in unserem Bibeltext zwischen einem Schriftgelehrten und Jesus geführt wird. Klar, daß durch eine übertriebene Gesetzlichkeit niemand gebessert wird. Klar, daß man damals ein Interesse daran hatte, das Gesetz auf den wesentlichen, allgemeinverständlichen Punkt zu bringen. Darum also die Frage: **Welches ist das höchste Gebot von allen?** Die Antwort Jesu ist verblüffend einfach: **Du sollst Gott lieben und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Es ist kein anderes Gebot größer als diese.**

Ob wir heutigen Christen der Antwort Jesu genau so überzeugt zustimmen können wie der Schriftgelehrte damals? Er sagt zu Jesus: **Meister, du hast wahrhaftig recht geredet.** Und dann wiederholt er noch einmal die zwei Liebesgebote, die ja schon im Alten Testament zu finden sind.

Sprechen wir zunächst von der Liebe zu Gott. Viele Menschen heute haben damit erhebliche Probleme. Sie können sich einen persönlichen Gott, den man lieben kann, nicht vorstellen. Wo soll er sich befinden? Wie ist er geartet? Ein Gott, der nicht nur Himmel und Erde geschaffen hat, sondern den gesamten Makrokosmos und ebenso den gesamten Mikrokosmos, also das Größte und das Kleinste gleichermaßen, er ist doch mit menschlichen Kategorien gar nicht zu fassen.

Nun sagt die Bibel uns Ähnliches. Sie sagt zum Beispiel, daß **aller Himmel Himmel Gott nicht fassen können.** Sie sagt auch, daß kein Mensch vor ihm fliehen kann, weil Gott überall ist. Und sie sagt, daß er uns von allen Seiten umgibt.

Das heißt nun allerdings, so groß und unvorstellbar Gott auch sein mag, er ist uns dennoch ganz nah. Sein Geist umfaßt jedes einzelne kleine Geschöpf, den Grashalm, die Mücke, die Lilie auf dem Felde und den Spatz unter dem Himmel, und vor allen

anderen Geschöpfen besonders den Menschen, der nach seinem Ebenbild geschaffen ist.

Das Volk Israel hat diesen großen Gott zu lieben begonnen, nachdem er sich dem Abraham, dem Isaak und dem Jakob offenbart hat. Die Israeliten haben ihn besonders lieben gelernt, weil er sie aus der Sklaverei in Ägypten befreit hat und sie später auch aus der Babylonischen Gefangenschaft errettet hat. Sie haben ihn lieben gelernt, weil er ihnen in ihrer Volks- und Lebensgeschichte begegnet ist.

Uns Christen ist Gott begegnet in seinem Sohn Jesus Christus, in seinen offenbarenden Worten im Evangelium, in seinem Leiden und Sterben am Kreuz für uns sündige Menschen und in seiner Auferstehung in Gottes Herrlichkeit. Durch Jesus haben wir die väterliche Güte und Barmherzigkeit unseres Gottes erfahren. Wenn Jesus uns auffordert: **Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften**, dann dürfen wir uns immer dessen bewußt sein, daß er uns zuerst geliebt hat. Unsre Gottesliebe ist also nichts als Antwort aus einem dankbaren Herzen.

Nun soll die Liebe Gottes hinein in unser Leben, in unsre Gesellschaft, ja, in die ganze Welt. Darum sagt Jesus im zweiten Teil des Doppelgebotes: **Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!** Kann man eigentlich die Liebe anordnen, befehlen, zum Gesetz machen? Muß sie nicht vielmehr ganz freiwillig von Herzen kommen? Vielleicht hätte Jesus hier ergänzen müssen, was er schon in der ersten Hälfte des Doppelgebotes gesagt hat, nämlich du sollst deinen Nächsten lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften. Die Frage ist nur, ob wir Menschen von uns aus eine so tolle Nächstenliebe überhaupt fertigbringen.

Also, Jesus kennt uns Menschen, er kennt unsre Schwächen, er weiß besonders etwas von unserer Eigenliebe, von unserem Egoismus. Daß wir uns selbst an erster Stelle lieben, ist ihm kein Geheimnis. Jeder von uns kennt sich selbst. Jeder weiß um das liebe Ich. Und nun stellt Jesus eine Regel auf, die uns nicht überfordert: Soviel, wie du dich selbst liebst, so sollst du auch deinen Mitmenschen lieben.

Du willst beachtet werden, also beachte deinen Mitmenschen. Du willst, daß man deine Würde nicht mit Füßen tritt, also gönne deinem Nächsten seine Würde und taste sie nicht an. In der Liebe steckt unendlich viel drin. Nehmen wir nur das, was der Apostel Paulus in 1. Korinther 13 ausführt: **Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu.** Zu dem, was die Liebe nicht tut, muß man positiv auch das hinzufügen, was sie tut.

Ich denke hier ganz besonders gern an Luthers Erklärungen zu den zehn Geboten im Kleinen Katechismus: Wir sollen unserem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und beistehen in allen Nöten. Wir sollen in der Ehe einander lieben und ehren. Wir sollen dem Nächsten helfen, daß sein Gut und

seine Nahrung bewahrt wird. Wir sollen unseren Mitmenschen entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum besten kehren. Was die Liebe kann, was sie positiv tut, können wir am besten an Jesu Tun und Verhalten selber ablesen.

Für Jesus steht das Gebot der Nächstenliebe gleichrangig neben dem der Gottesliebe. Mag die Gottesliebe grundlegend sein und in einer intensiven Weise verwirklicht werden, die Nächstenliebe soll ihr in nichts nachstehen. Und beide Gebote sollen nicht auseinandergerissen werden. Denn woher soll eine hilfsbereite Nächstenliebe auf Dauer die Kraft hernehmen, wenn sie nicht auf dem Wurzelboden der Gottesliebe gewachsen ist? Und wie kann eine von Herzen gehende Gottesliebe glaubwürdig sein, wenn sie sich nicht auswirkt auf das mitmenschliche Verhalten?

Da gibt es im Evangelium das Gleichnis vom Weltgericht. Und von Anfang an stellt sich die Frage: Was wird am Ende bei Jesu Urteil über uns Menschen der Maßstab sein, also das letzte Gesetz, nach dem menschliches Verhalten gerichtet wird? Und dann kommt schließlich das berühmte Jesuswort: **Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.**

Jesus stellt sich also jedem geringsten Menschen an die Seite und wartet darauf, daß wir ihm in der nötigen Liebe begegnen. Liebe in Gestalt von Barmherzigkeit, Güte und Hingabe, das ist es, darauf kommt es an. Unser Leben gewinnt dadurch seinen Sinn, seinen Wert, seine Erfüllung.

Wie wenig selbstverständlich diese christliche Haltung ist, kann man allenthalben in unsrer gegenwärtigen Gesellschaft erkennen. Wieviel Menschenverachtung und Lieblosigkeit begegnen uns da! Denken wir an die Filme, die in den privaten Fernsehsendern angeboten werden, denken wir an die Computerspiele der Jugendlichen, denken wir nicht zuletzt an die Wertmaßstäbe, die die Neonazis oder die Linksextremisten in unseren Tagen propagieren. Es ist in jeder Weise genau das Gegenteil von dem, was Jesus uns geboten hat: Statt Liebe Haß, statt Wahrheit Lüge, statt Barmherzigkeit Unbarmherzigkeit, statt Menschenachtung Menschenverachtung.

Wie kostbar ist das Licht der Liebe, das von Jesus her über die Jahrhunderte bis in unsere Zeit hineinstrahlt. Es wärmt, es macht froh, es bringt die Menschen Gott näher, und es verbindet die Menschen untereinander. Es schafft eine Menschenfamilie, in der der Friede und die Gerechtigkeit wachsen können. Das Doppelgebot der Liebe sollte bleibend der Maßstab unseres Verhaltens sein.

Ich bete an die Macht der Liebe,
die sich in Jesus offenbart,
ich geb mich hin dem freien Triebe,
wodurch auch ich geliebet ward;
ich will, anstatt an mich zu denken,
ins Meer der Liebe
mich versenken.

Gerhard Tersteegen

19. Sonntag nach Trinitatis

Der Kranke am Teich Betesda - Joh. 5, 1-18

Lieber Gott, laß mich nur nicht krank werden! Falls einer beten kann, wird er angesichts des Krankheitselends dieser Welt dieses Gebet wohl schon öfter zum Himmel geschickt haben. Gesundheit ist das höchste Gut! Je älter einer wird, desto mehr ist er von der Wahrheit dieses Ausspruchs überzeugt.

In unserm Bibeltext wird ein Mann vorgestellt, der 38 Jahre lang krank gelegen hat. Welch ein Schicksal in einer Zeit, in der es noch keine Krankenhäuser, keine Spezialkliniken und keine elektrischen Rollstühle gab! Er war auf Almosen angewiesen, und das war zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig.

Aber da gab es eine Hoffnung für ihn: Das Haus Betesda. Es lag im nordöstlichen Teil der Stadt Jerusalem und war ein antikes Therapiezentrum für alle möglichen Leiden. Es existierten da zwei große Wasserbecken, umgeben von mehreren Säulenhallen. Eine unterirdische Quelle sprudelte von Zeit zu Zeit ihr heilkräftiges Wasser in die Becken. Und sobald sich das Wasser bewegte, stürzten sich die vielen Kranken in das Wasser, getrieben von der Hoffnung, sogleich Heilung zu erfahren. Noch heute zeugen Gebäudereste in Jerusalem von der tatsächlichen Existenz dieser Anlage.

Der seit 38 Jahren kranke Mann lag schon, wer weiß, wie lange, an den Teichen von Betesda. Ohnmacht und Hilflosigkeit kennzeichneten seine Situation. Immer wartete er gespannt darauf, daß er es diesmal schaffen würde, rechtzeitig in das Wasser zu kommen. Doch dann erfuhr er stets aufs Neue die bittere Enttäuschung des Zuspätkommens, die traurige Erfahrung des Alleinseins und das Irrewerden an den vielen Mitmenschen, die nur an sich selbst dachten. **Herr, ich habe keinen Menschen!** sagt er zu Jesus, als der ihn fragt, ob er gesund werden möchte. Erschütternd, wenn einer so tief unten ist. Auch heute noch gibt es solch schweres Schicksal.

Der Bibeltext berichtet nun, daß Jesus eines Tages in den Hallen von Betesda umherging und diesen einsamen Kranken entdeckte. Das ist das Erste, worauf es bei allem Elend ankommt, daß da einer ist, der Augen hat zu sehen. Jesus schaut da nicht mit kühler Distanz hin. Er schaut mit den Augen der Liebe Gottes. Das kennzeichnet unseren Herrn, daß er mit tiefem Mitgefühl, mit herzlicher Anteilnahme, mit göttlichem Erbarmen auf uns Menschen sieht, besonders wenn wir von Krankheit und Elend heimgesucht sind.

Wenn wir diese Wahrheit für unsere Zeit und für unser persönliches Schicksal erfassen, dann haben wir viel gewonnen. Da ist einer, der läßt uns nicht allein. Da ist einer, der in uns hineinsehen kann, der unsre Gedanken und Gefühle versteht. Unser Herr denkt an uns! Seine Augen begleiten uns durch unser ganzes Leben. Er ist der gute Hirte, der im finsternen Tal an unserer Seite bleibt und uns soviel Mut schenkt, daß wir uns nicht fürchten müssen.

Bei dem Kranken von Betesda gab es nichts, was ihn einer besonderen Behandlung durch Jesus würdig gemacht hätte. Da war kein Bitten und kein Flehen, da war kein

Anfangsglaube. Da gab es nur das nackte Elend. Der göttlichen Liebe reichte das, um hier einzugreifen. Jesus spricht zu dem Kranken das vollmächtige Wort: **Steh auf, nimm dein Bett und geh hin!** Das Wunder geschieht. Der kranke Mann richtet sich auf, er nimmt seine Liegematte auf die Schulter und verläßt den Platz seines vormaligen Elends. Wir müssen erkennen: Wenn Jesus wirkt, wirkt der allmächtige Gott. **Bei ihm ist kein Ding unmöglich.** Er kann tatsächlich Wunder tun. Er kann sie auch heute tun.

Im Krankenhaus begegnete mir einmal ein Mann, der einen schweren Verkehrsunfall erlitten hatte. Er hatte sich komplizierte Knochenbrüche zugezogen. Sein Leben hatte an einem seidenen Faden gehangen. Der behandelnde Arzt sagte ihm: „Mann, sie haben großes Glück gehabt!“ Der Kranke, der ein gläubiger Christ war, widersprach ihm: „Nein, an mir ist ein Wunder geschehen!“

Ob wir das auch so sehen können? Haben wir Glück oder Schwein gehabt, wenn wir in einem Notfall gerade noch so davongekommen sind, oder haben wir in Wirklichkeit Gottes bewahrende Hand und Fürsorge erlebt? Der Bibeltext will uns darüber Klarheit schenken: Nichts geschieht, ohne daß Gott dabei ist und es sieht. Wir dürfen mit der Gegenwart des auferstandenen Herrn Jesus Christus auch heute rechnen.

Die Betesda-Geschichte hat noch ein Nachspiel, für den Kranken und auch für Jesus. Zunächst haben sich beide aus den Augen verloren. Aber dann muß sich der Geheilte von den jüdischen Gesetzeshütern fragen lassen, wie er dazu kommt, am heiligen Sabbat seine Liegematte durch die Gegend zu tragen. Offenbar hat Jesus darauf keine Rücksicht genommen, daß es gerade ein Sabbat war. Ihm war es wichtiger, einem elenden Menschen aus seiner notvollen Lage zu helfen.

Aber bei den Juden damals war das Sabbatgebot zum fast wichtigsten der zehn Gebote aufgestiegen. Schon im Buch des Propheten Jeremia können wir es lesen: **So spricht der Herr: Hütet euch und tragt keine Last am Sabbattag durch die Tore Jerusalems!** Von der Heiligung des Sabbats wird das zukünftige Wohl und Wehe der Stadt Jerusalem abhängig gemacht. Noch heute kann es einem Touristen, der mit seinem Leihwagen am Sabbat durch eine orthodoxe Gegend in Israel fährt, passieren, daß er mit Steinen beworfen wird.

Auch an anderen Stellen des Evangeliums können wir lesen, wie souverän sich Jesus über das Gebot der Sabbatheiligung hinweggesetzt hat. Klassisch formuliert er zu diesem Thema die bekannten Worte: **Der Mensch ist nicht für den Sabbat gemacht, sondern der Sabbat für den Menschen.**

Menschlichkeit oder Gesetzlichkeit, vor diese Alternative stellt uns Jesus. Auch heute passiert es, daß sich jemand hinter irgendwelchen Paragraphen des Gesetzes oder der öffentlichen Moral versteckt, um ja nicht in diesem oder jenem Fall Entgegenkommen zeigen zu müssen. Manchmal muß man ganz unkonventionell handeln, um einem Mitmenschen hilfreich zu sein. Wir sprechen von Zivilcourage. Das heißt, man braucht bisweilen einen besonderen Mut, um gewisse Barrieren zu überwinden. Wir sollten Jesus dankbar sein, daß er uns von aller Gesetzlichkeit befreit hat. Auch heute

brauchen wir die Freiheit eines Christenmenschen, der die Fesseln seiner Ichbezogenheit sprengt, um seinem Nächsten ein barmherziger Samariter zu werden.

Der Geheilte hat schließlich seinen Wohltäter wiedergesehen. Er begegnet Jesus im Tempel. Und wir dürfen es nicht übersehen, daß Jesus ihm noch ein kurzes Wort mit auf den Weg gibt: **Siehe, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre.** Soll das nun heißen, daß Jesus die Krankheit mit der Sünde in Verbindung bringt? Das kann doch eigentlich nicht gemeint sein. Wir müssen hier begreifen, daß Jesus dem ehemals Kranken zu einem neuen Leben mit Gott verhelfen will. Die Krankheit des Leibes ist schon schrecklich genug, aber die Krankheit der Seele ist noch viel schrecklicher. **Was hülfe es dem Menschen, wenn er jeden Tag vor Gesundheit strotzte und nähme doch Schaden an seinem inwendigen Menschen?** Sünde, das bedeutet Trennung von Gott, der doch der Ursprung unseres Lebens ist.

Man könnte wohl annehmen, daß der Mann in den 38 Jahren seiner Krankheit sehr oft mit seinem Schöpfer gehadert hat, daß er ihm vielleicht sogar geflucht hat wegen all des Schrecklichen, das die Krankheit mit sich brachte. Jesus will dem Geheilten zeigen, daß er nun mit der Heilung zugleich das Heil Gottes erfahren hat. Gott hat ihm einen neuen Anfang geschenkt. Die Sünde ist vergeben und durchgestrichen, so wie das Leiden getilgt ist. Nun gilt es, auf dem Weg des Heils zu bleiben. Schlimmer als eine lange Krankheit wäre die ewige Trennung von Gott. Also **sündige hinfort nicht mehr!**

Auch wir sollten diese Weisung Jesu uns zu Herzen nehmen. Alles bewußte Sich-Abwenden von Gott, alles selbstmächtige und selbstherrliche Verhalten ist eine Katastrophe, die schlimmere Folgen hat als ein langes Siechtum. Gott läßt uns nicht aus den Augen, ob wir krank sind oder gesund. So sollen auch wir ihn nicht aus den Augen lassen. Wir sollen ihm die Ehre geben, wir sollen seinen Willen geschehen lassen. Wir sollen ihm die Treue halten, egal wer oder was uns da widersprechen möchte. Sein Segen wird uns dann begleiten. Sein Wohlwollen wird uns in allen Nöten zur Seite sein.

Harre, meine Seele, harre des Herrn;
alles ihm befehle, hilft er doch so gern.
Wenn alles bricht, Gott verläßt uns nicht;
größer als der Helfer ist die Not ja nicht.
Ewige Treue, Retter in Not,
rett auch unsre Seele, du treuer Gott!

Friedrich Räder

20. Sonntag nach Trinitatis

Von der Ehescheidung - Markus 10, 1-9

Lebenslänglich für die Liebe! Eine solche Parole hört sich verdächtig nach Gefängnis an. Lebenslänglich für die Liebe! Um nichts anderes geht es aber doch, wenn Braut und Bräutigam vor dem Traualtar stehen und vor Gott, dem Allwissenden, versprechen, daß sie in Liebe und Treue zusammenbleiben wollen, bis der Tod sie scheidet.

Statistisch gesehen sind es heute nur noch wenige, die sich trauen, vor Gottes Altar sich trauen zu lassen. War die Zahl der standesamtlichen und kirchlichen Trauungen vor 50 Jahren noch identisch, so wird in unserer Zeit die kirchliche Trauung nur noch von einer geringeren Zahl in Anspruch genommen.

Was ist passiert? Wer in vergangenen Tagen aufmerksam die Nachrichten der Medien studiert hat, der weiß, was passiert ist. Da gab es einerseits in Sachen Sexualmoral eine Art Revolution. Das Lustprinzip wurde wie eine Gottheit auf den Thron gehoben, und die Antibabypille befreite die Frauen von der ständigen Angst vor den Folgen. Und zum anderen haben wir seit 1977 ein modernes Scheidungsrecht. Dieses Scheidungsrecht macht das Weglaufen aus einer Ehe besonders für die Männer wesentlich problematischer.

Ergebnis: Viele junge Paare leben heute zusammen und praktizieren eine Ehe ohne Trauschein. Lebenslänglich für die Liebe? Es sind offenbar nur die ganz Mutigen, die sich darauf einlassen. Oder sind es die, bei denen der Glaube an Gott noch eine Rolle spielt?

Vor einiger Zeit fuhr ich von Assisi nach Rom und saß einer jungen deutschen Reiseleiterin gegenüber. Wir kamen auf das Thema Ehe zu sprechen, angeregt durch die Begegnung mit den Franziskanerinnenmönchen in Assisi. Die junge, kluge Frau äußerte in diesem Zusammenhang, daß sie die Monogamie, also die Einehe, für eine unmögliche Angelegenheit halte. Das hörte sich sehr modern und ein bißchen frech an. Vielleicht war es auch der Nachhall enttäuschender Erlebnisse in der Liebe. Wie sollen wir über diese Angelegenheit denken? Sind inzwischen nicht alle Grenzen fließend geworden?

Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.

Jesus sagt dieses strenge Wort nicht ohne Grund. Denn auch schon vor 2000 Jahren hatten die Menschen ihre Schwierigkeiten mit der ehelichen Treue. Auch damals bestand die Tendenz, eher vor den Schwierigkeiten davonzulaufen, als ihnen standzuhalten. Natürlich kannte man damals noch nicht das komplizierte Verfahren heutiger Scheidungsrichter. Es war alles viel einfacher als heute. Lassen Sie mich das kurz erklären:

In der jüdischen Gesellschaft besaß der Mann gegenüber der Frau ein kaum zu überbietendes Vorrecht. Dieses Vorrecht führte in der Ehe mitunter zur völligen Rechtlosigkeit der Frau. Der Mann konnte sich eine Frau kaufen. Mit dem Kaufvertrag geriet

die Frau unter die eheliche Gewalt des Mannes. Auf Grund solcher Gewalt konnte der Mann auch ganz allein und von sich aus die Ehe wieder auflösen, ohne daß der Frau dabei irgendein Einspruchs- oder Widerspruchsrecht zustand. Das heißt, nach unserem heutigen Verständnis war das überhaupt keine Ehescheidung, sondern ganz einfach eine Verstoßung der Frau. Wenn der Mann ihrer überdrüssig war oder sie sich irgendetwas hatte zuschulden kommen lassen, wurde sie mir nichts dir nichts aus dem Hause gejagt.

Die einzige rechtliche Bedingung, die es für den Mann zu respektieren galt, war die: Er mußte für den Fall, daß er seine Frau loswerden wollte, ihr einen Scheidebrief ausstellen. Damit hatte sie wenigstens einen schriftlichen Beleg in der Hand und war nicht gänzlich rechtlos. Wenn man aber bedenkt, daß ein solcher Brief schon ausgestellt werden konnte für den Fall, daß die Frau die Suppe hatte anbrennen lassen, wird man leicht begreifen, daß die Situation der Frauen damals unerträglich hart war.

Auf diesem Hintergrund muß man nun das Streitgespräch Jesu mit den Pharisäern sehen. Mose hatte den Israeliten die Sache mit dem Scheidebrief erlaubt. Nun kommen die Pharisäer zu Jesus und wollen ihn auf die Probe stellen, ob er die Anweisungen des Mose respektiert. Respektiert er sie, dann erklärt er sich quasi einverstanden mit der laxen Ehescheidungspraxis seiner Zeitgenossen. Respektiert er sie nicht, dann gerät er in Gegensatz zur Autorität des Mose und kann damit als Gesetzesverächter abgestempelt werden. Wie auch immer er sich entscheidet, die Pharisäerfrage ist darauf angelegt, Jesus unmöglich zu machen.

An der Art und Weise, wie Jesus mit seinen Gegnern fertig wird, kann man noch heute erkennen, welche geistliche Vollmacht und Autorität er besaß. Keineswegs gibt er den Pharisäern gleich eine Antwort auf ihre Frage. Vielmehr stellt er ihnen die Gegenfrage: **Was hat euch Mose geboten?** Nun müssen sie antworten. Und bei ihrer Berufung auf die Autorität des Mose wird schon deutlich, daß die Sache mit dem Scheidebrief kein Gesetz ist, sondern eine Erlaubnis. Jesus stellt das noch deutlicher heraus und geht dabei zum Frontalangriff über: **Um eures Herzens Härte willen hat Mose euch dieses Gebot vorgeschrieben.**

Hier haben wir nun eine Antwort, die auch uns betroffen machen muß. Jesus spricht von der Härte des menschlichen Herzens. Gibt es die heute nicht genau noch so wie ehemals? Die Härte des Herzens spielt nach wie vor die auslösende Rolle, wenn Mann und Frau auseinanderstreben. Ob es nun der berühmte Seitensprung ist oder eine zu große Verschiedenheit der Ehepartner, ob es der Streit über Nichtigkeiten ist oder der Streit um das liebe Geld, immer ist die Härte des Herzens im Spiel, die Unverträglichkeit, das Nicht-Nachgeben-Können, der Mangel an Liebe und Verzeihen. Jesus ist davon überzeugt, aus ehemals harten Herzen können durchaus noch weiche Herzen werden, wenn da auf beiden Seiten nur Selbsterkenntnis, Einsicht und Entgegenkommen wären. Jesus setzt auf die Fähigkeit des menschlichen Herzens sich zu ändern, sich zu erneuern. Er ruft auf zur Herzensänderung gegenüber Gott, er ruft auf zur Herzenerneuerung gegenüber dem Mitmenschen. Auch eine schwierige Ehe kann durchaus ge-

heilt werden, wenn zwei Ehegatten bereit sind, den Bußruf Jesu zu hören. Manche christliche Eheberatungsstelle könnte heute diese Wahrheit bekräftigen.

Jesus hat die ungerechte Scheidungspraxis seiner Zeit nicht gelten lassen wollen. Und er geht bei allem Respekt gegenüber Mose doch über Mose hinaus. Er beruft sich vor den Pharisäern auf die göttliche Schöpfungsordnung, die schon vor Mose bestand: **Von Beginn der Schöpfung an hat Gott sie geschaffen als Mann und Frau. Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seiner Frau hängen, und die zwei werden e i n Fleisch sein. So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern e i n Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.**

Nach Jesu Auffassung ist die Ehe von Gott gewollt und auf Dauer angelegt. Wir Menschen sollen diese Schöpfungsordnung nicht verderben, indem wir auf unser hartes Herz mehr hören als auf die Stimme Gottes. Ehe hat ja doch immer etwas mit Liebe zu tun. Und Liebe kann nicht für sich bleiben, sie will sich ganz und gar dem anderen schenken. Liebe verwirklicht sich auch im Geben und Vergeben. Letztendlich schließt echte Liebe das Pochen auf das eigene Recht aus. Liebe zielt ab auf die ganze Hingabe des einen an den anderen. Und es ist die Weisheit des Schöpfers, daß aus solcher Hingabe neues Leben erwächst.

Wie aber können Kinder gesund in einer Familie aufwachsen, wenn da nicht ein Lebensraum existiert, in welchem Vertrauen und Geborgenheit möglich sind? So bedarf jede Ehe des Elementes der Stabilität. Frauen, die schließlich das neue werdende Leben zu gebären und aufzuziehen haben, neigen deshalb seit eh und je dazu, eine stabile Liebesbeziehung anzustreben. Sie werden sich immer wieder nicht nur einen liebenden, sondern auch einen treuen Mann ersehnen.

Und wenn es nun doch einmal dazu gekommen ist, daß eine Ehe zerrüttet wird, aus welchem Grund auch immer? Gibt es für Christen auch in diesem Fall keine Zustimmung zu einer legalen Trennung? Nun, grundsätzlich darf man hier natürlich den Weg ernstnehmen, den der Staat seinen Bürgern anbietet. Scheidung ist eine letzte Möglichkeit. Wenn wir uns aber an Jesus orientieren wollen, sollten wir vielmehr nach der vorletzten Möglichkeit fragen, und die heißt Vergebung vor Gott und Verzeihen und Geduld haben gegenüber dem Ehepartner.

Wo man von vorn herein aus dieser Voraussetzung lebt, wird man umso eher die dauerhafte Liebe wagen, die nicht gleich aufgibt. Ganz gewiß darf eine solche Liebe auch damit rechnen, daß Gott sie segnet und bewahrt und sie ans Ziel bringt.

Laß unsre Liebe ohne Wanken,
die Treue laß beständig sein.
Halt uns in Worten und Gedanken
von Zorn, Betrug und Lüge rein.
Laß uns doch füreinander stehn,
gib Augen, andrer Last zu sehn.

Walter Heinecke

Reformationstag

Am Wort bleiben - Joh.8, 31-36

Am 31. Oktober, am Reformationstag, dürfen wir uns erinnern an jene Ereignisse, die zur Entstehung der Evangelischen Kirche geführt haben. Am 31. Oktober 1517 schlug der Reformator Dr. Martin Luther seine 95 Thesen an die Schloßkirchentür in Wittenberg, eine Protestschrift gegen den Mißbrauch des Ablasshandels in der Katholischen Kirche. Er löste damit einen Sturm des allgemeinen Protestes und der Erneuerung in der Kirche aus. Der 31. Oktober 1517 wurde zum Geburtstag der Evangelischen Kirche.

An einem Geburtstag pflegt man Rückschau zu halten auf das bisher Erlebte. So ist heute die Frage naheliegend: Was ist in den letzten fast 500 Jahren des Protestantismus aus der Evangelischen Kirche und ihren Christen geworden? Sind wir den Glaubenssätzen treu geblieben, unter denen unsere Kirche einst zustande kam? Sind wir noch das, was wir sein sollten, **eine Kirche des Wortes**, eine Schar, die sich auf das Evangelium unseres Herrn Jesus Christus verläßt?

Gewiß, in unseren Kirchen wird noch jeden Sonntag Gottesdienst gehalten und gepredigt. Die Frage ist nur, was bewirkt denn wohl die Predigt in unseren Herzen? Bewirkt sie den Glauben, der die Welt überwindet? Es könnte ja sein, daß wir bei allem Verkündigungsdienst der Kirche letztlich doch nicht angesprochen werden, daß wir innerlich leer bleiben, daß wir so bleiben, wie wir sind, daß sich bei uns nichts verändert und nichts erneuert.

Für Martin Luther war die Kraft des Wortes noch so wirksam, daß sie ihm den Mut gab, gegen den Papst, den Kaiser und das Reich aufzustehn und seinen Glauben zu bekennen. Heute kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß viele Christen sich letztlich ihres Glaubens schämen und es nicht wagen, ihn öffentlich zu bekennen. Sind wir zu wenig im Wort Gottes geblieben? Haben wir uns zu sehr der heutigen Welt angepaßt, die ja doch weitgehend ohne Gott und ohne Jesus Christus lebt?

Im Worte Gottes bleiben, darauf kommt es entscheidend an, und das nicht nur für uns evangelische Christen, sondern grundsätzlich für alle Christen. Jesus sagt es deutlich genug in unserem Bibeltext: **Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger, und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.**

Die Juden damals haben an diesem großen Wort Jesu Anstoß genommen. Sie sagten zu Jesus: **Wir sind Abrahams Kinder und sind niemals jemandes Knecht gewesen. Wie sagst du denn: Ihr sollt frei werden?**

Aus dieser Antwort spricht der Stolz des auserwählten Judentums. Wer auserwählt ist von Gott, der ist frei, so lautet ihre These. Er ist frei, selbst wenn er unter der politischen Vorherrschaft des römischen Reiches zu leiden hat. Die Zugehörigkeit zum Gottesvolk macht ihn allen anderen Völkern, allen „Gojim“, weit überlegen. Wir sehen, der Gedanke der Zugehörigkeit spielt bei den Juden eine große Rolle. Er gibt ih-

nen die Sicherheit in ihrem Verhältnis zu Gott und den Menschen. Und gegen eine solche Sicherheit kommt selbst Jesus nicht an.

Ob der Gedanke der Zugehörigkeit nicht auch heute noch die Menschen verblendet? Auch die Angehörigen der Kirche Martin Luthers? Wir sind Abrahams Kinder! Abgewandelt könnte man sagen: Wir sind die Kinder der Reformation! Wir befinden uns also auf dem richtigen Weg. Gerade im Blick auf den Katholizismus ist heute mancher Protestant geneigt, seine vernünftigeren und freiere Religiosität herauszukehren. Bei uns muß man nicht in die Kirche gehen. Bei uns wird keiner zur Beichte verpflichtet. Wir müssen uns nicht nach den Verlautbarungen eines Papstes richten. Wir sind frei von dem allen.

Ja, wie herrlich frei sind wir doch! Bei uns tut und läßt jeder, was er will. Jeder möchte nach seiner eigenen Façon selig werden. Viele evangelische Christen heute kennen kaum noch ihre Bibel und wollen von ihr auch nichts wissen. Und sie meinen trotzdem, sie seien gut evangelisch. Ob wir bei soviel Freiheit noch das Gespür haben für das, was Jesus unter Freiheit versteht? Jesus meint jedenfalls nicht, daß ein Christ nur auf Grund der Zugehörigkeit zu seiner Kirche schon in den Himmel kommen kann. Bei Jesus erwächst die Freiheit allein daraus, daß man **an seinem Worte bleibt und dadurch die Wahrheit erkennt**. Die Wahrheit unseres Herrn Jesus Christus, das ist es, was uns wirklich frei machen kann.

In der Regel versteht man heute Freiheit so, daß man völlig ungebunden leben möchte. Niemand hat mir in meine Angelegenheiten hineinzureden. Niemand darf mich einengen oder bevormunden. Wir sind emanzipierte Menschen. Wir tun und lassen, was uns Spaß macht.

Was Jesus unter Freiheit versteht, liegt auf einer ganz anderen Ebene. Das geht aus dem Wort hervor, das er den Juden als Antwort gibt auf ihr Freiheitsverständnis. Jesus sagt: **Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht**. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben: Jeder Mensch tut Sünde, jeder Mensch ist ein Übertreter von Gottes Gesetz, gewollt oder ungewollt. Also ist jeder Mensch ein Knecht der Sünde und damit ein unfreier Mensch. Jesus möchte uns zu einer Freiheit führen, die wir von Natur aus noch gar nicht haben. Wir alle werden täglich schuldig aneinander, auch durch das, was wir an Gutem unterlassen. Wir sind der Macht des unsichtbaren Bösen ausgeliefert. Sie herrscht über uns, sie wirkt ständig hinein in unser Leben, auch wenn wir uns Mühe geben, gute Menschen zu sein.

Also ist es ein Irrtum zu meinen, der Mensch sei von Natur aus gut. Man braucht nur ein bißchen vernünftige Erziehung, und dann entwickelt sich jedes Kind zu einem guten Individuum. Wieviel hat dieser humanistische Irrglauben bisher schon angerichtet. Am Anfang des 20. Jahrhunderts setzte man auf den sogenannten Idealismus, auf Schiller und Goethe und alle anderen deutschen Geistesgrößen. Und dann kamen die zwei Weltkriege mit ihrer Barbarei. Die Unmenschlichkeit machte sich breit. Noch heute kann die übrige Welt es nicht verstehen, wie das Volk der Dichter und Denker zu solchen Taten fähig war, wie sie im Dritten Reich geschehen sind. **Wer Sünde tut,**

der ist der Sünde Knecht. Die Unfreiheit, unter der wir alle mehr oder weniger leiden, können wir selbst von uns nicht abschütteln. Das Böse verfolgt uns wie unser eigener Schatten. In klassischer Weise hat Martin Luther diese Tatsache in Versform gekleidet: **Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verloren. Mein Sünd mich quälte Nacht und Tag, darin ich war geboren. Ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben mein, die Sünd hat mich besessen.**

Und nun gibt es da diese wunderbare Verheißung Jesu: **Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei.** Wie sollen wir das verstehen?

Zweierlei ist hier wichtig: Einmal dies, daß er uns eben sein Wort gegeben hat, seine Wahrheit. Zum anderen dies, daß er sein Leben für uns geopfert hat zur Vergebung der Sünden.

Zum ersten: Jesus hat uns mit seinem Wort den Weg zu Gott gelehrt. In seinen Geboten und Anweisungen geht er weit über Mose hinaus. Er lehrt uns vor allem den Weg der Liebe und der Barmherzigkeit. Dieser Weg fängt bei Gott an. Zum Zeichen dafür ist der Sohn Gottes zu den Zöllnern und Sündern gegangen und hat ihnen die Chance eröffnet, von ihrer Schuld frei und Bürger des Reiches Gottes zu werden. Wie einfach ist doch diese Wahrheit: Gott hat dich lieb. Und wie schwer ist es, diese Wahrheit anzunehmen. Aber diese Wahrheit macht frei, sie macht glücklich und froh. Sie motiviert zu einem Handeln, das auch auf Liebe und Barmherzigkeit aus ist. Wieviele Gleichnisse und Worte Jesu gehen in diese Richtung. Ich denke nur an das Gleichnis vom verlorenen Sohn und das vom barmherzigen Samariter. Ich denke an die Hauptgebote Jesu: **Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.**

Und dann das Zweite, daß Jesus uns durch seinen Tod am Kreuz frei macht: Da war zuvor von der Macht des Teufels die Rede, von der Macht der Sünde, die uns knechtet. Am Kreuz ist dies geschehen, daß Jesus mit seinem Gehorsam den „altbösen Feind“ besiegt hat. Jesus hat den Glauben und die Liebe bis zum letzten Atemzug durchgehalten. Darum hat Gott ihn zum Mittler der Menschen gemacht, zum Sühnopfer, durch das es für uns Freiheit gibt, wenn wir daran glauben. Wenn wir daran glauben! Und hier sind wir wieder bei Martin Luther. Für ihn hieß die Parole: Allein durch den Glauben! Für ihn war der Glaube an Christus und das, was er für uns getan hat, der Grund unserer Rechtfertigung vor Gott.

Mag uns also unsere Sünde anklagen. Die Freiheit von Sünde, Tod und Teufel wird uns dadurch zuteil, daß wir uns an den Gekreuzigten und Auferstandenen klammern. **Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei.**

Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren;
es streit' für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren.

Fragst du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ,
der Herr Zebaoth, und ist kein andrer Gott,
das Feld muß er behalten.

Martin Luther

21. Sonntag nach Trinitatis

Von der Feindesliebe - Matth. 5, 38-48

Die Bergpredigt Jesu hat es in sich. Und hier ist es nicht möglich, diesen Bibeltext in Zuschauerhaltung zu betrachten. Hier sind wir vielmehr als Christen vor die Frage gestellt: Und wie hältst du es mit deinem Feind?

Also denken wir einmal an den Menschen, der uns am meisten zu schaffen macht. Vielleicht ist es ein Nachbar, vielleicht sogar ein sehr nahestehender Verwandter, vielleicht der zugeknöpfte Beamte einer Behörde oder der Verkehrsteilnehmer auf der Straße. Jeder kennt wohl einen Menschen, bei dessen Erscheinen sich der Pulsschlag beschleunigt und das innere Reaktionsvermögen in Hab-Acht-Stellung geht. Wie reagieren wir auf unliebsame Menschen? Wie begegnen wir solchen Leuten, die uns ablehnen und womöglich eine Freude daran haben, uns zu schickanieren? Was Jesus uns in der Bergpredigt gebietet, ist gewiß nicht leicht zu verwirklichen, auch wenn es die Summe höchster göttlicher Weisheit ist.

Ein Pfarrer hatte einen bösen Nachbarn. Der verfeuerte in seiner Heizung grundsätzlich nur Holz. Und immer zu den Zeiten, wenn es dem Pfarrer ganz und gar nicht paßte, stellte dieser schwierige Mensch seine Kreissäge an und zerkleinerte seine Holzscheite. Er sägte in der Mittagszeit, er sägte am Samstag, wenn der Seelsorger seine Predigt ausarbeiten wollte, ja, sogar der Sonntag war ihm nicht heilig. Was hätten Sie dem Pfarrer geraten? Wie sollte er reagieren? Der Nachbar ließ sich auch durch Gespräche nicht versöhnlich stimmen. Er war böse. Er hatte etwas gegen den Mann im schwarzen Talar.

So entstand ein Nervenkrieg, der sich über Jahre hinzog. Schließlich ist der Seelsorger gegangen. In dieser Situation das Gebot der Feindesliebe verwirklichen und nicht nach dem Schema der Wiedervergeltung zu handeln, in dieser Situation das Christsein bewähren und die Liebe Christi bewahren, das scheint eine fast unlösbare Aufgabe zu sein.

Wir kennen wohl das Sprichwort: **Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.** Und nun legen wir uns mal nicht auf das Bösessein des anderen fest. Sehen wir ehrlicherweise, daß in uns selbst bisweilen aggressives Empfinden sich regt und wir Anlaß einer Feindschaft werden. Dann wird das Befolgen der Bergpredigt Jesu noch schwieriger. Wir müssen fragen: Kann ein ganz normaler Christ von heute die Steilwand des christlichen Liebesgebotes überhaupt erklimmen? Ist Feindesliebe im Sinne Jesu wirklich möglich?

Jesus bringt Beispiele aus dem Alltag. Der jüdische Alltag war damals bestimmt durch ganz massive Feindschaft. Die römischen Besatzungssoldaten überwachten und gängelten das gesamte Leben. Empörend war es, wenn etwa ein römischer Legionär sich einen Straßenpassanten griff und ihn seine Lasten tragen ließ. Widerstand hätte hier alles nur noch schwerer gemacht. Die Römer waren die Stärkeren, und als Her-

renmenschen von einst kannten sie kein Pardon. Und da sagt Jesus: **Leistet dem Bösen keinen Widerstand! Haltet das Unrecht aus! Laßt euch lieber übervorteilen!**

Das scheint zunächst ein weiser Rat zu sein, aus kluger Überlegung dem Stärkeren nachzugeben. Aber Jesus denkt ja grundsätzlich, und er denkt noch viel konsequenter, als wir es für möglich halten. Mit seiner Lehre widerspricht er bewußt allen damals gültigen Maßstäben. Er stellt sich sogar über das Gesetz des Mose mit seinem **Ich aber sage euch!** Er will das Reich Gottes nahe herbeibringen. Im Reich Gottes gibt es keine Wiedervergeltung. Im Reich Gottes herrscht unumschränkt die vollkommene Liebe. Darum sollen Jesu Jünger sich grundsätzlich in all ihren Beziehungen von der Liebe leiten lassen, auch dann, wenn es weh tut.

Ein Backenstreich ist schmerzhaft. Der Schlag mit der verkehrten rechten Hand ist es erst recht. Denn er bedeutet bewußte Entehrung des Geschlagenen. Jesus fordert das Hinhalten der anderen Wange. Aber ist das nicht schimpflich? Gibt man sich damit nicht dem Hohngelächter der Zuschauer preis? Beweist man hier nicht seine Feigheit, wenn man nicht zurückschlägt?

Aber das Hinhalten der anderen Wange ist ja eine Reaktion. Da muß man sein Gesicht hart machen wie einen Stein. Das kostet innere Kraft und höchsten Mut. Wird der Gewalttäter die Passivität nun nicht noch mehr ausnutzen? Oder wird er womöglich über sein Unrecht erschrecken? Im voraus weiß man das nicht.

Böses nicht mit Bösem vergelten, das ist die Regel Jesu. Nur auf diese Weise gibt es einen Ausweg aus dem Teufelskreis des Hasses und der Wiedervergeltung. Wir können es täglich sehen an dem Dauerkonflikt in Nahost, wohin es führt, wenn keine Seite nachgeben will. Da werden Menschenrechte mit Füßen getreten. Auf Kinder, Frauen und Greise nimmt man keine Rücksicht. Die kostspieligsten Einrichtungen, die dem Wohl des Volkes dienen, werden zerstört. Das ist die Hölle. Wir haben überall auf der Erde solche Vorhöfe der Hölle, wo das Böse fortzeugend Böses gebiert und Unrecht mit stets neuem Unrecht vergolten wird.

Jesus ist gekommen, um die Werke des Teufels zu zerstören. Dem maßlosen Haß stellt er die maßlose Liebe entgegen. Das ist kein Kinderspiel, kein Sonntagsmorgenvergnügen. Das kostet einen totalen Einsatz. Aber je totaler der Einsatz der Christusjünger, desto größer die Wirkung.

Ein Christ in Südchina hatte auf halber Höhe eines Berghangs ein Reisfeld. Während der Trockenzeit benutzte er ein Tretrad, um Wasser aus dem Bewässerungsgraben auf sein Feld hinaufzupumpen. Unterhalb davon lagen die zwei Felder seines Nachbarn. Eines Nachts durchstach dieser Nachbar den trennenden Erdwall und ließ das ganze Wasser auf seine Felder laufen. Als der Christ den Wall wieder flickte und neues Wasser heraufpumpte, machte der Nachbar wieder das Gleiche, und so ging es drei- oder viermal.

Darauf besprach sich der Christ mit anderen Christen. „Ich habe versucht, geduldig zu sein und keine Vergeltung zu üben“, sagte er, „aber ist das richtig?“ Nachdem sie gemeinsam darüber gebetet hatten, meinte einer von ihnen: „Wenn wir bloß immer versuchen, das Richtige zu tun, sind wir sehr armselige Christen. Wir müssen mehr tun

als nur das, was richtig ist.“ Am nächsten Morgen pumpte der Christ zunächst Wasser auf die unteren zwei Felder seines Nachbarn und am Nachmittag auf sein eigenes Feld. Der Nachbar war über diese Tat so erstaunt, daß er begann, nach dem Beweggrund zu forschen. Er lernte schließlich die Christusbotschaft kennen und wurde auch ein Christ.

Jesus fordert von uns, seinen Jüngerinnen und Jüngern, die **bessere Gerechtigkeit**. Diese Gerechtigkeit läßt sich von Gott selbst inspirieren und von seinem Sohn, der uns konsequent vorgelebt hat, was er einst predigte. Darum mußte er schließlich wehrlos den bitteren Tod am Kreuz sterben, weil er bis zuletzt geliebt hat. Die bessere Gerechtigkeit Jesu geht über die übliche Menschenliebe weit hinaus. Leute zu lieben, von denen man selbst geliebt wird, das bringen auch Ganoven fertig. Selbst die Mafia hat ihren Ehrenkodex. Aber typisch ist gerade für die sogenannte „ehrenwerte Gesellschaft“, das sie keine Gnade gegenüber ihren Feinden kennt.

Gnade aber ist genau das Konzept des Reiches Gottes. Bei Gott, da gibt es täglich neu die strahlende Gnade und Güte, das überreiche Segnen, Schenken und Wohltun für gute und böse Menschen. Wir alle haben daran Anteil, obwohl wir nicht immer sind, wie wir vor Gott sein sollten. Aber Gottes Liebe ist grenzenlos. Er liebt auch da, wo es nichts Liebenswertes gibt.

Jesus beschließt seine Rede von der Feindesliebe mit dem großen Wort, **wir sollen vollkommen sein, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist**. Noch einmal stockt uns der Atem, wenn wir dieses Wort hören. Aber erschrecken wir nicht! Freuen wir uns vielmehr! Denn mit diesem Wort sagt uns Jesus nichts Geringeres als dies, daß wir Gottes Söhne und Töchter sein dürfen. Wir gehören schon jetzt zum Reich Gottes, das von der vollkommenen Gnadenliebe unseres Gottes geprägt und bestimmt ist. Von daher der Appell Jesu: Seid Nachahmer eures Gottes. Macht euch seine große Liebe zum Maßstab. **Liebt eure Feinde, und bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.**

Sollte es uns hin und wieder gelingen, die große Liebe unseres Herrn zu verwirklichen, geduldig zu sein, sanftmütig und demütig zu leben und auch die schwierigen Menschen anzunehmen, dann sollten wir nicht glauben, wir hätten auf diese Weise ein großes Werk getan. Wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren und haben ein Zeichen gesetzt und demonstriert für die zukünftige Gotteswelt, zu der wir berufen sind.

Liebe, du ans Kreuz für uns erhöhte,
Liebe, die für ihre Mörder flehte,
durch deine Flammen schmelz in Liebe Herz und Herz zusammen.

Lehr uns auch der Feinde Bestes suchen;
lehr uns segnen, die uns schmähn und fluchen, mit deiner Milde.
O gestalt uns dir zum Ebenbilde.

Karl Bernhard Garve

Drittletzter Sonntag im Kirchenjahr

Die bittende Witwe - Lukas 18, 1-8

Was trauen wir eigentlich unserm Gebet zu? Was trauen wir dem Gebet der Kirche insgesamt zu? Glauben wir wirklich daran, daß wir Gott beeinflussen können, daß wir mit unserem Wollen und Wünschen auf seinen heiligen Willen verändernd einwirken können? Über das Gebet ist schon viel diskutiert und geschrieben worden. Und dann trat sehr leicht der Zweifel auf, Gott sei viel zu groß, viel zu weit von uns entfernt, als daß er unsre kleinen Bitten vernehmen könnte. Manche Leute vertreten den Standpunkt, den eine junge Studienrätin einmal so formulierte: „Wenn ich bete, dann erwarte ich eigentlich gar nicht, daß daraufhin etwas geschehen werde. Ich bete eigentlich nur deshalb, damit ich selbst dadurch innerlich ruhig und still werde.“

Wie stehen wir zu solch einer Überzeugung? Ist das Gebet tatsächlich so wenig wert? Natürlich sollen wir das nicht übersehen: Im Gebet findet der Mensch tatsächlich oft inneren Frieden, innere Ruhe. Das haben schon unendlich viele Christen so erfahren und viele auch bezeugt. Aber entsteht diese innere Ruhe wirklich durch nichts anderes als durch eine Art psychische Selbstbeeinflussung? Autosuggestion würde man so etwas nennen können oder sogar Selbsthypnose. Schrecklich, ein solcher Gedanke, das Gebet nichts anderes als eine Art Beruhigungspille.

Hinter solcher Gebetsauffassung versteckt sich mangelndes Gottvertrauen. Die ganze Heilige Schrift bezeugt uns Gott als ein personales Gegenüber, auf das man sich verlassen kann, als ein uns liebevoll zugewandtes Du, dem wir uns vertrauensvoll hingeben dürfen. Er umgibt uns von allen Seiten. Er ist uns so nahe, daß er uns allezeit sehen und hören kann. Und sein Erbarmen ist so groß, daß er uns auch erhören will. Ein Gebet, das von Gottes Entgegenkommen absieht und nicht mehr sein will als eine Art Autosuggestion, das verdient nicht mehr den Namen Gebet. Man kann es vielleicht stille Einkehr oder Meditation nennen. Wirkliches Gebet ist ein starkes Rechnen mit Gott. Und so sagt die Bibel auch: **Das Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.**

Für den Fall, daß wir über einige Gebetserfahrung verfügen, ist uns nun allerdings auch bekannt, daß nicht alle Gebete Erhörung finden. Manchmal haben wir es schon erlebt: Da beteten wir mit aller Entschiedenheit um uns wichtig erscheinende Dinge, und doch war es uns dann, als erlebten wir keine Antwort, keine Erhörung. Solche Erfahrung kann sich lähmend auf unseren Glauben legen. Man ist dann geneigt zu resignieren, an Gottes persönlicher Liebe zu zweifeln und das Beten nur noch mit halber Kraft fortzusetzen.

Aus solcher Gebetsmüdigkeit will uns das Gleichnis unseres Bibeltexes herausreißen. Schauen wir uns den Richter an, von dem Jesus erzählt. Zweifellos ist er mit allen Wassern gewaschen, ohne Respekt vor Gott, ohne Furcht vor den Menschen. Ausgerechnet auf ihn ist jene armselige Witwe angewiesen, die von einem üblen Widersacher hart bedrängt wird. Zunächst hat sie auch keinen Erfolg. Der hochmütige Jurist weist die einfältige Frau kaltlächelnd ab. Was soll sie tun? Sie hat nur ein Mittel, um

ihr Ziel zu erreichen, und das heißt Ausdauer. Immer wieder wird sie vorstellig. Immer wieder bedrängt sie den Richter. Und was passiert? Eines Tages hat dieser Mann die ewige Quängelei der alten Frau satt und hilft ihr tatsächlich zu ihrem Recht.

Seht, will Jesus uns sagen, selbst bei gottlosen, hartgesottenen Menschen kann man es finden, daß sie sich beeinflussen lassen, wenn der Bittsteller nur ausdauernd und unachgiebig sein Anliegen vorbringt. Gott aber ist in seiner Güte den ungerechten Menschen unendlich überlegen. Er verkörpert die vollkommene Liebe und bei ihm ist kein Ding unmöglich. Sollte er nicht umso mehr bereit sein, unser Bitten und Flehen zu erhören, wenn wir nur dranbleiben, Ausdauer haben und nicht aufgeben?

Natürlich kann es öfters geschehen, daß Gott unser Gebet nicht gleich erhört. Wir unterstellen ihm dann womöglich, daß er uns nicht mag, daß er fern von uns ist und unsere Bitten ihm zu gering sind. Aber sollte Gott nicht auch seine Gründe haben, wenn er uns nicht in jedem Fall erhört? Seine Taubheit unserem Gebet gegenüber könnte auch etwas mit seiner Weisheit zu tun haben. Er weiß ja doch besser als wir, was uns wirklich zum Segen ist. Dennoch will er, daß wir ihm etwas zutrauen, daß wir dran bleiben am Gebet. Manchmal stellt er unseren Glauben wohl auch auf die Probe, ob er stark und zuversichtlich genug ist.

Jesus jedenfalls macht uns mit dem Gleichnis von der bittenden Witwe wirklich Mut, vertrauensvoll und ausdauernd zu beten. Aber nun steckt in dem Text noch etwas mehr drin als das bisher Gesagte. Achten wir doch einmal darauf, daß die bittende Witwe ein ganz bestimmtes Anliegen hat. Sie hat es zu tun mit einem Widersacher, der ihr das Leben schwer macht und ihr ihr Recht nicht geben will. Eine Situation der Anfechtung also. Die Witwe braucht Schutz vor einem Bedränger.

Sollte das nicht ein Gleichnis sein auf die angefochtene Situation der jungen Kirche von einst? Jesus deutet es jedenfalls in dieser Weise, wenn er die Frage stellt: **Sollte Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er's bei ihnen lange hinziehen? Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze.**

Die Urchristenheit hatte dreihundert Jahre hindurch Zeiten der schweren Verfolgung und Anfechtung durchzustehen. Wieviel Gebete um Hilfe mögen da zu Gott aufgestiegen sein. Aber dann ließ der Druck von außen nach, und es kamen Zeiten der Ruhe. Es begann das konstantinische Zeitalter mit seinen Höhen und Tiefen bis in unsere Zeit. Die Kirche unsrer Tage hat es wieder stärker mit dem Widersacher zu tun. Was wird ihr heute nicht alles angelastet! Wieviel Ablehnung, ja, auch Hohn und Spott in der Öffentlichkeit muß sie hinnehmen.

Die Kirche hat heute wenig Kredit im Volke, obwohl noch immer Millionen zur Kirche gehören. Sollen nun die, die noch beten können und vom Gebet auch etwas erwarten, aufgeben und resignieren? Sie sollen es nicht. Sie sollen auch in heutiger Zeit Gott Tag und Nacht in den Ohren liegen und ihn darum bitten, daß er den Seinen Recht schafft.

Mit dem Gleichnis von der bittenden Witwe wird unsre Gebetsmüdigkeit kritisiert. Wir sollen dranbleiben am Gebet, auch und gerade im Blick auf unsre heutige Kirche. Gott ist ein barmherziger Gott, und er wacht auch heute über seine Christenheit, wie angefochten auch immer sie sein mag. Die Sache Jesu Christi ist ja doch nicht nur unsre Angelegenheit, sondern das ureigenste Anliegen unseres Herrn.

Christus wird auch mit den Problemen unserer Volkskirche fertig, mag es auch bisweilen mancherlei Irritationen von innen und von außen geben, mag auch die Schar, die am Glauben festhält, immer kleiner werden. Wie oft hat Gott auch mit der kleinen Zahl etwas ausrichten können. Wie oft hat er gerade in Zeiten, wo alles am Boden lag und geistlich verfinstert war, neues Licht der Glaubenserkenntnis geschenkt. Wenn nur genügend Beter dawären, die ausdauernd und mit Entschiedenheit ihrem Gott in den Ohren lägen.

Gott wird sich selbst und seinen Vertrauten nicht untreu. Die Frage ist nur, ob die, die sich bisher zu Gottes Volk gerechnet haben, ihr Vertrauen durchhalten wollen. Beachten wir die Frage, die Jesus am Schluß unseres Bibeltextes seinen Jüngern stellt:

Doch wenn der Menschensohn kommen wird, meinst du, er werde Glauben finden auf Erden?

Wenn der Menschensohn kommen wird, wird es um den Glauben der Kirche also schlecht bestellt sein. Manch ein gläubiger Christ von heute ist geneigt, an die baldige Wiederkunft Christi zu glauben, weil es in der Kirche mit dem echten Glauben nicht weit her ist. Da gibt es soviel Anpassung an die weltlich-allzuweltlichen Strömungen unserer Zeit. Da möchte man die Kirche nach vorn bringen und modernisiert wild drauflos. Dabei verflüchtigt sich immer mehr die klare Ausrichtung auf das Wort der Wahrheit. Christus wird nicht mehr als der einmalige Zeuge und Botschafter Gottes gesehen. Viele Zeitgenossen mixen sich ihre Religion nach ihrem Gutdünken zusammen.

Das Reich Gottes scheint in immer größere Ferne zu rücken. Die Vernebelung der christlichen Botschaft nimmt immer mehr zu. Der Widersacher bedrängt die Kirche mit aller Raffinasse. Sollte das alles uns nicht umso mehr ins Gebet treiben? Je mehr die Wiederkunft Jesu sich zu einer Illusion zu verflüchtigen scheint, desto mehr sollten wir Christen darum beten: **Maran atha: Amen, ja, komm Herr Jesu!**

O daß doch bald dein Feuer brennte,
du unaussprechlich Liebender,
und bald die ganze Welt erkannte,
daß du bist König, Gott und Herr!

Georg Friedrich Fickert

Volkstrauertag

Vom Weltgericht - Matth. 25, 31-46

Der Volkstrauertag fordert uns auf, der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft zu gedenken. Das, was uns zur Trauer veranlassen sollte, liegt nun schon viele Jahrzehnte zurück. Wir haben es schwer, uns daran zu erinnern. 1941 erfolgte der deutsche Angriff auf die Sowjetunion. Die meisten Menschen unsres Volkes wissen um diese furchtbaren Ereignisse nur vom Hörensagen. Diejenigen, die es miterlebt und überlebt haben, sind inzwischen recht alt geworden. Ihnen hat sich das Kriegserleben von einst gewiß unauslöschlich in die Erinnerung eingebrannt. Sie können es nicht vergessen. Vergessen können nicht all jene, die infolge des Krieges einen geliebten Menschen verloren haben oder die infolge der Niederlage aus ihrer Heimat fliehen mußten. Vergessen können auch nicht jene Menschen, die, abgesehen vom Krieg, Opfer der Gewaltherrschaft Hitlers geworden sind.

Wir müssen zugeben, es ist nicht leicht, sich bewußt der Realität der Gewalttaten und der Brutalität des 20. Jahrhunderts zu stellen. Zu leicht verdrängt der Mensch die dunklen Bilder von einst. Lieber sieht man Bilder einer heilen Welt. Lieber möchte man an das Gute im Menschen glauben als an das Böse.

Wenn wir uns dennoch am heutigen Volkstrauertag der Erinnerung an das im Krieg Geschehene öffnen, dann geschieht dies nicht, um eine Trauer hervorzurufen, die uns lähmt. Wir erinnern uns des Gewesenen, um im Begreifen und Verstehen ein Stück weiter zu kommen. Irgendwie muß doch in allem ein Sinn stecken, selbst im Allerfurchtbarsten, das geschehen ist.

Als Christen glauben wir an den Gott, der über allem Weltgetriebe steht und der dennoch in allem gegenwärtig ist. Er schenkt nach aller Zerstörung immer wieder Chancen zum Neuanfang. Nach aller Friedlosigkeit läßt er neue Brücken des Friedens bauen. In allem menschlichen Umgetriebensein gewährt er Möglichkeiten der Reifung, Gelegenheiten der Besserung des inwendigen Menschen. In allen Situationen begegnet er uns im Mitmenschen und fragt nach unserer Menschlichkeit und Liebe. Der Bibeltext zeigt uns das in besonderer Weise.

Mit einem schlichten, einfachen Bild malt Jesus uns die letzte Stunde der Entscheidung vor Augen. Im Nu erfassen wir, worauf es vor Gott entscheidend ankommt, was der **letzte** Sinn unsres Daseins ist. Es geht um unser Gutsein. **Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.**

Jesus ist es, der uns das Gemälde vom Weltgericht vor Augen stellt. Und Jesus wird es sein, der am Ende das Gericht vollstrecken wird. Er ist **der Menschensohn**, von dem der Prophet Daniel gekündet hat, daß Gott ihn zum Herrn und Richter über alle Menschen setzen wird. Eigentlich tröstlich, daß das letzte Gericht von einem Sohn des Menschen gehalten werden soll. Das ist also einer von uns, einer, der weiß, was mit uns los ist, einer, der menschliches Leben und Leid selbst ausgekostet hat.

Seine Herrlichkeit, das ist die überirdische Lichtherrlichkeit der Himmelswelt, das ist die Offenbarung vollkommener Heiligkeit und Gerechtigkeit. Jeder Mensch muß in dieses himmlische Licht gestellt werden, und es muß sich zeigen, wie lichtmäßig sein Wesen im irdischen Leben geworden ist. Gutes muß geschieden werden vom Bösen, Wahrheit von der Lüge, Liebe von der Lieblosigkeit, Menschlichkeit von der Unmenschlichkeit. Am Ende wird ein Schlußstrich gezogen und das Ergebnis eines Menschenlebens abgewogen. Am Ende gibt es ein göttliches Urteil über unser Dasein. Am Ende wird es eine Scheidung geben zwischen denen, **die das Reich erben, das Gott ihnen bereitet hat von Anfang an, und denen, die in die Verdammnis gehen, in der sich die Mächte der Bosheit tummeln.**

Was ist der Maßstab, an dem alle unsre Taten gemessen werden? Jesus hält uns diesen Maßstab vor Augen, indem er ein paar Beispiele aufzählt: **die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Fremden beherbergen, die Nackten bekleiden, die Kranken und Gefangenen besuchen.** Es geht also entscheidend um Werke der Barmherzigkeit. Es geht ganz schlicht um die Nächstenliebe. Es geht um Mitgefühl und Hilfsbereitschaft, um ein offenes Herz für jeden Mitmenschen.

Wenn ich mich an jene dunklen Tage des Krieges und der Nachkriegszeit erinnere, wenn ich an das denke, was ich als Kind erlebt habe, dann tauchen vor meinem inneren Auge Bilder auf, die sehr viel mit Barmherzigkeit oder mit Unbarmherzigkeit zu tun hatten. Da waren zum Beispiel die vielen Familien aus Breslau, die wegen der Bombenangriffe in unser großes schlesisches Pfarrhaus einquartiert wurden. Wegen dieser Familien im eigenen Haus zusammenrücken, das war eine Herausforderung an unser Mitgefühl und unsre Hilfsbereitschaft.

Dann denke ich an die abenteuerliche Flucht aus der schlesischen Heimat mit den wenigen Habseligkeiten, die man tragen konnte. Ich denke daran, wie jeder der Flüchtlinge ums Überleben kämpfte und in diesem Kampf mitunter brutal die Schwächeren auf die Seite schob. Ich erinnere mich an die Zeit in Bayern, die für unsre Familie eine Hungerzeit war, wie ich als kleiner Junge von Bauernhaus zu Bauernhaus zog, um trockenes Brot zu erbetteln. Wie wohl tat das, wenn da eine Bauersfrau ein offenes Herz hatte und nicht nur die ersehnten Lebensmittel schenkte, sondern wöglich auch mit freundlicher Hand über das Haar des bettelnden Kindes streichen konnte.

Die schreckliche Zeit des Krieges und die Hungerjahre danach waren in einer besonderen Weise eine Zeit der Prüfung und der Entscheidung. Da gab es unzählige Gelegenheiten, das Gutsein zu bewähren. Da trat die Menschlichkeit oder Unmenschlichkeit in besonders krasser Weise zu Tage. Sollte Gott solche Notzeiten bewußt zulassen, damit sich desto eher Spreu vom Weizen trennen läßt?

In unsren heutigen Tagen geht es uns noch immer recht gut. Wir leben im Überfluß. Unendlich viele Menschen aus anderen Ländern schauen mit begehrlchen Blicken auf unseren Reichtum und träumen davon, nur ein wenig an unserem Wohlstand teilnehmen zu dürfen. Wir tun uns schwer mit unseren Hilfsaktionen. Da ist viel Miß-

trauen, ob die Spenden auch wirklich ihr Ziel erreichen. Und doch, der Maßstab der Barmherzigkeit bleibt auch in unserer Zeit in Geltung.

Unser Herr sagt: **Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.** Wenn heute der einzelne Bürger es schwer hat, wirkungsvolle Werke der Barmherzigkeit ganz spontan und unmittelbar in seiner nächsten Umgebung zu tun, so sollten wir umso mehr begreifen, daß wir als ganzes Volk herausgefordert sind, das Gesicht der Menschlichkeit zu wahren. Christen sollten überall da sich verweigern, wo der Gruppenegoismus zu einer neuen Hartherzigkeit führt, wo der Materialismus die ethischen Werte der Gesellschaft verkommen läßt und die primitiven Vorurteile sich gegen Andersdenkende und Andersaussehende kehren.

Durch die immer schneller gewordenen Reisemöglichkeiten und die unglaublich rasante Nachrichtenübermittlung ist die Welt inzwischen zu einer überschaubaren Weltgesellschaft geworden. Wenn die Opfer eines fernen Krieges, die am Mittag getötet wurden, uns bereits am Abend auf dem Bildschirm in unserm Wohnzimmer vor Augen geführt werden, dann können wir nicht so tun, als gingen sie uns nichts an. Heute sind die Fernsten unserer Erde ganz sichtbar unsre Nächsten geworden.

Sie klopfen als die Brüder und Schwestern unseres Herrn an die Tür unseres Herzens und Gewissens. Christus fragt uns, was wir ihm zu tun bereit sind. Sollten wir nicht wenigstens im Gebet an sie denken? Sollten wir nicht viel mehr zum Spenden bereit werden? Sollten wir nicht besonders ein Herz für sie haben, sofern sie nun einmal als Aussiedler oder Asylanten zu uns in unsere Städte und Dörfer gekommen sind?

Ein Mensch mit einem guten Herzen weiß, was er zu tun hat. Und er tut die Werke der Barmherzigkeit, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Am Ende weiß er gar nicht, daß sein hilfreiches Tun eine besondere Leistung gewesen ist. Er tat, was er zu tun schuldig war. Er tat es, weil er sich von Christus dazu inspirieren ließ.

Jeder von uns muß sich selbst entscheiden, wie er es mit Christus und mit dem Maßstab seiner Barmherzigkeit halten will. Am Ende wird sich zeigen, daß unser Christsein keine Winkelangelegenheit war, sondern eine Sache von Weltformat und Weltbedeutung. Christus wird alles ans Licht bringen. Darum ist es so wichtig, daß wir schon jetzt im Lichte sind.

Damit aus Fremden Freunde werden,
lebst du die Liebe bis zum Tod.
Du zeigst den neuen Weg des Friedens,
das sei uns Auftrag und Gebot.

Rolf Schweizer

Buß- und Bettag

Der Mensch und seine Früchte - Matth. 12, 33-37

Das Wort Buße läßt uns an völlige Zerknirschung denken. Wer Buße tut, dem sind seine Sünden leid, er bereut sie von Herzen, er will sich von ihnen befreien, und so bittet er Gott um Vergebung.

Können wir uns an einem Buß- und Bettag in eine solche Rolle des Büßers versetzen? Können wir uns sozusagen auf Kommando als reuige Sünder empfinden und uns bewußt machen, daß wir vor Gott ein großes Schuldkonto haben? Das wird uns sicherlich schwer fallen. Zerknirschung und Reue auf Befehl, das ist nicht ganz glaubwürdig, das paßt nicht zu unserer persönlichen Überzeugung.

Meist sind wir davon überzeugt, daß wir ganz ordentliche Menschen sind. Wenn wir die vergangenen Zeiten unseres Lebens durchforschen, mag es durchaus sein, daß wir auf massive Sünden stoßen. Aber wir haben inzwischen unsere Methode entwickelt, um mit dem Schuldkonto unseres Lebens fertig zu werden. In der Regel haben wir unsere Entschuldigungen. Wir vergeben uns selbst sehr leicht alle Verfehlungen und leben in der Überzeugung, der liebe Gott wird es mit unserer Schuld schon richten.

Aber wie nun, wenn er in Wirklichkeit viel kritischer wäre, als wir es uns selbst gegenüber sind? Wie nun, wenn er zum Beispiel unser Sündersein gar nicht an den massiven bösen Taten ablesen würde, sondern an unseren Worten, die wir so Tag für Tag von uns geben? Im letzten Vers unseres Bibeltextes sagt Jesus: **Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden.**

Und nun prüfen wir noch einmal uns selbst. Wie steht es mit unserem Reden und wie mit unserem Gerede? Um böse Worte zu machen, Worte, die kränken und verletzen, Worte, die die Atmosphäre vergiften und andere einschüchtern, braucht man keine großen Taten zu vollbringen. Man kann ganz ruhig in seinem Sessel sitzen und mit Worten sündigen. Müssen wir nicht zutiefst darüber erschrecken, wenn Jesus sagt, **daß die Menschen Rechenschaft geben müssen am Tage des Gerichts von jedem nichtsnutzigen Wort, das sie geredet haben?**

Warum nimmt Gott unsre Worte so wichtig? Weiß er nicht, daß unser Reden oft nur Gerede ist, also eine Sache ohne Tiefgang? Man hat schnell mal ein Wort dahergeredet und es in Wirklichkeit gar nicht so gemeint. Und wie oft wird man falsch verstanden! Will Gott uns etwa auch für die falsch verstandenen Worte verantwortlich machen?

Wir sollten das nicht befürchten, weil Gott viel besser als unsre Mitmenschen beurteilen kann, was wir nun eigentlich gemeint haben. Das ist ja das Besondere an dem Richter, den wir Gott nennen, daß er nicht erst durch einen langen Weg der Wahrheitsfindung hindurch muß, um ermessen zu können, was wirklich gut oder böse gemeint war. Nein, **Gott sieht das Herz an.** Gott notiert nicht nur unsre Worte, er kennt vielmehr auch unsre Gedanken, die in dem geheimnisvollen Inneren unseres Herzens

gebildet werden. Er kennt die Richtung unseres Herzens und kann beurteilen, ob wir mehr auf der Seite des Guten oder mehr auf der Seite des Bösen stehen.

Ich denke, jeder Mensch hat in sich selbst alles gespeichert, was ihn in Gedanken, Worten und Werken bewegt hat. Und Gott braucht nur diesen Speicher zu öffnen, er braucht nur den Film unseres Lebens ablaufen zu lassen, um zu wissen, wes Geistes Kinder wir sind. So braucht er uns nicht lange zu überführen. Er konfrontiert uns vielmehr mit dem Film unsrer inwendigen Regungen und schon ist die Wahrheit offenkundig.

Jesus sagt: **Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens; und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus seinem bösen Schatz. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.** Solange wir noch auf dieser Erde leben, sind tatsächlich die Worte der beste Gradmesser für das, was in unserem Inneren vor sich geht. Denn sie spiegeln wider, was das Herz bewegt. Wir versuchen zwar oft, unsre geheimen Gedanken zu verbergen. Wir können uns verstellen und mit unseren Worten ein Täuschungsmanöver vollbringen. Aber nicht immer gelingt diese Verstellung. Da braucht nur mal einer in Wut zu geraten, schon stellen sich die Worte von ganz alleine ein, man redet ungeschützt und unkontrolliert, und dementsprechend hart ist auch die Wirkung. **Wes das Herz voll ist, des geht eben der Mund über.**

Weiter sagt Jesus: **An der Frucht erkennt man den Baum.** Das scheint eine ganz einfache Sache zu sein. Aber kann man das, was bei Bäumen offenkundig ist, so einfach auf uns Menschen übertragen? Geht nicht aus der Psychologie hervor, daß der Mensch ein etwas komplizierteres Wesen ist als der Baum? Sind nicht die Tiefen des Seelenlebens unauslotbar, solange wir auf dieser Erde leben?

Menschen sind komplizierter als Bäume, das ist wohl wahr. Wir beobachten, daß Menschen, die wir für böse halten, mitunter auch gute Regungen hervorbringen können. Und Menschen, die wir für gut halten, können mitunter ganz schön böse sein und über die Stränge schlagen. Also scheint uns die menschliche Seele sehr ambivalent zu sein. Sie erscheint wie ein Pendel, das mal nach der einen Seite und mal nach der anderen Seite ausschlagen kann.

Wie kommt Jesus dazu, uns Menschen so klar aufzuteilen in gute und in faule Bäume? Ich glaube, hier zeigt sich, daß er eben mehr sieht als der normale Mensch. Er konnte schon damals zu seinen Lebzeiten den Menschen ins Herz sehen. Und da er es ja in unsrer Geschichte vor allem mit seinen Gegnern zu tun hat, will er ihnen demonstrieren, daß er sie durchschaut hat. **Ihr Schlangenbrut**, schleudert er ihnen entgegen, **wie könnt ihr Gutes reden, die ihr böse seid?** Es geht hier um die Pharisäer. Sie, die sich nach außen hin als fromme Juden zeigten, wollten Jesus im Namen Gottes auf die Anklagebank bringen.

Hier geht es also nicht mehr um die übliche Ambivalenz des Menschenherzens, nein, hier sind nach Jesu Überzeugung die Würfel bereits endgültig gefallen. Menschen, die sich für fromm und gerecht hielten, waren so sehr ins Abseits des Bösen geraten, daß sie für ihre eigene Situation völlig blinde Augen hatten. So kann es also mit uns

Menschen gehen, daß wir blind werden für unsre eigene Wirklichkeit. Da halten wir uns noch immer für ganz passable Vertreter der Gattung Mensch, und in Wirklichkeit sind wir schon auf die Seite des Bösen geraten und zu Feinden unseres Herrn Jesus Christus geworden.

An der Frucht erkennt man den Baum. Ich denke, wir möchten wohl gern auf die Seite der guten Bäume gehören und gute Früchte bringen. Und da ist es wichtig, auf welchem Wurzelboden wir stehen und unsere Kräfte ziehen. Es kommt darauf an, im guten Garten Gottes gepflanzt zu sein. Jesus ist gekommen, um uns aus dem Herrschaftsbereich des Bösen herauszulösen und uns in das Reich Gottes zu pflanzen. Bei aller Ambivalenz, die sich zeigt, kann der Mensch offenbar nur in dem einen oder in dem anderen Bereich stehen. **Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich**, sagt Jesus dementsprechend an anderer Stelle.

Wie wird das möglich, daß wir umgepflanzt werden von der bösen Seite auf die gute? Genau hier gilt es, auf den Bußruf Jesu zu hören. Wenn er sagt: **Tut Buße!**, dann meint er nicht so sehr die innere Zerknirschung oder das Auf-sich-Nehmen irgendeiner Kirchenstrafe. Er versteht Buße anders, als man sie im Mittelalter verstanden hat. Buße bedeutet bei Jesus die Umkehr zu Gott im alttestamentlichen Sinn. Und die war nie bloß eine Sache der Zerknirschung. Buße im alttestamentlichen Sinn meint die entschiedene Abkehr von allem Bösen und die gleichzeitige Hinkehr und Hinwendung zu Gott und allem Guten. Damit wird also ein bewußter Herrschaftswechsel vollzogen. Man entsagt dem Bösen und man wirft sich in die Arme des barmherzigen Gottes.

Eine solche Umkehr zu Gott, die gleichzeitig auch eine Hinkehr zu Jesus Christus ist, bedarf der bewußten Entscheidung des Menschenherzens. Da genügt wohl nicht ein einfacher Buß- und Betttag einmal im Jahr. Aber der Buß- und Betttag kann uns daran erinnern, daß Jesus auf ein entschiedenes Ja zu ihm wartet. Er will uns mit seinem stellvertretenden Büßen und Sühnen am Kreuz die ganze Vergebung Gottes zusprechen. Natürlich darf hier die Reue und der Wille zur Wiedergutmachung nicht fehlen. Je mehr wir uns auf Gott einlassen und je bewußter wir die Wende zu ihm hin vollziehen, desto eher kann unser Inneres gesund werden und die Früchte hervorbringen, die unserem Herrn gefallen. Wer zu Jesus Christus gehört, der steht auf gutem Boden und hat dementsprechend die Chance, seine Fruchtqualität zu verbessern.

Mach in mir deinem Geiste Raum,
daß ich dir wird ein guter Baum,
und laß mich Wurzel treiben.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
ich deines Gartens schöne Blum
und Pflanze möge bleiben.

Paul Gerhardt

Ewigkeitssonntag

Die zehn Jungfrauen - Matth. 25, 1-13

Am Ewigkeitssonntag denken wir wohl mehr als sonst an die Menschen, die uns im Tode vorausgegangen sind. Und es weht uns der kühle Hauch des Todes und der Ewigkeit an. Wehmütige Gedanken steigen in uns auf: Wie rasch vergeht doch unsre Zeit. Was gestern noch schön gestaltet war, kann morgen schon welk und kraftlos sein. Einmal kommt für uns alle die letzte Grenze, und dann ist unser Gastspiel auf der Bühne dieser Welt zu Ende.

Diejenigen, die die letzte Grenze schon überschritten haben, scheinen ganz weit weg zu sein von uns. Manchmal suchen wir sie in unseren Erinnerungen auf. Wir nehmen ein altes Foto in die Hand und staunen, daß dieses Bild einst eine Wirklichkeit war, die es heute nicht mehr gibt. Wir rufen uns kleine Episoden der Vergangenheit in unser Gedächtnis zurück, aber das Gewesene erscheint merkwürdig nebulös und schal. Manch einer trauert noch immer um den geliebten Mitmenschen. Ein Stück Einsamkeit hat sich auf seine Lebensfreude gelegt, und das Weiterwandern im Gewoge dieser Welt hat seinen Schwung verloren.

Irgendwann tauchen zwischen allen traurigen Gedanken und Gefühlen die Fragen auf: Was hat es eigentlich mit dem Tod und dem Sterben auf sich? Wie wird mein eigenes Ende aussehen? Wie werde ich es bewältigen? Wie kann ich es aushalten? Was wird sein, wenn meine Augen brechen und mein Atem vergeht? Kommt dann noch etwas, und wie wird das sein, was kommt?

Man hat in den letzten Jahren des öfteren von Tod und Sterben und dem, was danach kommt, lesen können. Da gab es manche Berichte von sogenannten Todesnäheerlebnissen. Menschen, die schon klinisch tot waren, wurden in letzter Minute durch Herzmassage oder Injektion zurückgeholt. Manche von ihnen haben davon erzählt, daß ihr Bewußtsein im Sterben plötzlich eine Art Erweiterung erlebt hat. Sie sahen ihren toten Körper liegen. Sie schwebten in glückseliger Schwerelosigkeit. Raum und Zeit waren aufgehoben. Das ganze Leben lag überschaubar wie ein Riesenpanorama vor ihrem inneren Auge. Und die Frage tauchte auf: Was hast du eigentlich mit deinem Leben angefangen?

Es scheint so, als sei wieder eine neue Jenseitsgläubigkeit erwacht. Der Tod gilt plötzlich nicht mehr als der furchtbare Sensenmann, der alles Leben hohnlachend vom Halme schneidet. Er wird wieder mehr als der Freund Hain gesehen, der die Sterbenden freundlich an die Hand nimmt und sanft hinüberführt in eine andere schönere Welt.

Dürfen wir als Christen uns auf solche Vorstellungen einlassen? Was kommt am Ende auf uns zu? Der moderne Mensch stellt diese Frage neugierig, so als warte er mit Spannung auf das happy end eines Fernsehfilmes. Die Bibel spricht nicht einfach vom schönen Tod oder einer Art happy end. Sie spricht davon, daß der Tod bitter sein kann, daß der Mensch e i n m a l sterben muß und daß er danach sich vor Gottes An-

gesicht zu verantworten hat. Sie verheißt aber auch denen, die an Gott und Jesus Christus glauben, einen Neuanfang in Gottes Herrlichkeit.

Beides, Gericht und Gottes Herrlichkeit, spiegeln sich in dem Gleichnis von den zehn törichten und klugen Jungfrauen wider, das Jesus im Blick auf das Ende der Welt erzählt und auch im Blick auf das Ende des menschlichen Lebens. Grundsätzlich gilt dies: Nicht etwas Dunkles oder Unheimliches wird am Ende von der anderen Seite auf Jesu Jünger zukommen, sondern eine überaus lichtvolle Person, die wir schon kennen und auf die wir Christen uns von Herzen freuen dürfen. Er selbst wird kommen, der Herr, der auferstandene, verherrlichte Christus. Er wird im Gleichnis geheimnisvoll als der Bräutigam beschrieben, der zur Hochzeit unterwegs ist. Das Bild der Hochzeit symbolisiert die große himmlische Freude, die nach dem Sterben für uns bereitet ist, beziehungsweise die am Ende aller Zeit das Weltgeschehen ablösen wird. Damit ist uns zunächst einmal etwas ungemein Tröstliches verheißen. Nach allem Erdenleid, nach allem Kampf und Streit kommt nicht das absolute Nichts, kommt nicht die absolute Katastrophe, sondern es kommt das lichtvolle Reich Gottes, es kommt Christus, der Repräsentant der göttlichen Majestät und Herrlichkeit.

Tragisch ist nun allerdings dies, daß wir getauften Christen unterschiedlich auf das Kommen des Bräutigams und seiner Hochzeit reagieren. Im Gleichnis wird erzählt von fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen. Zunächst leben sie alle zehn in einer gewissen Erwartungshaltung. Doch die Energie der Erwartung ist sehr unterschiedlich. Als der Bräutigam mit seinem Kommen auf sich warten läßt, da zeigt es sich ganz deutlich: die einen haben Energievorräte und die anderen haben keine. Die einen feiern schließlich die Hochzeit, die anderen bleiben draußen vor der Tür.

Ich denke, mit diesen bildhaften Zügen hat Jesus sehr deutlich beschrieben, was wir noch heute bei uns und unseren Mitmenschen wahrnehmen können. Die einen gehen gläubig und erwartungsvoll auf ihr Ende zu, die anderen haben sich ganz und gar dem Leben verschrieben und wollen vom Tod und der Ewigkeit nichts wissen.

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung gab eine Zeitlang jede Woche ein Magazin heraus, in welchem unter anderem auch ein Fragebogen mit 37 Fragen zu finden war, der von mehr oder weniger prominenten Zeitgenossen ausgefüllt war. Die drittletzte Frage des Fragebogens lautete jedes Mal: „Wie möchten sie sterben?“ Die Antwort hörte sich bei vielen merkwürdig gleich an, nämlich „spät, schnell und ohne Vorwarnung.“ Hans Eichel antwortete: „Kein Gedanke daran.“ Erwin Teufel antwortete: „Im Frieden mit Gott und im Frieden mit den Menschen.“ Die ehemalige Tagesschausprecherin Dagmar Berghoff antwortete: „Für mich wäre es das größte Unglück, morgen sterben zu müssen. Ich möchte steinalt werden und sterben, wenn ich dazu bereit bin.“ Der frühere Bundeskanzler Kohl antwortete auf die Frage, wie möchten sie sterben?: „Vorbereitet.“

Im Gleichnis, das Jesus erzählt, geht es um die rechte Vorbereitung. Und uns sollte nun vor allem interessieren, was das denn eigentlich für uns bedeutet, vorbereitet zu sein. Die zehn Jungfrauen haben ja zunächst alle ihre Lampen mitgenommen. Die Möglichkeit, mit dem Licht der Erwartung auf den kommenden Bräutigam zuzuge-

hen, war also bei allen gegeben. Was aber ist mit dem Ölvorrat? Die einen haben zu wenig, die anderen genug. Was könnte wohl in unserem Christenleben darüber entscheiden, ob wir am Ende aufgenommen werden in die Herrlichkeit oder ob Christus uns abweisen wird?

Es geht hier um eine Energie, die uns jetzt schon mit dem kommenden Herrn in Beziehung bringt. Ich denke da an das Gebet an erster Stelle. Denn das Gebet ist die Energiequelle, aus der unser Glaubenslicht seine Kraft zieht. Das Gebet schließt uns jetzt schon den Himmel auf. Im Gebet kommt schon jetzt das Reich Gottes ganz nahe herbei. Je mehr wir im Gebet zu dem kommenden Christus aufschauen, desto vertrauter wird er uns sein, wenn er von der anderen Seite auf uns zukommt, um uns zu sich zu nehmen.

Eine weitere Kraftquelle: das Wort der Bibel. Im Alten Testament finden wir den bekannten Spruch: **Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.** Ist es nicht in der Tat so, daß wir am Ende leichter auf die Ewigkeit und auf den kommenden Herrn zugehen können, wenn wir uns zuvor das Licht des Wortes Gottes haben leuchten lassen? Da gibt es so viele Worte der Verheißung, Worte des Trostes, Worte des ewigen Lebens. Sie wollen uns vorbereiten, wollen uns Mut machen, wollen uns anleiten, den Weg durch das Leben mit einer klaren Zielvorstellung zu gehen.

Schließlich lautet eine Anweisung der Bergpredigt so: **Laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.** Wie könnten wir unsre guten Werke leuchten lassen, wenn da nicht der Glaube wäre, der uns mit Jesus Christus verbindet. Martin Luther hat einmal zu unserem Gleichnis Folgendes gesagt: „Darum sehe ein jeglicher, daß er dies zwei zusammenhab: das Öl, das ist das rechte Vertrauen und Glauben in Christum, und die Lampen, das Gefäß, das ist die auswendige Dienstbarschaft gegen deinen Nächsten.“

Die fünf törichten Jungfrauen gaben sich mit ein bißchen Ölvorrat zufrieden. Es gibt so viele getaufte Christen, die sind der Überzeugung, ein bißchen Christlichkeit, das würde schon genügen. Man gibt sich zufrieden mit Äußerlichkeiten. Man berücksichtigt gewisse christliche Traditionen. Man wahrt die Form, aber die Kraft des Glaubens verleugnet man.

Wenn Jesus uns am Ende zu sich holen möchte, dann will er in uns solche Leute sehen, die von ihm bezeiten das Leuchten gelernt haben, und die wachsam und bereit auf ihn hin gelebt haben.

Wollst endlich sonder Grämen
aus dieser Welt uns nehmen durch einen sanften Tod;
und wenn du uns genommen, laß uns in' Himmel kommen,
du unser Herr und unser Gott.

Matthias Claudius

Vom gleichen Verfasser
erschien das Buch

Nimm und lies
Gepredigter Glaube im Kirchenjahr

Cuvillier-Verlag

ISBN 3-89873-913-9

13,- Euro

